1400

741.

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries

http://www.archive.org/details/dienebenbuhler00pich

Dan Weiß sc.

Die Nebenbuhler.

Von

Caroline Pichler,

geborenen

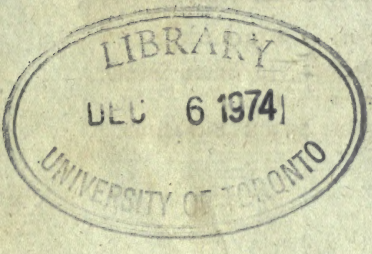
von

Greiner.

Erster Band.

Wien, 1821.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

PT
2445
P8N4



Die Nebenbuhler.

Erster Band.

Erster Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z* an Gräfinn Herminie von S*

K** den 26. März 1808.

Die ersten betäubenden Tage des Empfanges sind vorüber, es wird wieder stiller im Schlosse, und ich finde Zeit, um dir, theure Schwester meiner Seele, zu schreiben. Rückgekehrt in die Umgebungen meiner Jugend, umringt von den Gegenständen, welche einst die ersten Gefühle in meinem noch dumpfen Sinne weckten, stehe ich verwundert, wehmüthig da, und frage mich bey der Stetigkeit der Dinge um mich her, bey dem Zurücktreten in die Vergangenheit — ob es denn wohl möglich ist, und ob keine Täuschung irgend eines Zaubers mich glauben mache, daß diese stolze Gestalt in düstern Trauerkleidern, mit den Spuren langen Gra-

mes und getäuschter Hoffnung in den tiefen Zügen, und das fröhliche Fürstenkind, das einst durch diese Säle gaukelte, in diesen Spiegeln sich besah, und von der nahen Aussicht seiner Vermählung mit einem jungen, regierenden Fürsten sich nichts als goldne Tage versprach — ein und dasselbe Wesen sey?

Acht Jahre bittrer Leiden, noch bittrerer Enttäuschungen, sind über meinem Haupte hingegangen. Noch glänzen zwar die Locken desselben in hellem Gold. Kein Wunder wäre es, diese Zeit hätte sie gebleicht! Was habe ich nicht ausgestanden, was von allen dem gefunden, das schmeichelnde Umstände, meines Vaters Überredung und mein eignes arglosses Herz mir verhießen? Und diese Enttäuschungen fingen so schnell an! Das Schicksal war nicht ein Mahl so freundlich, mir Flitterwochen — Flitterstunden zu gönnen. Schon als ich — ich werde des Augenblickes nie vergessen! — als ich bräutlich geschmückt, im feyerlichen Staat, unter Lösung der Kanonen und Glockengeläute meinen Einzug in die Hauptstadt des nie gesehenen, in der Ferne angetrauten Gemahls hielt, mein Herz hoch aufschwoll bey dem Zujauchzen des Volkes, das seine blühende Für-

stinn hoffnungsreich begrüßte, ein Ideal männlicher Schönheit, nach dem übersandten Portrait und meinem heißen Herzen geformt, mir vorschwebte, die Garden in blitzenden Uniformen mir entgegen sprengten, ich unter den schönen Männergestalten die schönste mit meinen Blicken suchte, und nun, von der schimmernden Generalität umgeben, die schmächtige verwelkte Gestalt in königlichem Schimmer sich zeigte, deren helle Uniform, mit Gold bedeckt, des bleichen Antlitzes und der kraftlosen Haltung gleichsam zu spotten schien, da, da, Herminie, fühlte ich, wie mein Herz von seiner stolzen Höhe sank, wie eine eiskalte Hand lähmend in meine heißen Gefühle griff! Meine Zunge erstarrte, mein ganzes Wesen war in Entsetzen und Weh aufgelöst. D a s war der Mann, dem ich auf ewig angehörte!

Ich war unvermögend zu antworten, als er, an den Schlag des Wagens heranreitend mich begrüßte. Ich sah nicht ein Mahl, was meine Damen sahen und sich zuflüsterten: daß sein Anstand leicht und die Formen seines Gesichtes nicht unedel waren. Ich hörte nichts von dem Schwall wohlgesetzter Worte, womit er die ersehnte Gemahlinn empfing. Die Oberhofmeisterinn mußte mich erinnern, was ich zu thun hatte. Gott

weiß, wie ich mich benommen, was ich gestammelt haben mag! Verlegenheit und Überraschung waren hier wohl natürlich; sie dienten auch mir zur Entschuldigung, und so ahnete wohl Niemand, was in meiner gequälten Brust vorging. Der Herzog hatte sich indeß vom Pferde geschwungen, und mir die Hand zum Aussteigen geboten. Sie war kalt, und ich glaubte die langen Finger in der meinigen klappern zu fühlen. O, der Todes-Frost ging bis an mein Herz! Der Augenblick hatte über mein Leben entschieden!

Wie ich seitdem gelebt, wie Unzufriedenheit und Widerwille, und späterhin Haß und Abscheu gegen ihn meine Brust erfüllten, wie es mir unmöglich war, an Einem Orte mit ihm auszuhalten und mein Schicksal mich rastlos in der Welt herum trieb, den Frieden, die Seligkeit zu finden, ach! die nirgends wohnen können, als in der eigenen Brust des liebenden und wieder geliebten Weibes — das weißt du. Auf jenen Reisen habe ich dich wieder gefunden, die ich schon früher im Vaterlande gesehen, aber damahls im Rausch jugendlichen Frohsinns nicht erkannt hatte. Du fandest mich in dem Anschein von Glanz und Genuß, der mich rauschend umgab, dein Herz las in dem verwandten Herzen,

und wir verstanden uns. Aber auch von dir mußte ich mich bald losreißen; denn es fiel dem Herzog plötzlich ein, daß meine Reise zu viel Geld kostete, nachdem die ungeheuern Summen, welche er verschwendet, das Land erschöpft, die Finanzen zerrüttet und eine allgemeine Einschränkung nothwendig gemacht hatten. Bey mir, der Gemahlinn, ward liebevoll damit der erste Anfang gemacht. Ich mußte zurückkommen. Ich sah das Elend des Landes, die Verwirrung in den Geschäften, ich hörte die Flüche, die über unsere Häupter ergingen, und nur mit peinlicher Anstrengung gelang es mir, die Macht, welche Andere mißbrauchten, an mich zu ziehen, dem verheerenden Strom der Mißbräuche Einhalt zu thun, und wieder so viel Ordnung in die Verwaltung zu bringen, daß ich sie, als endlich der frühzeitige Tod des Herzogs das Land von seinem Joche, mich von meiner schmerzlichen Kette erlöste, in leidlichem Zustande dem Bruder meines verstorbenen Gemahls übergeben konnte. Aber kaum war auch dieß geschehen, als ich ein Land floh, wo nur schmerzliche Erinnerungen mich bey allen Schritten umgaben, und hierher in meines Vaters Arme eilte.

Nun bin ich frey. Das Nachtstück mei-

nes Lebens sank hinter mir in den Strom, nicht der Vergessenheit, aber der Vergangenheit hinab. Es ist vorüber und das Gefühl aufhörenden Schmerzes ist das einzige Gut, das ich genieße. Acht Jahre einer solchen Aufreibung unter den gehässigsten Empfindungen, eines solchen freudenlosen Darbens an jedem besseren Gefühle, solcher stäten Kämpfe, haben jede Möglichkeit des Glücks in mir aufgezehrt. Ich bin alt geworden und nicht jung gewesen, ich war schön und glänzend, und nie geliebt. So stehe ich mit sechs und zwanzig Jahren, angeekelt von Allem, lebensmüde und vertrocknet, in einer mir fremden Welt. Wohl habe ich am Hofe meines Gemahls und auch hier eine Menge Leute kennen gelernt; Menschen? nur wenige. Wohl haben Viele mir gehuldigt, aus Eitelkeit, aus Absichten, aus Liebe vielleicht sich eifrig um mich beworben; Keiner hat mein Herz gerührt, keine Seele in der meinigen das genügende Gefühl des Verstandenseyns erregt. Ja, ich bin einsam unter einer Menge, die sich schmeichelnd, bewundernd, kriechend um mich drängt. Mein Vater liebt mich; aber Jahre und eine ganz verschiedene Richtung des Geistes machen jenen Verein der Gemüther, jenes Ent-

gegenkommen, jenes leise Berühren und doch vollständige Erkennen der Seelen unmöglich. Warum bin ich auf der Welt? So frage ich mich jeden Morgen, wenn das zweck- und freudenlose Tagwerk des Aufstehens, Ankleidens, Ausfahrens und tausend nichtiger Geschäftigkeiten beginnt, und: wozu hast du gelebt? ist meine eben so ertödtende Frage, wenn meine Kammerfrauen Abends all' den unnützen Staat von mir nehmen, und das einsame, o wie oft mit Thränen benetzte, Lager mich empfängt. Mein Daseyn ist ein nebliger Abgrund, und kein freundlicher Stern hat seit den rosigen Tagen meiner Kindheit es erhellt, keiner wird es mehr erhellen!

Zweyter Brief.

Dieselbe an dieselbe.

K** den 13. May 1808.

Ich habe eine Erscheinung gesehen, die erste dieser Art hier am Hofe, vielleicht die erste in diesem Sinne in meinem Leben. Gestern fuhr mein Vater mit mir nach Lindenhain. Es war ein schöner, warmer Lenztag nach ein paar stürmischen Wochen, welche uns die Blüthenzeit und den Anblick der auflebenden Natur verwehrt hatten. Du weißt, wie mein thörichtes Herz noch so warm schlägt, und in Ermangelung mitfühlender Menschen nur desto kindlicher an der Natur hängt, die allein ewig treu und ewig wahr an dem Ankergrunde festhält. Es war mir ein Fest-

tag, Lindenhain, das immer geliebte Schlößchen, den Schauplatz meiner Kindheit, meiner ersten und einzigen Lebensfreuden wieder zu sehen. Der Morgen war so lau, die Luft so gläsern rein; die Gegenstände schnitten sich in so scharfen Umrissen gegen den tiefblauen Himmel ab, von dem die Stürme der vorigen Tage alle trüben Dünste fortgeblasen hatten. Mein armes Herz ging weit auf. Ach, wer das von sich sagen könnte? Wem die Stürme des Lebens, nachdem sie ausgewüthet, auch einen so reinen Himmel in der Seele hinterließen! — Nun fuhren wir die kleine Anhöhe hinauf, nun waren wir oben, und nun lag das freundliche Thal mit dem netten Schlosse, den zierlichen Anlagen, dem wohlgebauten Dorfe hinter Weiden und Erlen halb verborgen, in allem seinen Frieden und seiner jugendlichen Frische vor uns. Ach, es war meine Jugend selbst, die in diesem lieblichen Bilde mich anlächelte! An der Allee stieg ich aus — mein schwellendes Herz vertrug das Eingeschlossene des Wagens nicht mehr — und ging zu Fuß auf den Garten zu. Wie schön, wie wunderbar herrlich strahlte mir dieser in der Farbenpracht des Frühlings entgegen! Zu meinen Füßen ausge-

breitet lag der glänzende Teppich eines großen Rasenplatzes vom feinsten Grase, rings herum erhoben sich Gebüsche und Bäume in jugendlicher Frische, hellgrüne Fliedersträuche, mit weißen und blauen Blüthendolden bedeckt, über ihnen das hangende Gold der Cytisus-Trauben, mit denen der Morgenwind spielte, und die wunderbare Cercis mit den blaßröthlichen Blumen, die, aus dem harten Holz in verschwenderischer Fülle hervorgetrieben, mir ein Bild meines Herzens waren, das trotz seiner Verarmung noch fähig blieb, Blüthen des Gefühls und der Freude im Frühling zu treiben. O, dieß Farbenspiel, mit dem verschiedensten Grün mahlerisch vermengt, diese Düfte, diese schlagenden liebenden Vögel, die in den Jubel der Natur hineinjauchzten, diese Herrlichkeit des Frühlings! — Ich war außer mir! Mein Vater folgte mir, von dem Hofgärtner begleitet, und vergaß in Anordnungen und Planen für künftige Freuden und Schönheiten allen Genuß der gegenwärtigen, in denen ich schwelgte. So sind die Menschen! So wenig verstehen sie die seltnen Blumen, die das karge Geschick ihnen streut, aufzugreifen und sich ihrer zu freuen.

Ich schlenderte fort und war nahe an das

Plätzchen gekommen, wo einst die Trauereſche über dem kleinen Tiſchchen, an dem ich in meiner Jugend ſaß, und las oder nähte, ſich damahls noch mit wenigen Äſten beugte. Jetzt ſah ich mit Staunen eine dunkle, reichbehangene Laube ihre weinenden Äſte über das Tiſchchen breiten. Ich ſeufzte. Sie war reich und blühend; ich war vergangen! Aber es war ja eine Trauereſche, und die hatte mein Schmerz groß gezogen. Da hat ſie wohl wachſen können!

Jetzt ſtand ich am Eingange der Laube, und erſchrack; denn in dem Augenblick erhob ſich ein junger Menſch, der hier geleſen hatte, etwas langſam von der Bank, ſchien eben ſo betroffen, mich zu ſehen, und trat mit einer anſtändigen Verbeugung ſeitwärts. Es war eine edle Geſtalt. Ausdrucksvolle Augen, etwas düſter überſchleyert, ſtrahlten mir entgegen; doch trugen Züge und Haltung das Gepräge des Leidens. Ich weiß nicht, warum ſein Anblick mich ſo beſonders ergriff. Ich hatte ſchönere, ich hatte impoſantere Geſtalten geſehen; dennoch fühlte ich mich verlegen. Mein Vater, der in dieſem Augenblicke mit dem Gärtner zu uns trat, brachte Alles bald in's Geleiſe. Ach, lieber Elmwald! hörte ich ihn mit freundlichem Tone ſagen: Wie freut es

mich, Sie im Freyen zu sehen! So sind Sie wieder wohl?

Nicht völlig, Eure Hoheit! erwiederte der junge Mann, aber unendlich besser durch die gnädige Erlaubniß, hier zu wohnen und der erquickenden Luft zu genießen.

Mein Cabinets-Sekretär Elmwald! sagte hierauf mein Vater, indem er sich zu mir wandte, und mir den jungen Mann vorstellte — und zu ihm: Meine Tochter, die verwitwete Herzoginn von Z..!

Bey diesen Worten glaubte ich eine schnelle Bewegung über des Fremden Züge fliegen zu sehen; er verbeugte sich ehrfurchtsvoll und trat zurück. Das ist der Fluch der Hoheit! dachte ich: Warum mußte der Vater mich nennen? Warum konnte ich nicht als Mensch dem Menschen gegenüber stehn?

Können Sie uns begleiten, lieber Elmwald? fragte mein Vater liebreich: So gehn wir ein wenig zusammen durch den Schloßgarten. Meine Tochter hat das Alles seit acht Jahren nicht gesehen. Da ändert sich freylich Vieles.

Elmwald verbeugte sich: Ich werde folgen mit Eurer Hoheit Erlaubniß. Mein Vater gab mir den Arm, Elmwald und der Hofgärtner tra-

ten uns nach. Ich sah, daß dem jungen Mann das Gehen noch ein wenig beschwerlich fiel, und ich wußte es so einzurichten, daß wir langsam gingen und mein Vater über allerley Bemerkungen und Reden zum Gärtner öfters stille stand. Dann waltete das Gespräch zwischen mir und Elmwald. Es betraf, wenn du willst, nichts als den Frühling, den Garten, die Pflanzen; aber du weißt, was wir so oft im Leben erfuhren, wie so gar wenig darauf ankommt, was, sondern wie man spricht, wie der Geist in einzelnen Worten, in Auffassungen, ja in Lauten und Blicken sich kund gibt, wie gleich Alles Leben bekommt und Leben weckt, und in gehaltvollen Seelen die Natur, die Menschheit, Alles sich klar, tief und edel abspiegelt, so wie eine Landschaft verschönert aus dem schwarzen Spiegel als ein holdes Kunstwerk uns entgegen strahlt, indeß alltägliche Seelen, gleich gewöhnlichen Spiegeln, das Bild, wie es ist, oder wohl gar unklare, zerfahrne Gestalten wieder geben.

So ging es hier. Elmwald schien mich zu begreifen. Ich begriff ihn ganz. Diese wenigen Stunden genügten für vierzehn Tage stätigen Beysammenseyns. Mein Vater zog ihn zur Tafel. Er durfte nur wenig und nicht von allen

Speisen essen. Ich war dafür besorgt, und es freute mich, daß ich es seyn durfte. Er erkannte es mit zarter Ergebenheit. Über Tische erfuhr ich nun, daß er schon seit drey Jahren an meines Vaters Hof diene, daß er sich diplomatischen Geschäften zu widmen denke, und eine Anstellung bey einem Gesandtschaftsposten suche. Den Winter über hatte er lange gekränkelt, eine Folge vieler Arbeiten und Nachtwachen. Der Zustand war gegen den Frühling zu so bedenklich geworden, daß ihm der Arzt jede Anstrengung verboth, und mein Vater, der den jungen, talentvollen Mann liebt und als Geschäftsmann nothwendig braucht, ihn hierher schickte, um in Einsamkeit und gesunder Luft sich zu erhohlen. Die Art überhaupt, wie der Vater ihn behandelte, und wie Er sich gegen diesen betrug, zeugte von der höheren Natur, die hier waltete, von der Macht der Persönlichkeit, die überall hin, wo ihre Strahlen leuchten, sich ihrer Gewalt über die Gemüther mit Sicherheit erfreut.

Nach Tische wurde ein Gang in die Wirthschaftsgebäude vorgeschlagen. Ich hätte mich gern von der Promenade dispensirt. Ich liebe es nicht, das dessous des Cartes im menschlichen Leben zu sehen, und, was zierlich und mit poetischer

Äußerlichkeit da steht, gleich dem Landleben und seinen einfachen Genüssen, nun mit prosaischer Genauigkeit, wie es langsam, mühevoll und oft gemein entsteht, genau zu untersuchen. Auch schien es mir billig, die Kräfte eines Reconvalescenten nicht so unbescheiden in Anspruch zu nehmen. Der Meierhof ist ziemlich vom Schlosse entlegen, und ich kenne meines Vaters Liebhaberey, dem, wenn er ein Mahl im Zuge ist, kein Ort zu entfernt, kein Weg zu schlecht scheint, um Dieß oder Jenes selbst in Augenschein zu nehmen.

Glücklicher Weise fiel mir die treffliche Kupferstichsammlung oben im Cabinett des linken Eckthurmes ein, mit der herrlichen Aussicht über Gärten und Umgegend, die mir einst so manche vergnügte Stunde gewährt hatte, als ich noch unverständig mit blinden Augen, bloß durch einen innern guten Sinn geleitet, diese Meisterwerke mehr bewundert als begriffen hatte. Jetzt, nachdem ich in Italien und Deutschland das Beste, mag ich wohl sagen, das die Jahrhunderte hervorgebracht, gesehen habe, jetzt, da mein Blick eingeweiht ist, durfte ich mir einen Genuß würdigerer Art versprechen, einen Genuß, noch gewürzt durch die Theilnahme eines regen, feingebildeten Geistes. Ich erhielt von meinem Va-

ter die Erlaubniß, zurück zu bleiben, und ich fragte Elmwald, ob er die Sammlung schon gesehen und mich begleiten wolle? Er nahm den Vorschlag mit freudiger Lebhaftigkeit an. Ich ergriff seinen Arm, gleichsam um mich an ihm zu führen, im Grunde um ihn auf der steilen Treppe zu unterstützen, wenn ihm vielleicht das Steigen zu beschwerlich fiele; und ich kann dich versichern, daß die Mischung von Bescheidenheit, Überraschung und Selbstgefühl, welche sein Benehmen in diesen Augenblicken ausdrückte, mir ganz besonders wohlgefiel. So muß der Mann, der seinen Werth fühlt, aber den Unterschied der Stände kennt, sich gegen Höhere benehmen; es ist die einzige Art, um sich zu behaupten, und uns nicht zu verletzen.

Oben saßen wir nebeneinander in dem lieblichen, runden Cabinett — da hinüber durch die hohen Bogenfenster die Aussicht auf den unten gelegenen Garten, auf die nahen waldbekrönten Hügel voll Frühling, voll Blüthen, voll erwachenden Lebens und Liebens — dicht vor uns die Meisterwerke der bildenden Kunst, von welchen unsere Augen öfters abschweiften, um die Wirkung der Beleuchtung bey einem heraufziehenden Gewölk im Süden zu bemerken, gegen

dessen graublauen Hintergrund die hellgrünen Acacien und Birken der Anhöhe wunderbar hervortraten — zwischen uns ein lebhaft wechselndes Gespräch über Kunst und Natur, bey dem Elmwald einen erstaunenswürdigen Schatz von Kenntnissen und Kunstsinn entfaltete — überall Berührungen, überall Puncte des Zusammenklanges der Seelen! Es waren zwey köstliche Stunden! Auch schien sich Elmwald heiterer zu fühlen, als am Morgen, alle Spuren seiner Erschöpfung waren verschwunden, und herzlich lachend über einen komischen Auftritt im Schloßhofe, dessen Zeugen wir vom Fenster herab waren, traten wir endlich dem Vater entgegen, als er mich zum Fortgehen abhohlen ließ.

Im Nachhausefahren ergoß sich dieser unerschöpflich zu Elmwalds Lobe. Seine Pünctlichkeit, sein Eifer, seine vielseitigen Kenntnisse und die Gewandtheit, mit der er jedes Geschäft sogleich aus dem richtigen Gesichtspuncte zu fassen und mit Kraft zu behandeln wisse, waren eben so viele Capitel dieser Lobrede, in die ich gern einstimmte. Er wird seinen Weg machen, schloß mein Vater endlich: Es ist nur Schade, daß er nicht von Geburt ist, er könnte es bis zum Minister bringen. Mir that dieß Lob wohl, noch

wohler die wahrhaft väterliche Zuneigung, mit der der würdige Greis von dem Jünglinge sprach, dessen kräftige, blühende Jugend ihn so wohlthätig angeregt zu haben scheint.

Seitdem — es sind ungefähr zehn Tage — habe ich Elmwald nicht wieder gesehen. Er ist noch in Lindenhain, wo ihn der Befehl des Arztes und seine Schwäche festhalten. Sonst, denke ich, wäre er wohl vielleicht schon hier! Meinst du nicht auch?

Reden indessen von ihm und ihn preisen höre ich hier genug. Kein Wunder! Es würde hinreichen, daß man ihn als den Liebling des Herzogs kennte, um ihn, auch unbegriffen und vielleicht im Herzen gehaßt, doch von den feilen Seelen des Hofgesindes umschmeichelt und umkrochen zu sehn. Hier aber ist noch eine Persönlichkeit, die auch ohne Fürstengunst und Glanz durch sich allein steht und herrscht.

Sieh, Herminie, so war dieser Tag, still, angenehm und höchst merkwürdig; denn ich habe einen Menschen kennen gelernt. Hier sind nur Puppen und Affen um mich.

Dritter Brief.

Gräfinn Herminie von S** an die Herzoginn Alexandrine von Z**.

Rettlingen den 20. May 1808.

In einer recht trüben Stimmung, theure Freundinn! traf mich dein Brief vom 26. März, und half sie nicht zerstreuen. Der Scheidungsprozeß geht nur langsam vorwärts. Die Familie des Grafen macht mir tausend böse Einstreuungen, indem sie ihn zu Schritten verleitet, die er für sich gewiß nicht thun würde. Indeß, ich weiche nicht. Ich werde fest auf meinen Forderungen beharren, die allein mir eine leidliche Existenz sichern, und für die schönen, hingeopferten Jahre, nicht entschädigen, aber lohnen sollen. So hetzt und plagt Eines das Andere und erschwert die gemeinsam nachtheilige Lage, und gerade in einem solchen aufgeregten

Augenblick kam dein Brief. Ich kann dir nicht sagen, wie weh, wie geisterhaft grauenvoll mir ward bey der Beschreibung deiner Rückkehr in das väterliche Haus, deines jetzigen Seyns in all' den Umgebungen, die nicht mehr zu dir, wie du nicht mehr zu ihnen passest. Ich sah dich vor mir, tief in Trauerkleider verhüllt, die nicht dein Gefühl, nur die Convenienz um dich warf, und die doch so ganz und innig zu deinem Schicksal gehören, indem sie in wunderbarer Verwechslung nicht deinen Witwenstand in den Weltverhältnissen, sondern die Verarmung und Verödung deines zerstörten Innern bezeichnen. Ich sah den ernsten Ausdruck in den seelenvollen Zügen, die freye Stirn, von jenen hellen, goldnen Locken umkränzt, die schon so manchen Dichter zum Singen begeistert hatten, ich sah die Hoheit der königlichen Gestalt, so ganz zur Liebe und Herrschaft geboren, und so um allen Genuß des Lebens betrogen, nun mit dem Geschick um die verlorne Jugendlust rechtend, die sie einst in diesen Gemächern, in diesen Umgebungen beseligt hatte, mit wunder Seele nach einer einzigen Blüthe umschauend, wie sie ihr einst hier zu tausenden entgegengeduftet, und nun keine — keine Einzige in der öden Gegen-

wart sich zeigen wollte; und ich fühlte mit dir im Innersten meines zerrissenen Herzens. Ach, ich kenne ja diese Art von Leiden, die bitterste, die in einer menschlichen Brust wüthen kann! Habe ich nicht auch eine hingeopferte Jugend an der Seite eines welken Greises zu beweinen? Und wenn ich es vermochte, ein Band mit Entschlossenheit zu zerreißen, dessen Druck ich nun und nimmer auszuhalten im Stande war, so war es mein untergeordnetes Verhältniß, das mich begünstigte, wo dir, der fürstlichen Frau, auf welche das ganze Land seine Blicke richtete, diese Rettung versagt war. Gelitten hatte ich wie du, verloren wie du, und noch mehr; denn ich hatte geliebt, ehe man mein hochschlagendes, blutendes Herz in die Fesseln der allerungleichsten, allerunglücklichsten Ehe zwang.

So verstand ich bis auf die leisesten Anklänge deinen Brief. Vor Allem ergriff mich die Schilderung deines ersten Zusammentreffens mit dem verstorbenen Herzog von Z**. Du hast mir wohl in unserm früheren Beysammenseyn Vieles erzählt, und manche Scene deines freudenlosen Lebens aus der trüben Nacht heraufbeschworen, welche Zeit und gewaltsames Niederkämpfen darüber gebreitet hatten; diese

furchtbare Propyläe deines Geschickes, dieses vorahnende Erkennen, das in dem ersten Momente alle Gräuel und Jammer der Zukunft zu empfinden gab, habe ich nicht gekannt.

Mehr beruhigt haben mich Ton und Inhalt deines zweyten Briefes. Aber darf ich es sagen? Meine fürstliche Freundinn ist wohl ungerecht gegen sich und Andere. Elmwald ist unstreitig eine bedeutende Erscheinung, vielleicht die bedeutendste, die dir in K.. vorgekommen seyn mag. Ich weiß Manches aus früheren Verhältnissen von ihm. Aber hast du unsrer Italienischen Freunde, hast du so manches merkwürdigen Begegnens auf unsern Reisen am Rhein und im nördlichen Deutschland so ganz vergessen? Oder wäre es auch möglich? Alexandrine von Z**, prangend in allem Liebreiz des Körpers und in allem Reichthum der Seele, sollte wirklich sechs und zwanzig Jahre alt geworden seyn, und nie das Gefühl leidenschaftlicher Liebe eingeflößt, nie einer vorzüglichen, sie ganz begreifenden Männerseele begegnet haben? Aber freylich! Welche Erscheinung könnte auch dir genügen, wenn du fremde Leistungen nach deinem eignen Werth berechnest und fordern willst, was du gibst, was du bist? Du

wirst mich keiner Schmeicheley zeihen. Drey Jahre haben wir auf Reisen zusammen gelebt, in hundert Lagen und Stimmungen habe ich dich beobachtet; wie ich, kennt dich Niemand, und so wiederhohle ich es noch ein Mahl: Du wirst nie finden, was du suchst, wenn du suchst, was dir gleich ist.

Ein Zufall hat mir längst einige Notizen über den interessanten Jüngling zugespielt, dessen erstes Auftreten unter den romantischen Umgebungen des schönsten Frühlings-Gemähldes dir so überraschend erschien. Dumesnard — du erinnerst dich des treuen Freundes wohl noch aus Mailand? — hatte ein Geschäft seines Hofes vor anderthalb Jahren hierher geführt. Es war Elmwald, deines Vaters Cabinetssekretär und Vertrauter, an den man ihn in geheim gewiesen. Öffentlich ging die Sache ihren Weg durch den Minister. Dumesnard war eben so erstaunt über die ausgebreiteten Kenntnisse des jungen Mannes, als mit Achtung erfüllt durch die feste Redlichkeit, mit der er jede Probe der Versuchung bestand. Es soll ein seltsames Gemisch von düstrer Heftigkeit und strenger Selbstbeherrschung in dem jungen Mann seyn. Besonders hält ihn Dumesnard in Verdacht der Gleichgültigkeit gegen unser Geschlecht. Er er-

klärte das aus seinem aufstrebenden Ehrgeiz, und sieht den Ruhm für die Schöne an, um deren Gunst er buhlt. Manche denken anders von ihm und glauben, es läge eine tiefe Leidenschaftlichkeit und eine große Fähigkeit, innig zu lieben, in seinem Gemüth. Ob sie richtig gesehn: willst du es in einiger Zeit beantworten?

Noch einen Wunsch, eine Frage hätte ich dir vorzutragen. Der Frühling ist erwacht; durch deinen Brief spielen seine schönsten Strahlen, und klingen seine süßesten Töne. Sie rufen mir das Land der reichen Farben, der holden Klänge zurück. Zauberisch steigen die hesperischen Gefilde vor dem Blicke meines Geistes empor. Ich sehe die warmen Farbentöne, die Pinien schaukeln sich in lauen Lüften, Oleander- und Pomeranzendüfte wehen mir entgegen, die Kunst — die alte, wie die neuere — thut ihre Schätze vor mir auf, und eine unendliche Sehnsucht ergreift mich. O laß uns gehn! Dahin, dahin, möcht' ich mit dir du Seelenschwester, ziehn, damit die wunden Herzen sich wieder ausheilen und die Leiden, welche die rauhen Lüfte des Nordens und der rauheren Wirklichkeit in diesen ehrbar förmlichen Verhältnissen der sogenannten großen Welt unsern

Körpern, wie unsern Geistern zugefügt, wieder unter dem milden Himmel, in dem zwanglosen Weben und Treiben eines Volkes gesunden, das genügsam und phantasiereich genug ist, um nicht vom armen täglichen Erwerb beängstigt zu werden, das sich frey in freyer Natur bewegt, und den Becher unschuldigen Lebensgenusses bis auf seinen Boden ausleeren darf, ohne bey jedem Tropfen die Convenienz zu fragen, ob's auch erlaubt ist? Mit einem Worte, meine Reiselust ist wieder erwacht. Lange an Einem Orte zu weilen ist mir nicht möglich. Wozu auch? Ohne Gemahl, ohne Kinder, ohne Ein theures Wesen, das ich mein nennen, dem ich ganz angehören dürfte, ist mein Vaterland überall, wo wenigstens die Bedingungen meiner physischen Existenz fröhlich und genügend erfüllt, und die Forderungen meiner geistigen Bildung befriedigt werden. Italiens Lüfte wehen mich heimathlich an. Dort war ja auch dir so wohl! Dort ruhte dein gepeinigtes Gemüth von ewigen Entsagungen aus! O laß uns ziehn!

Vierter Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z** an die Gräfinn Herminie von S**.

Lindenhain den 6. Junius 1808.

Du willst dein Vaterland wieder verlassen? Unstäter Geist! Unstäteres Herz! Doch ich tadle dich nicht. Wer gelitten hat wie du, und einzeln steht wie du, flieht gern den Schauplatz trüber Ereignisse, und wendet sich dorthin, wo in fremder Ferne kein Gegenstand schmerzliche Erinnerungen weckt, wo das Ungewohnte, Neue selbst Zerstreuung verspricht, und die hundert Meilen von uns Gebornen uns nicht fremder erscheinen, als die herzlose Mitbürgerschaft, die ohne Sinn und Begriff für unser eigenstes Selbst, verletzend und anmaßend, an dem Heiligthum unsrer Seele rührt und meistert.

Ich würde dir folgen, Herminie, wenn mein Vater nicht wäre. Nach acht Jahren der Tren-

nung hat die endliche Lösung meiner Fesseln mich wieder mit ihm vereinigt. Ich bin zwar nicht sein einziges Kind, aber seine einzige Tochter, das einzige Wesen, das nach dem Tode der Mutter und der Entfernung der Brüder in fremden Kriegsdiensten, um ihn leben, ihn erheitern, ihm nothwendig werden kann. Das gibt meiner zwecklosen Existenz Gehalt, und wenn der edle Greis sich in meinem Umgange belebt, gestärkt zu seinen schweren Geschäften fühlt, wenn er mir Manches vertraut und manche Sorge in meine Brust niederlegt, so erkenne ich: es wäre pflichtwidrig, ihn zu verlassen.

Auch sorgt er liebevoll für mein Vergnügen. Seit acht Tagen bewohne ich Lindenhain. Er hat mir die Erlaubniß hierzu ertheilt, weil er weiß, wie sehr ich von jeher dieses Plätzchen geliebt und es allen unsern größern, prächtigeren Schlössern vorgezogen, wie hier die unschuldigen Geister meiner Kindheit mich beruhigend umschweben, und in dem Frieden der Natur, und süßer, wenn gleich wehmüthiger Erinnerungen das peinlich aufgeregte Gemüth sich zu stillen anfängt. Die Residenz ist drey Meilen von hier entfernt; Zwischenraum genug, um überlästige Gäste abzuhalten, und doch nahe ge-

nug, daß mein guter Vater mich jede Woche ein auch zwey Mahl besuchen und das Nöthigste mit mir besprechen kann.

Ich bin überdieß nicht ganz allein. Der Schloßcaplan, ein ehrwürdiger Greis, der Lehrer meiner Jugend, lebt noch hier. Auf eine Viertelstunde vom Park wohnt in einer kleinen, niedlichen Villa die Witwe unsers braven Generals von F** mit zwey halberwachsenen Töchtern, holden, kaum entfalteten Blüthen, sie selbst eine geistreiche Frau, der ich nichts auszustellen wüßte, als die gar zu große Klarheit, ich möchte sagen, Durchsichtigkeit ihrer Denkart und Anschauungsweise, die in dieser ehrbaren Kälte und Einfachheit sie der gemeinen Prosa nähert. Dann bewohnt auch noch Elmwald das Schloß, weil der Rath des Arztes ihm nicht erlaubet, sich schon wieder in die Geschäfte zu stürzen. Mein Cirkel ist klein, aber gewählt, und ich könnte ihn in keiner Residenz besser finden, wenn auch du dich entschlössest, hierher zu kommen. Sieh, du fändest hier in einem Kreise von sechs Personen das menschliche Leben in allen seinen reichsten Verhältnissen und Entfaltungen vor dir. Kaum bewußte, hoffnungsreiche Jugend, männliche Kraft und kühnes Aufstreben, hier

ein Wesen, mit aller Fähigkeit und allem Wunsch zu lieben und durch Liebe glücklich zu seyn, in Mitte der stolzen Laufbahn durch ein grausames Schicksal gehemmt, gebrochen, dort die Matrone mit dem von jeher ruhigen Sinn in alltäglichen Verhältnissen ehrbar und einfach, und endlich das ehrwürdige Alter, das durch Zeit und Erfahrung, über die Stürme des Lebens erhaben, längst schon nur mit und in Andern noch von der Welt und ihren Leiden berührt wird. O komm zu uns! Es ist sehr schön hier.

Vor Allem anziehend sind die stilleren Abende. Die Witterung ist kühl, unsere Spaziergänge geschehen also in den Nachmittagsstunden; denn das schöne Vorrecht des Landlebens, der Natur und den einfachen Sitten näher zu seyn, hat mir die Freyheit gegeben, auch meine Tagesordnung ihren Forderungen gemäß einzurichten. Nicht nach der Weise schwelgender Städter, die erst lange darnach, wenn die arbeitende Classe sich müde geschafft hat und Stärkung in der Nahrung sucht, vom künstlichen Reize ausgesuchter Mischungen die Eßlust erwartet, welche jenen der Fleiß gibt, gehn wir hier sehr zeitig zu Tische. Ein einfaches Mahl wird gegen zwey Uhr aufgetragen, wenige, ge-

wählte und auch einem Greise oder Kranken zuträgliche Speisen; denn du weißt, ich mag, ich darf nach dem Rath meines Arztes nicht allein essen. Er kennt meine Unart, wenn ich allein bey Tische bin, mit dem Buch in der Hand die Speisen zu verschlingen. Ach, einst mußte ich so leben, wenn ich nicht mit Jenem speisen wollte, dessen Gegenwart mir jedes Mahl vergiftete, und die Geschäfte und Sorgen, welche damahls auf mir lagen, gestatteten mir auch kaum mehr Frist zu dieser Erhohlung. Ich habe also meinen Gast hier im Schloß an meine Tafel gezogen, und oft leistet uns auch der gute Abbé Gesellschaft. Nach Tische, wenn ich Elmwald in seinem Zimmer habe ausruhen oder ein Bißchen schlummern lassen, kommt er, mich abzuhohlen, und wir streifen in den nächsten, wirklich mahlerischen Umgebungen umher, meistens von der Generalinn oder einer ihrer Töchter oder ein Paar meiner Frauen begleitet, gehen auf benachbarte Dörfer, ersteigen die waldigen Hügel, und genießen mit vollen Zügen des Lenzes und der Natur. Gegen sieben Uhr sind wir dann alle Mahl zurück. Auf der Terrasse vor dem Schloß wird das Abendbrot aufgetragen. Uns gegenüber sinkt die Sonne in feurigen Strahlen hin-

ter die waldigen Berge, ein Heer rosenrother Wölkchen zerstreut sich über unsern Häuptern, die leisen Lüfte bringen uns Düfte der Blüthen oder des wohlriechenden Heues, das hier und dort auf den Wiesen liegt, das Geräusch des Tages verstummt, die kleine Gesellschaft verläßt uns, und es wird still um uns her. Nun erheben tausend Nachtigallen in den Büschen ihren schmelzenden Gesang voll Sehnsucht und Liebe; dann liest mir Elmwald mit seiner richtigen Declamation, mit dem Feuerausdruck seiner Flammenseele irgend ein schönes Gedicht vor, oder sagt ein anderes, das sein Gedächtniß mit so vielen andern Schätzen der Wissenschaft bewahrt, und meine Seele versinkt in süße Träumereyen. Es wird stille in mir, und alle Schmerzen meiner Vergangenheit schlummern ein in diesem Frieden der Dämmerung, unter den Tönen der Nachtigallen, unter den Worten meines Begleiters. Zuweilen unterbricht er sich mit einem Ausruf, wenn ihn die Schönheit des Abends, oder eine Stelle seines Gedichts, oder vielleicht ein Gedanke tief und schnell erregt, und Blitze von Betrachtungen und Empfindungen sprühen aus seiner Seele. Oft auch scheint ein weicheres, fast wehmüthiges Gefühl

sich seiner zu bemächtigen. Er verstummt im Lesen, das Buch entsinkt seiner Hand, sein großes, dunkles Auge umschleyert sich mit einer Thräne. Da blickt er vor sich hin, und dann empor, und wenn sein Blick, in Zähren schwimmend, mich trifft, dann sinkt er schnell zu Boden, aber sein Ausdruck schwindet nicht so schnell aus meiner Seele. O diese nassen Augen erscheinen mir überall, sie verfolgen mich in den Stunden der Einsamkeit, ich sehe sie vor mir, wenn ich lese, wenn ich arbeite, sie erscheinen mir in den dunkeln Stunden der Nacht. Warum thränt sein Auge? Was ist der Schmerz, der diese sonst kräftige Seele bewegt? Wem gilt der halbentflohene Seufzer? Soll ich — darf ich deuten?

Ich mag nicht forschen, ich will nicht grübeln, nicht wissen; ich will mit halbgeschlossenem Auge, mit gefangenem Sinn die Freuden genießen, welche die Gegenwart mir beuth. Mit Bienenlippen, wie Matthisson singt, will ich kindlich daran hangen; denn ich fürchte, daß auch sie mir entfliehen, und sich an meine Vergangenheit reihen möchten. Was dieser angehört, ist dunkeln Mächten verfallen! Lange wird meine stille Lust ohnedieß nicht ungestört

währen. Elmwald spricht sehr ernstlich davon, daß er zu seinen versäumten Geschäften zurückkehren müßte. Ich werde mit dem Leibarzt, der ihn behandelt, reden, und nicht geschehen lassen, was ihm schädlich seyn könnte. Oder fürchtet er den Aufenthalt in Lindenhain?

Fünfter Brief.

Eduard von Neuenbach an Raphael.

O..g, den 14. Junius 1808.

Deinen Brief vom letzten May erhielt ich erst gestern. Laß dir herzlich, mit ganzer Seele dafür danken! Er enthält in seiner theilnehmenden Sprache wie in seinen Rathschlägen, deren Weisheit ich wohl einsehe, neue Beweise deiner Liebe. Aber, Freund, zürne mir nicht! Befolgen kann ich sie nicht. Höre meine Gründe!

Ich kann nicht weg von hier. Du wirst mich wieder schwach schelten, ich weiß es; aber du thust mir doch Unrecht, denn du kennst nicht Alles so, wie es ist, und immer bleibt es sehr schwer, dem Abwesenden ein deutliches Bild der Menschen und Verhältnisse, die ihm nie bekannt waren, zu geben. Unsere Geschäfte sind jetzt sehr

vermehrt, der Hof hat unserm Hause die Lieferungen für die Armee übergeben, Gelder müssen herbeygeschafft, einige Commis mit Aufträgen in benachbarte Orte gesandt werden. Ich bin mit Herrn Florheim und dem Cassier fast allein im Comtoir. Bey diesen Umständen wäre, einen Urlaub zu fordern, so unbescheiden als widersinnig.

Ganz austreten? Das ließe sich freylich eher thun, wie jede ganze Maßregel immer leichter zu ergreifen ist, als eine halbe, den Knoten durchhauen bequemer, als ihn lösen. Herr Florheim müßte dann denken, meinst du, ich sey gestorben; in dem Falle wäre ja auch nichts anderes zu thun, als sich zu ergeben und einen Andern an meine Stelle zu setzen. Ich bin aber nicht gestorben. Er weiß es, die Welt weiß es. Ich könnte nur durch einen auffallenden wahrhaft excentrischen Schritt jetzt meine Freyheit erlangen; ich müßte überdieß eine ungeheuere, recht unverschämte Lüge erdichten, und Florheims Freundschaft auf's Spiel setzen. Und das Alles — warum? — Um mich aus der gefährlichen Nähe eines der liebenswürdigsten Mädchen zu entfernen, die die Erde trägt, weil — weil ich sie heiß und glühend liebe, sie bis jetzt meiner Empfindung nicht geantwortet hat, und

mein allzubesorgter Freund fürchtet, meine Ruhe möchte in dieser hoffnungslosen Leidenschaft untergehn?

Raphael! Wir sind zusammen aufgewachsen, wir sind Brüder, nicht durch's Blut, aber durch ein edleres Band, durch freye Wahl und Verwandtschaft der Seelen. Mich erfüllt der Gedanke, von dir so treu geliebt zu seyn, mit Seligkeit. Aber diese Liebe führt dich zu weit, und macht dich zu ängstlich. Es ist nicht so schlimm, als es dir scheint; und wenn ich manchmahl in erhöhten Augenblicken, erfüllt von ihrem Engelsbilde, vielleicht gerade mehr als sonst niedergeschlagen durch einen Anschein von Kälte, meiner Feder in meinen Briefen zu freyen Lauf ließ, so denke, daß dieß Mahl wieder, wie so oft, die Phantasie deines Freundes mit seinem Verstande durchgegangen sey, daß die Heftigkeit meines Gefühls mich hingerissen, und ich, wie Tasso in Göthe's Schauspiel, wirklich und lebend vor mir erblickt habe, was eigentlich nur in meinem Kopfe sein Daseyn hatte — Luciens entschiedene Gleichgültigkeit gegen mich, meinen ungeheuren Schmerz darüber und mein Vorahnen, daß in dieser Liebe mein ganzes Lebensglück untergehen müsse! Halte dem Jüngling, dem Dichter, eine

solche Schwärmerey zu Gute! Er hat auch wieder nüchterne Augenblicke, wie dieser ist, in dem er dir jetzt schreibt, und in welchem ihm weder Lucie so grausam, noch sein Schicksal so feindselig, noch die Aussicht, einst auf diese Weise glücklich zu werden, so unmöglich, kurz, Alles unter seinen wahren Beziehungen erscheint.

Nur Eines bleibt sich immer gleich, in jenen trüben Momenten, wie in der Stunde kalter, ruhiger Beobachtung — Luciens Vortrefflichkeit, die himmlische Klarheit ihrer edlen, frommen Seele, ihre häuslichen Tugenden, das heitere Glück, das sie über Alle um sich her verbreitet, dessen Wiederschein das ihrige ausmacht, ohne daß es scheint, es wohne in ihr selbst. Jener stille Trübsinn, den ich, wie ich dir längst schrieb, gleich im Anfange unserer Bekanntschaft an ihr bemerkte, herrscht noch immer in ihrer Seele und gibt sich dem liebenden Herzen, das sie stätig und aufmerksam belauscht, oft durch ein Versinken in Träumereyen, durch sanfte Klagen, durch ein ergebenes Schweigen kund. Ach, sie ist nicht glücklich! Und warum ist sie's nicht? Sollte eine unglückliche Liebe? — Aber es ist Niemand weit und breit, an dem sie lebhaften Antheil zu nehmen schiene, Niemand als ihre Hausgenos-

sen. Wäre es eine zerstörte, oder eine hoffnungslose Leidenschaft für irgend einen Abwesenden, Todten? Kaum möglich! Ich lebe nun mehr als ein halbes Jahr um sie, und habe nie, und von Niemand auch nur eine Anspielung oder eine Andeutung hiervon gehört. Ihr Vater bethet sie an, die jüngeren Geschwister hängen wie an einer Mutter an ihr; auch vertritt sie, seit dem Tode derselben, der vor vier Jahren erfolgte, diese Stelle mit einer Treue und Liebe, welche beyspiellos sind. Von dieser Catastrophe her, sagt man mir, schreibt sich auch ungefähr Luciens veränderte Stimmung, und dieß, dünkt mich, erkläret viel, wo nicht Alles. Sie hat mit schwärmerischer Liebe an dieser Mutter gehangen, deren Werk ganz allein die Bildung ihrer Tochter war. Diese Mutter war ihre Freundinn, ihre Vertraute, der Polarstern ihres jungen Lebens. Diesen entriß ihr nun der plötzliche Tod in einem Alter, wo, dem Laufe der Natur nach, der schreckliche Fall gar nicht vorzusehen war, und ließ sie mit zwanzig Jahren einsam, ohne Stütze, und plötzlich mitten unter den Sorgen für einen weitläufigen Haushalt und vier kleineren Geschwistern, welche ganz ihr anheim fielen, stehn. Eine neue Welt nimmt alle ihre Kräfte in Anspruch, ihre

jugendliche Heiterkeit, ihre Empfänglichkeit für Freuden gehen in den ermüdenden Details eines großen Hauswesens, in der verantwortungsvollen Pflicht für die Kinder unter. Ist das nicht sehr natürlich?

Du siehst, die Erklärung biethet sich ungesucht dar. Warum wollen wir weiter gehn, und etwas Trostloses aufsuchen, das wir uns geradezu erfinden müßten? Nein, lieber Raphael! Du hast mir so oft vorgeworfen, ich liebte es zu sehr, Alles in einem romantischen, pathetischen Lichte zu sehen, die Wirklichkeit sey mir immer zu nüchtern. Nun sieh! Jetzt haben wir Rollen getauscht. Du glaubst an Verhältnisse, die freylich poetischer, aber auch unnatürlicher wären, und ich führe dich in die schlichte Prose der Wahrheit zurück.

Dieß Wunder hat vielleicht die Liebe bewirkt, wie so manches andere. — Wäre es auch möglich, neben diesem klaren, engelreinen Geiste zu wandeln, sein stilles, pflichtmäßiges Wirken, sein unberechnetes Aufopfern für fremde Freuden zu bemerken, und ein trübes verworrenes Wesen in der Brust zu behalten? Sie verbreitet Heiterkeit und Wohlseyn, wo sie ist, ohne vielleicht diese Stimmung zu theilen, wie

man sagt, daß die Sonne, ohne selbst Feuer zu seyn, Alles erwärmt und belebt; und wo der goldene Strahl hinfällt, da lächelt die Natur, und geht das Herz deines Eduard weit in stiller Hoffnung auf.

Also nichts mehr von Gefahr und von abenteuerlichen Mitteln dagegen! Ich hasse alles Abenteuerliche, alles Gigantesk. Manche gefallen sich gerade darin, und suchen einen Beweis ihrer Kraft dadurch zu geben. Ich bin vom Gegentheil überzeugt. Mir scheint viel mehr Stärke dazu zu gehören, auf dem Wege, den Pflicht und Sittlichkeit anweisen, selbst unter gewaltigen innern Kämpfen, unter Verlockungen oder Aufopferungen standhaft fortzugehn, als mit einem plötzlichen Sprung, den Alles anstaunt und hinterher belacht und tadelt, alle Bande zu zerreißen, und sich wie ein Verrückter zu retten. So habe ich nie im Selbstmord etwas Großes finden können, und es beweist mehr für eine starke Seele, wenn sie ein freudenloses Leben ertragen kann, als wenn sie es im Sturme der Verzweiflung abwirft. Sey ruhig, Raphael! Fürchte nichts von mir! Mein Zustand ist nicht so hoffnungslos, wie deine Liebe dir vorspiegelt.

Sechster Brief.

Lucie Florheim an Rosalinden.

D..g, den 18. Junius 1808.

Du klagst mich an, geliebte Freundinn, daß ich dir selten schreibe. Mit Beschämung muß ich zwar gestehn, daß du Recht hast; aber dennoch mangelt es mir nicht an vielen, sehr triftigen Entschuldigungen. Einst war es freylich anders, und wohl denke ich der Zeit noch, wo du in dem geliebten T**, der unvergeßlichen Vaterstadt, in meiner Nähe lebtest, und ich dir ohne Noth, ja oft ganz kindischer Weise lange Briefe von einem Haus in's andere schrieb. Damahls war ich vollgenügend in meinem Innersten angeregt, damahls lebte die theure Mutter noch, und ein anderes geliebtes Wesen war stets mir nahe. Die Welt erschien mir nur im Spiegel meines eige-

nen und jener zwey trefflichen Herzen. Eine schöne Beziehung tauchte Alles um mich her in glühende Lebensfarben, sorglos ging ich an der treuen Mutterhand den blumigen Pfad, mein leichtes Tagwerk war spielend gethan, und, was das Glück meiner damahligen Lage vollendete — kein drückendes Bewußtseyn lag auf der harmlosen Seele.

Das ist nun vorbey. Mit einer Änderung meines Schicksals, mit dem Tod meiner Mutter, war wie mit Einem Ruck am Mechanismus des Theaters, der die ganze Scene bis auf Luft und Beleuchtung ändert, Alles schnell um mich verwandelt. Ich habe viel zu thun, die Verwaltung des Hauswesens, die Sorge für die Geschwister nehmen meine Zeit in Anspruch, und ach, meinem Innern fehlt das schöne, belebende Licht, das wohl im Stande wäre, noch ungünstigere Verhältnisse beglückend zu verklären.

Seit drey Jahren bin ich von Alphons getrennt, du weißt es. Kurze Tage nur vermochte er während dieser ganzen Zeit ein Mahl seinen dringenden Geschäften abzumüßigen, um mich zu sehen. Ein fleißiger, aber dem liebenden Herzen doch nie genügender Briefwechsel ist das Einzige, was mir von dem reichen, bewegten Leben

in seiner Nähe übrig blieb. O, Rosalinde! Denkst du jener Zeiten noch, wo er in T** studirte, wir uns beynahe täglich sahen, und jeder Besuch, jeder gemeinsame Spaziergang für mich, wie du sagtest, eine Weltgeschichte von Gefühlen, Anregungen und Beobachtungen enthielt? Ja, damahls konnte ich viel schreiben! Ich hatte Zeit und Lust dazu, ich stieg gern in die Tiefe meiner seligen Brust, und entwickelte dir meine Gefühle, meine Gedanken. Er war ihr naher Gegenstand, und ich hatte dir nichts als Glück zu berichten! Jetzt ist es anders!

Der Tod meiner Mutter war die Losung zu der ganzen unseligen Veränderung. Wie ein milder Schutzgeist hatte sie über unserer aufkeimenden Liebe gewacht, die dem Vater verborgen werden mußte, die sie ihm nur einst, wenn Alphons im Stande seyn würde, mir sogleich seine Hand zu biethen, und eine anständige Existenz zu verschaffen, entdecken wollte, und seine Einwilligung durch ihre unendliche Liebe und Güte von ihm zu erhalten hoffte. Du kennst den guten Vater. Er liebt seine Kinder über Alles; aber er ist mit Leib und Seele Kaufmann. Er kennt kein Glück, keinen Segen, als nur in seinem Stande. Er hat durch diese Ansichten oder andere Zufälligkeiten

gegen Alles, was Geschäftsmann heißt, und vollends gegen Alles, was einem Hofe nahe ist, eine entschiedene Abneigung; und darum sind ihm Diplomatiker vor Allen zuwider. Und gerade diesem Stande hat sich Alphons theils aus eigener Neigung, theils aus Wahl seines Vaters, die schon allein hinreichend gewesen wäre, den guten Sohn zu bestimmen, gewidmet. Uns zwey Liebende hielt ein süßer Rausch befangen, und verblendete uns über unsere Zukunft; oder vielmehr, wir vermochten nichts, als uns wechselweise in der Gegenwart zu fühlen. Die Mutter sah klarer, sie kannte den Sturm, der uns drohte, nur zu wohl; aber ich hing mit allen Kräften der Seele an ihr, und sie liebte Alphons, den Sohn der theuern, frühverlorenen Freundinn, als ihr eigenes Kind — ach, wer hätte ihn so gekannt, wie sie, und nicht so geliebt — und sie beschloß unser Glück, denn sie kannte ihres Gatten Herz, seine Liebe zu seinen Kindern, seine Achtung und Zärtlichkeit für sie. Sie hoffte durchzudringen.

Da fiel der entsetzliche Schlag. Ein bösartiges Nervenfieber machte, nachdem es fünf Tage gewüthet hatte, ihrem Leben im fünf und vierzigsten Jahre ein Ende. Ich war ver-

nichtet, der Vater wollte verzweifeln. Was sie sich oft vorgenommen hatte, im Falle ihres Todes — denn sie beschäftigte sich als Christinn sehr oft mit diesem Gedanken — dem Vater unser Geheimniß zu entdecken, hinderte die Bewußtlosigkeit ihres Zustandes. Er wurde nicht vorbereitet, und unfähig, in den Umgebungen auszuhalten, wo er mit ihr gelebt, mit ihr selig gewesen war, beschloß er, T** zu verlassen, und sein Haus in der Residenz zu errichten.

Wir zitterten vor diesem Entschluß. Alphons sah in düstrer Vorahnung nichts als Übles voraus. Gerade in diesem Zeitpuncte starb mein armer Vetter, Alphonsens einziger, treuester Freund. In jener feyerlichen Stunde, am Sarge des geliebten Todten, bey dem er mit schrecklich zerrüttetem Geiste stand, erschüttert von zwey Verlusten, dem Tode der Mutter und des Freundes, und mit dem dritten, der Trennung von mir, bedroht — konnte ich wohl dem theuern Unglücklichen eine heiße, ihm über Alles wichtige Bitte versagen? Sein glühendes Gemüth riß mich hin, im Wahnsinn des Schmerzens forderte er mich auf, ihm ewige Treue zu geloben, aber es meinem Vater zu verschweigen, bis er im Stande seyn würde, mir seine Hand anzubie-

then, wornach er mit jeder seiner Kräfte zu ringen versprach. Ich sah in diesem Augenblick der Betäubung und des Jammers nur den leidenden Geliebten, nur seinen in Thränen schwimmenden Feuerblick, hörte nur seine klagende, ganz in Liebe aufgelöste Stimme; ich gelobte, ich schwur. Über dem theuren Verblichenen reichten wir uns die Hände; dann gingen wir tief erschüttert, aber im Innersten beruhigt auseinander, und mich erhob der Gedanke, den geliebten Freund in seinem tiefsten Schmerz getröstet zu haben und sein zu seyn, sein auf immer, auf ewig!

Bald darauf, noch lange ehe wir T** zu verlassen gedachten, rief ein plötzlicher Befehl seines Vaters Alphons von der Universität nach Hause. Wir mußten scheiden, und wußten, daß es auf lange, lange war! Ach, wie soll ich schildern, wie mir damahls zu Muthe war, als er nicht mehr um mich lebte, nirgends mehr die geliebte Gestalt sich zeigte, keine Luft mehr den Ton seiner Stimme zu mir trug, wie Alles versank in wüste, gestaltlose Massen, alle Dinge, selbst die Menschen ihre Beziehung auf mich verloren, als das Eine Band abgeschnitten war, das, in zauberischer Macht Alles durchdringend und beseelend, mich an die Welt, die

Welt an mich geknüpft hatte! Mir galt nun Nichts mehr, das vorher Angenehme wurde mir gleichgültig, das, was mir zuvor gleichgültig gewesen, berührte mich verletzend. Alles war mir zur Last, mein Daseyn selbst! Meinem bittersten Feinde möchte ich solch ein Leben nicht wünschen.

Auch er litt unaussprechlich. Aber wohlthätig hatte Gott dafür gesorgt, daß er, der leidenschaftlicher fühlende, der ungestümere Mann, nicht der zurückbleibende Theil war; sonst, so wie ich kenne, hätte er es vielleicht nicht ertragen, und ein toller Schritt, oder wohl gar ein entsetzlicher hätte dem aufreibenden Kampf zwischen glühender Sehnsucht und kalter Wirklichkeit ein Ende gemacht. Ihn beschäftigten zerstreuend die Begebenheiten der nicht unbeträchtlichen Reise, die Freude, in's Vaterhaus zu kommen, endlich bald darauf die neue Anstellung, der diplomatische Wirkungskreis am Hofe. — Wohl ihm! Ich trug meinen Schmerz im Stillen.

Ach, bis es erst mit mir dahin kam, daß ihn zu sehen, mit ihm umzugehn, und in den gewohnten Umgebungen auf ihn zählen zu können, nicht mehr ein nothwendiger Theil meines Lebens schien, daß ich den Gedanken zu fassen ver-

mochte, er sey nicht mehr in meiner Nähe, Berge, Thäler, Ströme, Städte lägen zwischen uns, er athme in entfernter Gegend, er lebe auch dort unter leidlichen Beziehungen, er wirke und schaffe und liebe mich auch dort noch! O mein Gott! Es steht doch schlimm um den Menschen, der den schmerzlichsten Gedanken begreifen und sich aneignen zu können, für ein Glück ansehen muß!

Im Anfange erregte jeder seiner Briefe einen Sturm in meiner Brust. Jenes Wort war zu kalt, dieser Ausdruck zu vieldeutig, in jenem glaubte ich Verzweiflung, in diesem ein unerklärbares Räthsel zu finden. Ich kann sagen, daß ich ein ganzes Buch voll Empfindungen und Bemerkungen aus jedem Blatte zu deuten verstand. Nach und nach legte sich auch dieß; und so wie in den ersten Monathen die Vorstellung, daß ich statt des Freundes selbst, statt seiner bezaubernden Gegenwart nur ein todtes Blatt in die Hände bekam, mein Herz auf's allerzerreißendste ergriff, so lernte ich endlich einen Brief, den er geschrieben, der mir sagte, daß er noch lebe, mich noch liebe, ein Blatt, auf dem viele Meilen von mir seine Hand geruht hatte, als ein unschätzbares Kleinod ansehen. Jetzt deutete ich nicht mehr ungenügsam an seinen Briefen, jetzt zählte

ich die Tage nicht mehr, bis einer kommen konnte; daß Einer kommt, ist nun mein Glück, und ach, es ist mein Einziges!

Die Veränderung unseres Wohnortes hatte mir auch sehr wehe gethan, und doch lernte ich zuletzt auch dieß als gut preisen. Ich glaubte zuerst es nicht überstehen, mich nicht von allen den, durch seine Gegenwart und tausend schöne oder schmerzliche Erinnerungen, geheiligten Stellen, den Schauplätzen so vieler ergreifender Begegnisse, trennen zu können. Ganz in meinem Innersten zerrissen, ganz zerstört kam ich hier an, wo noch überdieß ein Raum von zwanzig Meilen mehr mich von dem Geliebten schied, und die Ankunft der Briefe verzögerte. Ich gewöhnte mich endlich auch an dieß. Die Anstalten der Übersiedelung, die Einrichtung in dem neuen Aufenthalt, die Sorge für die Kleinen, die nun seit der Mutter Tod, so wie das ganze Hauswesen mir anheim fiel, das Alles zusammen nahm und nimmt noch alle meine Kräfte in Anspruch. Kein Blick auf die gewohnten Stellen ruft mir mehr sein Bild mit heißem Weh zurück; nur mein Herz erinnert mich unablässig an ihn. Seine Briefe kommen seltner, die größere Entfernung und seine gehäuften Geschäfte machen

es nothwendig. So brachte ich den ungestümen Schmerz zu wehmüthiger Ergebung herab, und lernte mich demüthigen unter der züchtigenden Hand der Vorsicht, die ja allein weiß, wozu alles dieß gut war.

Und sehe ich denn nicht auch schon den schöneren Tag der Zukunft dämmern? Alphons hat, wie überall, so auch in K** sich bedeutend zu machen gewußt. Er wird geschätzt, geliebt, und ersteigt mit raschen Schritten die Stufen zu seinem Ziele. Der Herzog achtet ihn, ja er ist ihm väterlich geneigt; und als er den vorigen Winter so lange und hartnäckig gelitten, hat er ihm seinen Leibarzt gesendet, ihn selbst mehrmahls besucht, für seine Pflege gesorgt, und ihm endlich sogar sein Lieblingsschloß zum Aufenthalte angewiesen, wo er sich in der reinen Luft erhohlen sollte.

Von Lindenhain aus hat er mir recht oft und recht viel geschrieben. Dort hatte er Muße, dort gehörte seine Zeit ihm, und so auch mir, bis ein Unstern die verwitwete Herzoginn von Z** hinaus führte. Nun mußte Alphons viel um sie seyn, mit ihr speisen, ihr vorlesen, kurz, sich zu allen den Leistungen und Aufopferungen seines Willens bequemen, welche die

Launen und die Langeweile der Großen von ihren Umgebungen zu fordern gewohnt sind. Dieß Verhältniß wurde ihm, wie er mir schrieb, bald lästig, und er eilte, früher, als der Arzt es erlauben wollte, wieder in die Stadt zu seinen Geschäften.

Diese Herzoginn ist jung, kaum sechs und zwanzig Jahre alt, und man sagt, sie sey schön, geistreich, eine femme superieure, wie sich ihre Freunde und Bewunderer ausdrücken, ein verschrobener Geist, eine weibliche Natur mit männlicher Herrschsucht, wie Andere behaupten. Alphons hat sich wenig über sie geäußert. Was er schrieb, zeigte eben kein Wohlgefallen an ihr, nur ein entschiedenes Mißfallen an seiner Lage; aber so viel konnte ich wohl aus dem Wenigen, was er schrieb, schließen, daß sie sich viel und gern mit ihm beschäftigte, und daß sie ihm — damit ich's nur heraussage — sehr entgegen gekommen seyn muß.

Ich kann nicht bergen, daß mich das ein wenig beunruhigt. Ich kenne diese Art von Weibern, und möchte sie die fahrenden Frauen, im Gegensatz der fahrenden Ritter, nennen; denn, wie diesen, ist die Welt, nicht ihr Haus, ihre Heimath, und wie diese ziehen sie

überall nach Abenteuern, nach Nahrung für die liebedürstenden und immer unbefriedigten Herzen aus. Ich vertraue Alphonsens Schwur, seiner Liebe; aber auch seiner Phantasie, seinem Ehrgeiz? Es wird ihm schmeicheln, wenn die geistreiche Fürstinn ihn auszeichnet, und es wird ihn vielleicht doch rühren, wenn das schöne Weib ihm eine Neigung, die solche Wesen eben nicht zu verschleyern pflegen, zu sehen oder zu errathen gibt.

Ach, Rosalinde! Mein heiterer Sinn, mein fröhliches Vertrauen haben mich verlassen, und jenes unselige Gelübde der Verschwiegenheit liegt auch noch wie das Bewußtseyn einer Schuld auf mir. Wie oft habe ich Alphons in meinen Briefen gebethen, mich dieses Versprechens zu entlassen, und zu erlauben, daß ich meinem Vater die wahre Lage seines Kindes entdecke! Jeder solche Versuch bringt ihn auf. Er gibt mir zwar mit edler Resignation volle Freyheit dazu, aber er kann den Gedanken an dieß voreilige Geständniß von dem meines entschiedenen Verlustes nicht trennen. Er kennt meines Vaters Sinn, er weiß, wie dieser von solchen eigenmächtigen Eingriffen der Kinder in die Rechte der Ältern denkt, und wie oft er sich erklärt hat, daß er sich nie

entschließen würde, mich von hier wegziehen zu lassen; und so will Alphons abwarten, bis die Stelle eines Legationssecretärs von der Gesandtschaft seines Herzogs an unserm Hofe leer wird. Diese von seines Fürsten Vorliebe zu erhalten und die Anstellung dauernd zu machen, soll ihm, wie er hofft, nicht schwer fallen. Dann kann er als Freywerber um meine Hand auftreten, und er zählt sicher darauf, meines Vaters Bedenklichkeit überwinden zu können. Aber nur dann; und eine frühzeitige Entdeckung bey der jetzigen Ungewißheit unserer Aussichten scheint ihm höchst gefährlich. Er legt zwar Alles in meine Hand; aber kann, darf ich hier allein und eigenmächtig handeln?

Unter allen diesen beengenden Verhältnissen erscheint mir doch ein tröstliches, das sich wie eine frohe Aussicht zu gestalten beginnt. Ich habe dir vielleicht schon von unserm neuen Hausgenossen Eduard geschrieben. Er ist der Sohn des guten, trefflichen Neuenbach, des Freundes meiner Ältern, um den wir in T** oft als Kinder gespielt. Du erinnerst dich seiner wohl noch. Der Sohn ist bey meinem Vater, um die Handlung, der er sich widmen will, gründlich zu lernen; ein sehr gebildeter, angenehmer, und, was

mehr als das ist, ein streng sittlicher, guter Jüngling, von meinem Alter ungefähr, oder etwa ein Jahr älter. Wir lieben ihn Alle wie einen Bruder, er aber fängt an, wenn ich recht bemerkt habe, an Schwester Fanny Wohlgefallen zu finden. Das ewig heitere Mädchen, in der sich wunderbar ein scharfer Verstand mit kindlicher Wahrheit verbindet, scheint den etwas ernsten, zur Stille geneigten jungen Menschen anzuziehen, vielleicht gerade des Contrastes wegen. Das wäre ganz nach meinem Sinne. Ich wünsche Fanny einen gesetzten Mann, von ruhigem Charakter, der ihrer allzugroßen Lebhaftigkeit ein glückliches Gleichgewicht halte. Zudem ist Neuenbach reich und — Kaufmann; so fallen die Hindernisse weg, die meine Verhältnisse trüben. Gott gebe seinen Segen dazu, und bewahre das glücklichere Paar vor den Leiden, die uns prüften!

Siebenter Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z* an Gräfinn Herminie von S*.

K . . den 28. Junius 1808.

Du bist fort — fort nach Italien, und indeß ich dieß schreibe, wahrscheinlich schon jenseits der Alpen. Ich kann dir nicht anders als Glück wünschen; denn du hast erreicht, wornach dein Herz in irrem, ungewissem Streben ausgriff — Veränderung, Wechsel des Alten, das dir nun ein Mahl mißbehagt! So weit wäre Alles in Ordnung. Aber daß ich nicht eher davon erfuhr, als nachdem ich meinen letzten Brief*) abgesendet, der nun wahrscheinlich verloren, oder was noch schlimmer wäre, in unrechte Hände gefallen ist, das — verzeih, liebe Herminie! — das war nicht in der Ordnung, und dein Briefchen aus

*) Er kömmt nicht vor.

Roveredo, das ich vorgestern empfing, und das mich von dem lang gefaßten und nun plötzlich ausgeführten Entschluß unterrichtete, konnte das Geschehene nicht ungeschehen machen.

Kaum besinne ich mich mehr, was ich dir in dem verlornen Briefe geschrieben. Es war allerley über mein schönes, nur zu flüchtiges Leben in Lindenhain, und daß Elmwald nach vierzehn Tagen, die er dort mit uns zugebracht, schon wieder daran dachte, in die Stadt und zu seinen Geschäften zurückzukehren. Ich sprach mit dem Leibarzte darüber. Der alte Herr nahm es gleichgültig. Das war mir ungelegen. Ich machte ihn auf einige Dinge aufmerksam, die freylich nur der beobachten konnte, der täglich und viel um den Kranken war. Er wurde nachdenkend, sprach mit seinem Pflegbefohlenen, und empfahl ihm, sich noch längere Zeit aller Kopfarbeiten zu enthalten. Elmwald wollte nichts von jenen Beobachtungen wissen, er versicherte, er sey ganz wohl, kurz, er bestand, trotz dem Einreden des Arztes, auf seinem Willen, und vier Tage nach jener Conferenz kehrte er in die Residenz zurück.

Da saß ich nun allein und fühlte meine Einsamkeit um so unangenehmer, als mein Leben

vorher auf's Angenehmste bewegt gewesen war. Und warum war er geflohen? Denn Flucht mußte man die übereilte Rückkehr nennen. In dieser unmuthigen Stimmung schrieb ich jenen verlornen Brief. Ich war ärgerlich über mich, über den Arzt, der seine Ansichten mit so wenig Festigkeit zu behaupten gewußt, am meisten über Elmwald selbst. Wessen Alles ich ihn beschuldigte, mag ich nicht wiederhohlen. Es war meist Traum, Unsinn — wenn du willst; aber was träumt der gekränkte Stolz, die gerechte und doch bitter getäuschte Erwartung nicht?

Lindenhain wurde mir widerlich. Die Blüthenzeit war vorüber, die Rosen fielen ab, die Nachtigallen verstummten, das schöne, jugendliche Grün verfärbte sich in dunklere Schattirungen, die heißen Tage kamen. Du weißt, der Garten ist meist neu angelegt, und biethet wenige Parthien von so tiefem Waldesdunkel und grüner Kühle an, als jene heißen Stunden forderten. Was hatte ich da zu suchen? Ich kehrte in die Residenz zurück, wo der altfranzösische Schloßgarten mit seinen Castanienlauben um das frische Wasserbecken her, das, seinen Strahl hoch in die Luft emporspritzend, ringsum Thau und Kühle verbreitet, mit seinen dich-

ten Berçeaus von wildem Wein und seinen Lindenalleen doch dichten Schatten und kühle Labungsplätze beut, auf welchen man die heißen Stunden verträumen, verplaudern kann. Auch war das meinem Vater eben recht. Ich fand Elmwald viel munterer, viel blühender, aber noch zurückhaltender, als in Lindenhain. Mit jenem eigensinnigen Stolz, der Bürgerlichen so gern gegen Höhere eigen ist, hielt er sich in strenger Entfernung von mir, und war durch kein Zuvorkommen, keine Herablassung von meiner Seite auch nur zu der kleinsten Überschreitung der gewöhnlichen, von Ehrfurcht und Etikette vorgeschriebenen, Formen zu bringen. Das war mir ungelegen. Ich wollte dem liebenswürdigen Sonderling näher kommen, ich wollte die reichen Minen dieses Gemüthes erforschen und ihre Schätze zu Tage fördern, um mich an ihrem Glanz und Farbenspiele zu laben. Es brauchte lange; endlich — du zeihst mich wohl keiner Eitelkeit, wenn ich niederschreibe, was du und ich hundert Mahl gedacht und erfahren haben — endlich gelang es der vereinigten Macht der Jugend, Schönheit, Geistesbildung, und wenn du willst, auch der irdischen Hoheit, die ihrer selbst um seiner Vor-

trefflichkeit willen vergaß. Ich zerriß die spröde Rinde, welche Stolz und Grundsätze um sein Herz gezogen, ein Strahl lebendiger Wärme nach dem andern blitzte daraus hervor, er war nicht mehr ruhig, nicht mehr unbefangen, und das war es, was ich gewollt hatte.

Nun drang ich näher. Oder nein! Laß mich nicht dieß absichtsvolle Wort brauchen! Nun trug mein Gefühl, durch den Wiederklang des seinen belebt, beflügelt mich ihm entgegen. Jeden Tag ward er mir lieber, jeden Tag sah ich neue, vorher nicht geahnete Tiefen seines reichen Herzens sich entfalten, und in jeder lag ein neuer, unauflöslicher Zauber für mich. Unauflöslich! Laß mir das Wort gelten! Es ist weder Übertreibung noch Mißverstand. Solch ein Mann ist mir noch nicht erschienen, so edel, so umfassend am Geiste, und doch wieder so weich und zart empfindend, wie ein Weib. Er fühlt für mich, das weiß ich; aber es ist ein Kampf, und wie es scheint, sehr schmerzlicher Art, in seinem Innern, ja er leidet bestimmt; und gerade in diesem sichtbaren Schmerz, in dem stolzen Bestreben, ihn zu bemeistern, und in der Unmöglichkeit, dieß zu bewirken, wird er unwiderstehlich. Ich begreife es wohl. Ein Jüngling von

dieser heftigen Leidenschaftlichkeit kann nicht anfangen, für eine bedeutende Erscheinung zu fühlen, ohne auch bald hingerissen zu seyn. Er kann nicht hingerissen werden, ohne daß nicht der Wunsch, das, was ihm so hold erscheint, auch ganz und ausschließend sein zu nennen, in seiner glühenden Brust erwache. Und welche Berge von Hindernissen, ja von Unmöglichkeiten thürmen sich hier ihm entgegen! Er muß verzweifeln, so wie er die Sache ansieht.

Aber soll ein Mann, wie Elmwald, gewöhnlichen Ansichten und Vorurtheilen unterliegen? Sollte sich seinem reichen Geiste, seiner kühnen Einbildungskraft kein Ausweg zeigen, seine Wünsche mit den hergebrachten Formen zu vereinigen? Ich vertraue der Liebe, die hoffnungslos verzweifeln müßte. Sie wird ihm den Weg zeigen, den er zu gehen hat. Klugheit und Geheimniß werden uns in ihre schützenden Schatten nehmen, die Welt wird den Bund unserer Geister nicht ahnen, und wir werden glücklich seyn.

Ich habe ein delicióses Project. Meinem guten Vater haben die Ärzte das **bad verordnet. Das ist an sich ein seltsamer Einfall. ** ist einsam, wenig besucht, aber das Wasser soll

für Zufälle, wie die, an denen der Herzog leidet, sehr wirksam, und die Gegend himmlisch seyn. — Warum sollte ein Mittel, das meinem Vater heilsam ist, dessen Übel eben auch von vielen Sorgen und Geistesanstrengungen herrührt, nicht auch Elmwald nützlich seyn? Ich habe mir vorgenommen, mit dem Leibarzt zu sprechen. Ist er meiner Meinung, dann erfülle ich mit Freuden meines Vaters Wunsch, ihn zu begleiten, leiste meiner Pflicht Genüge, und bereite mir einige herrliche Wochen in den wildromantischen Thalschluchten und Felsenparthien von **. Dort, vom Zwange des Hofes und der Etikette frey, einsam in der schauerlich schönen Natur, will ich mit ihm wandeln, in seiner Seele diese Scenen sich reizender spiegeln sehn, und in stillen Stunden ungestörten Beysammenseyns mich für so manche Störung, die mich hier drückt und peinigt, reich entschädigen. In meinem nächsten Briefe erfährst du, ob mein Plan gelang.

Achter Brief.

Alphons Elmwald an seinen Bruder.

K . . den 4. Julius 1808.

Es ist seltsam, wie der Zufall und Verhältnisse, die zu entwirren nicht in meiner Macht steht, seit einiger Zeit mit mir spielen. Du kennst, geliebter Bruder, das Ziel alles meines Strebens, den Wunsch, den meine Seele einzig in sich trägt. Nur Ein Weg führt dazu. Ihn zu betreten strenge ich alle meine Kräfte an, unterziehe mich willig dem Schwersten, Unangenehmsten, und gleich wie die Wahnbilder eines schweren Traumes scheint jenes Ziel in dem Momente, wo ich es ergreifen will, sich tückisch neckend von mir zu entfernen.

Soll ich hierin das alte Spiel meines Geschickes erkennen, das schon so oft das kaum er-

griffene Glück vor meinen lechzenden Lippen entrückte?

Ich will diesen düstersten aller melancholischen Gedanken, die mich oft in einsamen, besonders in Stunden der Nacht anfallen, kein Gehör geben, ich will mich mit Muth und kindlichem Vertrauen auf die Vorsicht waffnen, die ja die Bedürfnisse jedes Geschaffenen kennt, und sicher Jedem gibt, was ihm frommt, auch an Prüfungen und Leiden. Nur richtet zuweilen der trübe Blick sich himmelwärts, und das müde Herz fragt: Vater! Ist es noch nicht genug?

Zwey Mahl war ich nahe daran, die so sehr gewünschte Anstellung bey der Gesandtschaft am O..gschen Hofe zu erhalten. Es ist die einzige mögliche Bedingung, unter welcher ich um Luciens Hand werben kann, da der Vater durchaus die älteste Tochter, die Leiterinn seines ganzen Hauses, nicht von sich lassen will. Zwey Mahl wurde meine Hoffnung getäuscht. Du weißt, wie es ging. Es war das Vertrauen des Herzogs, wie es hieß, was mich hier festhielt, da er gewisse, damahls dringende Arbeiten keinem Andern übergeben konnte. Doch glaubte ich nicht zu irren, wenn ich im tiefsten Grunde die-

ser Fehlschlagung die Hand des Ministers zu sehen meinte, der mir nie wohl gewollt.

Nun eröffnet die heitere Aussicht sich zum dritten Mahle. Wird sie auch jetzt mich täuschen? Ich fürchte fast. Es sind nicht sowohl die Kabalen meiner Gegner, was ich für diesen Augenblick zu scheuen habe; es ist der Wunsch einer edlen und mächtigen Frau, die den liebgewordenen Bekannten ungern scheiden sehen dürfte. Ich habe dir gesagt, mit wie viel Auszeichnung die Herzoginn mir entgegen gekommen. Ich nenne es so, weil ich, diesen Gefühlen einen wärmeren Nahmen zu geben, vor dir, vor mir selbst zittre. Ich verehre sie, und sehe in ihr das Streben einer schönen, aber an der Welt und sich selbst irre gewordenen Seele, mit Bedauern und Achtung zugleich. Die unnatürliche Stellung, in welcher Frauen ihres Standes, von ihrer Geburt an, sich zu den übrigen Menschen befinden, ein allzuwarmes Herz, das sich in gerechten Erwartungen getäuscht sah, ein lebhafter und nur zu sehr bearbeiteter Geist, der sie nach Mannigfaltigem streben und in keinem Erstrebten Genuß und Ruhe finden läßt, alles dieß zusammen genommen macht ihre Erscheinung eben so anziehend als unbefriedigend für

ihre Umgebungen. Sie ist nicht glücklich, und wird nie und Niemand beglücken. Jetzt glaubt sie in meinem Umgange wahre Freude zu finden. Auch dieß ist Täuschung. Ich erkenne es; aber ich muß ihr dankbar seyn für ihre Meinung, und ich bin es auch. Mich zieht ihre Gesellschaft an, ich vergesse zuweilen meiner Sorgen bey ihr, ich kann sogar vergnügt seyn, wenn ich ihren reichen Genius, von warmem Gefühl belebt, sich in tausend Regungen entfalten sehe, und die Schnelligkeit wie die lieblichen Täuschungen bewundere, mit denen sie von Gegenstand zu Gegenstand übergeht, jeden in eigenthümlicher, und keinen in seiner wahren Gestalt erblickt. Nur meiner höhern, reineren Empfindung soll dieß leichtgeschürzte Verhältniß nicht in den Weg treten, und Alexandrine nicht wähnen und nicht versuchen, meine Hoffnungen auf Lucien zu stören. Fast aber muß ich besorgen, daß es so sey. Es glüht seit einiger Zeit ein düsteres Feuer in ihren Blicken, ihr Betragen ist ungleich, und ich glaube, es wird der strengsten Aufmerksamkeit und der ruhigsten Sicherheit in meinem Betragen bedürfen, damit sie und ich die klare Ansicht unserer Verhältnisse nicht aus den Augen verlieren.

Bey diesen Umständen, wie ich dir schon sagte, fürchte ich nun, da ich nahe daran stehe, jene Stelle zu erhalten, die mich für lange, vielleicht für immer von hier entfernen könnte, auf allerley Hindernisse zu treffen, die ich vorher nicht vermuthete, und habe eine leise Gegenwirkung wirklich schon bemerkt. Ob sie von der Herzoginn, ob sie von dem Minister herrührt, wage ich nicht zu entscheiden, ja es ist mir schlechterdings unmöglich, dieß zu erkennen; aber Hindernisse thürmen sich auf, und die Gewitterwolke zieht am Horizont von ferne heran.

Luciens Briefe tragen nicht bey, mich zu beruhigen. Ihr reines, weiches Herz fühlt sich gedrückt und entmuthigt durch die lange Trennung, durch die Ungewißheit unserer Hoffnung, endlich am meisten durch das Geheimniß, das auf ihr liegt, und das ihrem strengen Pflichtgefühle widert. Ich sehe es ein, oder vielmehr, ich fühle, daß sie Recht hat. Jetzt, mit reiferem Geiste und klarer Erkenntniß meiner selbst und der Weltverhältnisse, würde ich vielleicht einen solchen Schwur nicht mehr von ihr fordern. Vielleicht! sage ich; denn wer ist in der Stunde der Leidenschaft, wenn hoffnungsarme Liebe ihr ganzes Erdenglück auf einer gefährli-

chen Spitze schweben sieht, Herr über seine Besinnung und Meister seines Willens? Aber der Schwur ist geleistet. Kann ich, darf ich sie davon entbinden? Es käme mir wie Frevel vor, wie das gewagt hingeworfene Zeichen des Bruches. Mich schaudert es, dieß auch nur zu schreiben, ja zu denken. Dem Vater aber uns zu entdecken, ist weder rathsam noch nützlich. So dulde also, theures, frommes Mädchen, noch eine kurze Zeit! Unsere Gebethe, unsere unschuldigen billigen Wünsche werden endlich den Himmel rühren, und die Gewährung um deiner Tugenden willen auf uns Beyde herabziehn. Wollen wir denn weltliche Hoheit, Reichthümer? Oder verletzen unsere Wünsche irgend eine Pflicht? Ach nur die einzig wahre Bedingung menschlich schöner Entwickelung und reinerer Tugenden erflehen wir von Gott: häusliches Glück und die Vereinigung zweyer unschuldig liebender Herzen! Kann dieser Wunsch die Gottheit beleidigen?

Sieh, darum ist es auch, daß ich hoffe; diese Zuversicht erscheint wie ein klarer Stern in der Nacht meines trüben Geschickes.

Aber es gehen noch manche Dinge aus Luciens Briefen hervor, die mich mit Unruhe er-

füllen; nicht, daß ich sie anzuklagen hätte, — wer könnte diesen Engel einer Schuld zeihen? — aber ich klage die Umstände, die feindlichen Verhältnisse an. Es lebt seit einem halben Jahre ein junger Mann in ihres Vaters Hause, dessen Zweck es ist, sich der Handlung zu widmen. Er ist reich, der Sohn eines Jugendfreundes von Florheim, und, wie man sagt, ein sehr artiger, gebildeter Jüngling. Er scheint von Luciens Trefflichkeiten angesprochen. Wie wäre es auch wohl anders möglich, wenn er sie täglich sieht und um sie lebt? Der Überselige! Das ahnet nun Lucie in ihrer stillen Demuth nicht, vielmehr glaubt sie in Neuenbachs Betragen Spuren einer erwachenden Neigung für ihre jüngere Schwester zu sehen. Mir erscheint es anders, und die Züge des Nebenbuhlers, des von ihren Vorzügen Bezauberten, gehen für mich aus jeder Erwähnung, die ich in ihren Briefen von ihm finde, nur zu deutlich hervor. Ich fürchte nichts von Lucien, ich kenne ihre Liebe, ich weiß, sie wanket ewig nicht, auch wenn kein Eid sie bände; aber ich fürchte die Stürme, welche die Nähe eines bedeutenden, reichen, dem Vater genehmen Freywerbers für unser Glück besorgen lassen.

Auch noch eine andere unangenehme Aussicht stellt sich sehr nahe vor mich hin. Der Herzog soll das **bad brauchen, und jetzt auf ein Mahl findet der Leibarzt, der sonst ganz anders von den Bedürfnissen meiner Gesundheit sprach, daß es räthlich seyn würde, wenn ich um die Erlaubniß nachsuchte, mitgehn, und wo nicht baden, doch wenigstens der Gebirgsluft in ungestörter Muße genießen zu dürfen. Ich fürchte, hier liegt eine Absicht zum Grunde, die aufzudecken mir innerlich graut. Vermeiden werde ich, was ich kann; und nur ein Befehl des Herzogs, meines Herrn, kann mich vermögen, mitzureisen.

Neunter Brief.

Eduard von Neuenbach an Raphael.

O..g. den 10. Julius 1808.

Wenn der Mensch sich nur abgewöhnen könnte, zu klagen, so lange bloß kleinere Verdrüßlichkeiten mehr seine Geduld als seinen Muth in Anspruch nehmen! Es kommt die ernstere Zeit, das strenge Schicksal tritt heran, und nun erst würden jene unzeitigen Seufzer sich rechtfertigen. Meine letzten Briefe haben manche Spuren der Unzufriedenheit an sich getragen. Ich fühlte mich durch Luciens Benehmen gedrückt; der sanfte aber strenge Ernst desselben, der jede Hoffnung zurück wies, und das Geheimniß meiner Liebe in meiner Brust verschlossen hielt, und die Ungewißheit über ihre Gesinnung, preßten mir manche Äußerung der Trauer ab. O, wer gibt mir

jetzt jene trüben Stunden wieder, in welchen ich doch täglich um sie seyn und ohne andern Kummer, als den der Anblick des ihrigen mir kostete, den stillen Reiz ihrer Gestalt, das beglückende Walten ihres Gemüthes bewundern und liebend verehren durfte! Furchtbare Wetter ziehen von allen Seiten herauf, sie drohen sie zu treffen, sie vor Allen, und in dem Augenblicke soll ich fort, fort von hier auf mehrere Wochen, soll dieß Herz voll Angst, voll Ungewißheit, durch diese ganze Zeit in der Brust tragen, jeden Tag wissen, was mir droht, und vielleicht kaum zwey Mahl während der ganzen Reise Nachricht erhalten. Ach, und wenn ein Brief kommt, enthält er nicht, nach was mein ganzes Wesen dürstet, oder enthält es halb und ungenügend!

Es hat sich ein Freyer für Lucien eingestellt, Hofrath Walldorf, ein Mann in noch blühenden Jahren, von angenehmer Bildung, bedeutenden Einkünften und Range, ein geachteter Geschäftsmann und Liebling seines Ministers. Es ist eine Parthie, gegen die Niemand, auch die forderndsten Ältern, etwas einzuwenden haben könnten. Der alte Florheim war ganz überrascht, als man ihm den Vor-

schlag machte; und nur, daß Walldorf kein Kaufmann ist, stand ihm für einen Augenblick bey dem Vater im Wege, der an der Beystimmung seiner Tochter nicht zweifelte, und es kaum nöthig fand, sie vorzubereiten. Walldorf dachte nicht so. Er ließ durch eine Freundinn Lucien ausforschen. Sie soll erschrocken seyn, zuerst sich bestimmt geweigert, dann auf das dringende Zureden jener Frau sich Bedenkzeit ausgebethen haben. In dieser Zwischenzeit, wo Walldorf des beyderseitigen Ausspruchs harrte, der alte Florheim, bey aller Achtung für den Hofrath, doch lieber einen Kaufmann zum Schwiegersohn gehabt hätte, und Lucie mit sichtbarer Angst nach einem Entschluß rang, kam die Nachricht, daß ein Handelshaus in L*, mit welchem wir große Geschäfte haben, zu wanken beginne. Sein Sturz würde den Florheim's entweder ganz oder doch größten Theils nach sich ziehen. Der Alte ist ganz betäubt durch diese Nachricht, er zittert für die Erhaltung seines Vermögens, seines Credits, er hat Lucien gestern vor mir erklärt — denke dir die Qual meines Herzens, wenn man in unbesorgter Freundschaft solche Verhältnisse vor mir abhandelt! — daß, wenn es schlimm mit R* ginge, sie

sich sogleich entschließen müßte, dem Hofrath, ehe die wahre Lage der Dinge kund würde, das Jawort zu geben. Mir aber hat er diesen Morgen aufgetragen, nach L* zu reisen, mich dort an Ort und Stelle nach Allem genau zu erkundigen, und zu retten, was noch zu retten seyn dürfte. Heut Nacht muß ich abreisen. Ich soll fort, jetzt, in dem Augenblick, wo über Luciens Hand, über das Schicksal meines Lebens entschieden wird! Es regte sich mehr als ein Mahl der Entschluß in mir, geradezu mich gegen sie zu erklären, ihr zu gestehn, wie heiß, wie treu ich sie liebe, und sie um ihre Hand, oder vielmehr um die Zusage derselben für jenen Zeitpunct zu bitten, wo meine Familienverhältnisse mir erlauben werden, ein eigenes Haus zu gründen. Zwey Mahl schwebte das Geständniß auf meinen Lippen, zwey Mahl hielten der trübe Ernst, der auf ihrer Stirne lag, und die vollkommene Ruhe, mit der sie auf mich blickte, es gewaltsam zurück. Und doch, es muß geschehen, ich muß mit ihr sprechen, ehe ich abreise!

Mein Vermögen ist ansehnlich, mein Fleiß wird durch die Liebe, durch den Gedanken, für sie zu arbeiten, beseelt werden. Was hat Wall-

dorf ihr mehr zu biethen? Einen Rang, der in den Augen des Vaters nichts gilt, und vor dem Herzen dieses Engels gewiß in Nichts verschwindet? Und darf ich mir nicht ohne Eitelkeit sagen, daß mein Gemüth, die Richtung meiner Ausbildung, wenn auch nicht unbedingt, doch für sie von mehrerem Werthe seyn dürfte? Walldorf ist ein achtungswürdiger, aber ein höchstalltäglicher Mensch, und Luciens Herz bedarf mehr als Rang und ein gewöhnliches Ehestandsleben. Dieses zart besaitete Herz, dieser richtig gebildete Geist, diese reine, hohe Seele kann nur von ihres Gleichen beglückt werden. Das ist der Hofrath nicht, ein ebenbürtiger Mann für tausend andere Mädchen, eine geistige Mesalliance — die ärgste von Allen, wenn der Vorzug auf Seite des Weibes ist — für ein Wesen, wie Lucie. Ach, Raphael! Wenn ich hoffen dürfte! Sie begegnet mir liebevoll; ich sehe, daß sie Achtung und Zutrauen zu mir hat. Ich will ja ihren Entschluß, ihre Hand nicht auf der Stelle; ich will dienen um dieß Glück als ein treuer Ritter und Sänger um den süßen Minnesold. Sie soll mir nur das erlauben, ich soll nur hoffen dürfen; es genügt mir vorerst. Und endlich, endlich sehe ich ihr Herz an dem Hauch warmer Treue

und inniger Liebe sich erwärmen, ihr Blick wird lebendiger, wenn er auf mich fällt, zarte Faden der Gewohnheit, des näheren Verstehens und Erkennens knüpfen sich hin und wieder zwischen den verwandten Herzen, sie sieht meine bescheidene Treue, sie erfährt manches Opfer, das ich ihr — o wie freudig! — bringen will, diese Erkenntniß reißt die letzte kalte Hülle von ihrer Seele, sie sinkt liebend an meine Brust, ich halte sie in meinen Arm, den ganzen Himmel meines irdischen, meines ewigen Glückes! O Raphael! Welches Bild! Mir vergehn die Sinne vor dieser Erscheinung! Ja, ich will mit ihr reden. Die Zeit drängt, die Anstalten zu meiner Reise fordern mich. Leb wohl!

Zehnter Brief.

Lucie Florheim an Rosalinden.

D..g den 20. Julius 1808.

Meine Freundinn! So soll ich denn wieder einen Klagebrief schreiben? Zu den alten gesellen sich neue Sorgen, und von dem, was mich gedrückt, hebt nichts sich auf. Es hat sich ein neuer Freyer gefunden, und, was schlimmer ist, noch ein Verehrer dazu. Es ist eingetroffen, was ich längst im Stillen fürchtete, und mir selbst nicht gestehen wollte. Dieses arme gedrückte Wesen, das sich kaum die Kraft zutraut, den ersten Jugendgeliebten, den heiß und treu umfaßten Freund fest zu halten, hat die Neigung zweyer andern Männer willenlos auf sich gezogen, und leidet nun eben dadurch am meisten, daß es Andern Schmerz zu machen gezwungen ist.

Mit dem ersten, der bloß meine Hand, mei-

ne etwanigen Talente für Haushalt und Gesellschaft, und die Aussicht auf mein Vermögen verlangt, könnte ich eher fertig werden. Es ist Walldorf, wenn du dich seiner noch von der Zeit erinnerst, wie er, als Secretär und ziemlich unbeachteter junger Mensch, ein festes Liebesband mit der kleinen Therese Willau geschlungen hatte. Seine Geschäftskenntnisse, sein Fleiß empfahlen ihn dem neuen Minister; er wurde plötzlich Hofrath, und — ich mag eben nicht untersuchen, warum? — genug, seine Verbindung mit Theresen löste sich auf. Seine Aussichten und mit ihnen seine Ansprüche erweitern sich, er kann nun hoffen, ein reicheres Mädchen aus angesehenerem Hause zu erlangen, seine Augen fallen auf mich, und er erklärt sich gegen meinen Vater.

Mein Vater sprach mit mir. Ich war, ich mußte entschlossen seyn, ihn auf der Stelle auszuschlagen. Aber nun bringen höchst unangenehme Verhältnisse auf meinen Vater ein. Er fürchtet einen großen Verlust, und besteht darauf, daß ich den Hofrath annehme. Das wird einen Sturm geben. Ich bin gefaßt auf Alles. Ach, ich habe um Alphons willen schon so manchen über mich ergehen lassen! Aber ich muß meinen Vater kränken, und das thut mir weh.

Er wird sehr aufgebracht werden, wenn ich abermahls einen Antrag ausschlage; er wird in mich dringen, die Ursache zu wissen, und ich darf nicht reden!

Viel unangenehmer indeß ist das zweyte Verhältniß dieser Art. Du weißt, wie sehr ich mich freute, als ich zu bemerken glaubte, daß Neuenbach Gefallen an meiner Schwester fände. Er war oft um uns, seine mannigfachen Kenntnisse, und einige artige Talente — er spielt die Flöte mit vieler Fertigkeit, singt angenehm, ist überhaupt sehr musikalisch — und liest gut, gewährten uns manche frohe Stunde. Ein schwacher Wiederschein jener Abende in T**, wenn Alphons mit meiner Mutter, mir, und der jüngern Schwester allein durch seine seelenvollen Gespräche, durch Vorlesen die Stunden beflügelte, und mir keine, noch so schimmernde Unterhaltung diese stillen Genüsse aufwog, fing an, sich bey uns einzustellen. Mir schien es auch, als mische ein lebhafterer Reiz sich bey, als finge Neuenbach an, für Fanny zu empfinden. Es war mir sehr begreiflich. Stille, sanfte Männer fühlen sich gern von lebhaften, munteren Mädchen angezogen, und ich glaubte in Neuenbachs ernstem Gemüthe ein treffliches

Gegengewicht für der Schwester etwas zu groſsen Leichtsinn zu finden. So wurde jenes Gemählde noch ähnlicher. Ich, die verblühende Älteste, stellte die gute selige Mutter vor, Fanny war an meinen Platz getreten, Neuenbach behauptete — mit dem gehörigen Unterschied — Elmwalds Stelle. Mich erfüllte diese Betrachtung mit einer süßen Wehmuth; das heilige Bild der Mutter, die Pflichten, die ich an ihrer Statt übernommen hatte, traten recht lebhaft vor meine Seele, und mit wahrhaft mütterlicher Freude betrachtete ich die jungen Leute und bildete in meinem Sinn ihr künftiges Geschick mir aus.

War es diese Ansicht, die meinem Betragen gegen Neuenbach eine sorglose Wärme gab — war es der unglückliche Reiz, den das Verwehrte so oft über Männerseelen ausübt? Genug, ich fing nach einiger Zeit an zu bemerken, daß nicht meine Schwester der Gegenstand seiner warmen, aber höchst bescheidenen Neigung war. Kein Wort, keine Handlung gestand diese Gluth; aber unwillkührlich leuchtete sie aus seinen Blicken hervor, und beurkundete sich noch überdieß als eine verzehrende, eifersüchtige Flamme. Ich wollte lange zweifeln, ich mochte mir selbst nicht gestehn, was beynahe nicht mehr zu läugnen war.

Was sollte ihm diese Neigung? Was sollte sie mir? Nur ein Meer von Trübsalen konnte sie uns bereiten.

Bey Gelegenheit von Walldorfs Anwerbung ward ich ihrer zum ersten Mahl ganz gewiß. Mein Vater, im Vertrauen auf Neuenbachs verschwiegene Freundschaft, hatte die ganze Sache in seiner Gegenwart verhandelt. Zu sehr in diesem Augenblick mit mir selbst beschäftigt, fielen meine Blicke erst nach einer Weile zufällig auf Neuenbach. Welche Veränderung in seinen Zügen! Er war todtenbleich, seine Lippen waren krampfhaft eingekniffen, und ein tiefer Unmuth sprach sich in jedem Blick, jedem Worte aus, das er Fanny oder meinem Vater zu antworten gezwungen war. Er war im strengsten Sinn von unleidlichem Humor geworden, er blieb es auch den Nachmittag, bis es Zeit war, in die Schreibstube zu gehn, und wir erwarteten ihn Abends vergebens bey einer kleinen Musikprobe, bey der er nothwendig gewesen wäre.

Dieß Benehmen blieb auch noch in den folgenden Tagen gleich, und hätte ich in dieser beklommenen Zeit lachen können, ich hatte es müssen, als Fanny mit ihrer gutmüthigen Ängstlichkeit zu mir kam, und mich fragte, ob ich denn

Neuenbach mit Etwas beleidigt hätte? Er müsse böse auf mich seyn, denn er benehme sich unfreundlich gegen Jedermann, und am unfreundlichsten gegen mich. Ach, ich wußte nur zu wohl, welches bessere aber gekränkte Gefühl sich hinter diesem Unmuth verbarg! Ich fühlte Mitleid mit ihm. Wäre mein Herz frey gewesen, ich würde mich für verpflichtet gehalten haben, den Werth des seinigen zu erwägen und zu erforschen, ob sich kein antwortendes Gefühl in meiner Brust fände. Jetzt war Alles vergeblich, und Ernst und Ruhe das Einzige, was ich gegen ihn zeigen durfte.

Das that ich denn auch getreu, und zu meinem Glücke machten die Geschäfte unsers Hauses seine schnelle Entfernung für einige Zeit nöthig. Er war unaussprechlich gepreßt in den zwey letzten Tagen, ich sah das unselige Geständniß auf seinen Lippen schweben, aber ich wußte, trotz meines Wohlwollens, so viel Kälte und Entfernung in mein Betragen zu legen, daß es mir glückte, jene höchst unangenehme Erklärung zurückzuhalten. Nun ist er fort. Aber in drey bis vier Wochen kommt er zurück — und was dann? Soll ich offen und gerade zu Werke gehn, und ihm sagen, wie es mit meinem Herzen steht,

ohne gleichwohl jenes festen Bandes zu erwähnen, das mich für ewig gebunden hält? Je länger ich diesem und manchem andern zu diesem Behuf ersonnenen Vorschlag nachdenke, jemehr Reiz gewinnt jener für mich. Offen und wahr zu seyn, das hat meine selige Mutter so tief in unsere Seelen geprägt, und ich habe es unter allen Verhältnissen meines Lebens als die sicherste Richtschnur meiner Handlungen gefunden. Ach, nur in Einem Punct bin ich es nicht, darf ich es nicht seyn; und wie schwer rächt sich diese Eine Verheimlichung an mir!

Alphons schreibt sehr fleißig, fleißiger als sonst. Aber — ist es vorgefaßte Meinung, ist es wahre Bemerkung? — mir scheint, als gehe aus seinen Briefen etwas Gezwungenes, Fremdartiges hervor, als sey der Ton gehalten, und manches Absichtliche darin. Kann ich dafür, daß das Bild der schönen und verführerischen Herzoginn sich unwillkührlich zwischen mich und diese Briefe stellt? Ich weiß, nicht durch Alphons, daß sie ganz unverhohlen auf seine Eroberung ausgeht, daß sie ihn in Lindenhain mit aller Macht an sich gelockt, daß er ihr entgangen, daß sie ihm in die Stadt nachgefolgt, und es nun dahin gebracht hat, daß er ihren Vater und sie nach dem

Bade von ** begleiten muß. Zwar wird weder die Herzoginn noch Elmwald den Brunnen trinken; aber sie geht mit dem Vater, um diesem, wie es heißt, Gesellschaft zu leisten, und Alphons soll auf den Rath des Arztes sich noch vollständig in der reinen Luft der **schen Berge erhohlen.

Alphons äußert sich wenig, beynahe gar nicht über diese Verhältnisse. Warum thut er das? Fürchtet er, mich zu beunruhigen, wenn er offen von den Nachstellungen spräche, die ihm gemacht werden? Fürchtet er für eitel gehalten zu werden? Ich weiß, was ich weiß, nicht von ihm. Die Generalinn F**, die in Lindenhain zu dem engsten Cirkel der Herzoginn gehörte, schreibt, was am K**schem Hofe vorfällt, ihrer Jugendfreundinn, meiner Tante, und dort höre ich so Manches, was man, ohne zu ahnen, wie nahe es mich berührt, mit aller der Schonungslosigkeit belacht und tadelt, mit welcher rechtliche Gemeinheit so gern über höhere, aus den Schranken des Gewöhnlichen schreitende Bildung herfährt. Was mir am wehsten thut, sind jene Winke, die Alphons eines allzulebhaften Interesse's an der Herzoginn zu zeihen scheinen. Noch steht mein Glauben, meine Zuversicht auf ihn fest, und ich begreife, daß gewöhnliche Menschen ihn nicht

richtig zu beurtheilen im Stande sind. Dennoch kann ich mich einer stillen Angst nicht ganz erwehren. Ich fange an zu verblühen. Als wir uns das letzte Mahl vor zwey Jahren sahen, war ich von einer Krankheit kaum genesen, und dieß bleiche, matte Bild haftet nun in Alphons Seele, und soll sich der glänzenden Fürstinn in allem Zauber der Schönheit und Coquetterie entgegen stellen? Ich bin entfernt, sie sieht er täglich; meine Verdienste, wenn ich welche habe, müssen liebevoll aufgesucht werden; sie weiß die ihrigen, die ohnedieß blendender Art sind, siegreich geltend zu machen. Unsere Aussichten sind so trüb, so ungewiß; das Glück, welches ihre Gunst ihm schaffen könnte, liegt näher. O Rosalinde! Welche Tugend, welche übermenschliche Kraft gehört dazu, um hier nicht zu wanken! Ich weiß es wohl, Alphons hat weit mehr als die meisten Männer, die ich kenne; aber er gehört doch zu diesem vom Sinnenreiz so leicht bewegten Geschlecht. Ich fürchte nicht, daß er mich um die Herzoginn verläßt; aber auch der Gedanke, daß sie in schwachen Augenblicken einen flüchtigen Triumph über seine Treue feyern könnte, thut mir weh.

Eilfter Brief.

Eduard von Neuenbach an Raphael.

L* den 18. August 1808.

Mein Geschäft neigt sich zu Ende. Wünsche mir Glück dazu, und doppelt, weil es sich auch günstig endigt! Es hat mir gelungen, die bedeutendsten Forderungen meines Principals zu sichern, ohne das Haus R* in Schaden zu bringen. Dieses Haus hat noch viele Hülfsquellen; es kommt nur auf ihre kluge Benutzung an, und die Augen eines ruhigen Fremden sehen da oft mehr und klarer, als die des schon beängstigten, befangenen Eigenthümers. Ich war so glücklich, mit meinem Rath, mit einiger Verwendung und durch zufällige Familien-Verbindungen, welche mein Vater in L* hat, dem Hause R** bedeutende Dienste zu leisten, die

ihre augenblickliche Verlegenheit sie mir noch höher anrechnen ließ, als sie werth sind. Sie sind gerettet, wie ich hoffe, und Florheim von seiner Angst befreyt. So denke ich in ein Paar Tagen zurück zu kehren, zu ihm und zu ihr, — ach, zu ihr! — sie wiederzusehen, um sie zu leben, den Ton ihrer Stimme zu hören, und dann so bald als möglich die ängstliche Fessel zu zerbrechen, die mich thörichter Weise noch immer hält, und eine strenge Schranke zwischen mir und meinen Hoffnungen zieht.

Ich habe meinen Vorsatz, ehe ich abreiste, nicht gehalten. Ich habe mich nicht erklärt. Es war unmöglich. Wie der Cherub mit dem Flammenschwerte stand die trübe Kälte ihres Blickes, die ernste Ruhe ihrer ganzen Haltung vor meinem Paradiese. Durch diese eisige Verzäunung vermochte kein Strahl der Liebe, keine Gluth meines Herzens durchzudringen. Ob sie geahnet hat, was in mir vorging, weiß ich nicht. Zuweilen schien es mir, als vermeide sie in den letzten Stunden meiner Anwesenheit alles Alleinseyn mit mir. Doch vielleicht thue ich ihr Unrecht. Es gab so viele Störungen, daß jene Hindernisse wohl eben so natürlich aus diesen, als aus ihrem geflissentlichen Ausweichen hervor-

gehen konnten. Den Hofrath hat sie ausgeschlagen; das schrieb mir der Vater mit merklichem Unmuth, nicht sowohl dieser Parthie willen — denn die günstige Wendung seiner Angelegenheiten machte ihn gleichgültiger gegen den Antrag — aber Luciens Eigensinn, ihre Wähligkeit, wie er es nennt, ärgern ihn. An jedem Mann, schreibt er mir in herzlicher Zutraulichkeit, hat sie Etwas auszusetzen; der Eine ist ihr zu alt, der Andere zu jung, jener zu gelehrt, der zu unwissend, und endlich kommen noch die tausend Forderungen an Zartgefühl, höhere Ansichten, Geistesrichtung, Harmonie der Seelen und wie die albernen Redensarten alle heißen, die die Mädchen unserer Zeit aus Romanen lernen. Der gute Vater hat nun freylich in seiner Schreibestube unter Speculationen und Correspondenzen nie einen Begriff davon bekommen, daß Herz und Geist auch Forderungen haben, daß diese Bedürfnisse dringender gefühlt werden, und ihre Verweigerung schmerzlicher fällt, als die Forderungen an sinnliches Wohlleben und Bequemlichkeit.

Das ist das Unglück des geselligen Lebens, daß wir uns von der Natur so entfremdet ha-

ben. Wir schweben, vom Boden der Wahrheit und des einfachen Glückes losgerissen, in einer Region selbstgemachter Begriffe und conventioneller Verhältnisse; wir haben uns eingebildete Gesetze vorgeschrieben, deren strengem Ausspruch wir uns mit eben der Selbstverläugnung unterwerfen, welche kaum die Naturnothwendigkeit von uns fordert; wir leiden und klagen über Übel, deren Grund bloß in Herkömmlichkeiten, Vorurtheilen u. s. w. liegt, und wo es nur eines muthigen Griffes bedürfte, um sie niederzureißen und des Glückes zu genießen, das die Natur uns beuth.

Eine Scene, die in diese Welt gehört und gewiß ein Beleg meiner Behauptungen ist, habe ich vor einigen Tagen gesehen, und ihr Eindruck wird nicht so bald aus meiner Seele schwinden.

Ein Geschäft für das R** sche Haus führte mich in eine kleine Landstadt, sechs Posten von hier. Ich hatte es beendigt, und kehrte zurück. Der Abend war wolkig und trüb; an meinem Wagen brach etwas, ich sah, daß ich L* nicht mehr erreichen konnte und blieb in einem Dorfe, wo die Post ist, und die Straße nach **bad sich von der nach K** scheidet. Nachdem meine Sachen heraufgebracht waren, stellte ich mich an's

Fenster, das in die friedlich begrünten Berge der Gegend hinaussah. Da rasselte es von einem fernen Wagen durchs Dorf herauf, und bald hielt eine Reisechaise, von vier eleganten Pferden gezogen, in der zwey Männer saßen und auf dem Bock ein reichgekleideter Jäger, vor dem Wirthshause. Es war ein ältlicher Mann von würdigem Ansehn und ein Jüngling, der zuerst aus dem Wagen sprang, und dann dem ältern beym Aussteigen behülflich war. Ein solches Gesicht, voll Leben und Feuer, solchen Adel in den Zügen und Bedeutenheit in dem ganzen Wesen hatte ich nicht so bald gesehen. Alles im Hause kam in Bewegung. Es schienen Reisende von hohem Stande zu seyn. Das Gepäck wurde heraufgeschafft, aber die Herren blieben am Thore stehen; sie sahen aus, als erwarteten sie noch Jemand, sie blickten öfters die Straße hinab, und siehe da! es kam auch ein zweyter Reisewagen. Zwey Bediente auf dem Bock, ein prächtiges Wappen am Kutschenschlag ließen mich vermuthen, daß es die Familie des alten Herrn sey. Der Jüngling eilte sogleich hinzu, und öffnete den Schlag. Ein junges, überaus schönes Frauenzimmer, in einfachem, aber höchst eleganten Reiseanzug, setzte den Fuß auf

den Tritt herab, während ihr Auge dem des Jünglings begegnete, der ihren Arm leise gefaßt hatte, um ihr beym Aussteigen zu helfen. Ach, Raphael, welch ein Blick des großen blauen Auges! Nie habe ich so viel Liebe und so viel Schmerz in Einem Blick vereinigt gesehen. Langsam trat sie herab, der alte Herr bewillkommte sie. Es war ihr Vater, das ging aus Allem hervor. Der Jüngling hielt sich in ehrerbiethiger Entfernung etwas hinter ihnen. Dem jungen Frauenzimmer folgte eine ältliche Frau, wahrscheinlich eine Gouvernante, und zwey jüngere, Kammermädchen vielleicht. Der alte Herr both seiner Tochter den Arm, alle gingen in's Haus, ich hörte sie hinter meiner Stube den Gang zu den vordern Zimmern, den besten in dem Gasthofe, gehn. Von einem Aufwärter, der bald hernach eintrat, um sich zu erkundigen, was ich zu essen wünschte, erfuhr ich, daß die fremde Herrschaft ein Graf mit einem pohlnischen Nahmen, den er nicht behalten hatte, und seine Tochter sey. Sie waren in **bad gewesen, und kehrten nun nach ihren Gütern zurück. Und der junge Mensch? fragte ich. »Wahrscheinlich der Kammerdiener oder Hausecretär.“ Mir fiel der Blick des jungen Mädchens ein. Ach Gott!

dachte ich: Eine Gräfinn, und ein Kammerdiener!

Indessen war Alles still geworden. Der Abend fing an zu dunkeln, der Mond zerstreute das duftige Gewölk, und ich entschloß mich, ein wenig spazieren zu gehn und die Gegend zu besehen. Als ich nach anderthalb Stunden ungefähr zurückkam, fand ich, nicht zu meinem Vergnügen, eine gänzliche Veränderung. Mit vielen Entschuldigungen trat mir der Wirth entgegen: Die fremde Herrschaft habe noch ein Zimmer gebraucht, sie habe deßwegen ihren Secretär, oder wer der Herr sey, an mich abgeschickt, um mich darum zu ersuchen, man habe bis zu meiner Rückkunft warten wollen, da ich aber so lange weggeblieben, und die junge Gräfinn sehr müde und der Ruhe bedürftig gewesen sey, habe sich der Wirth gezwungen gesehn, in meiner Abwesenheit die nöthigen Anstalten zu treffen, und mein Gepäck in ein hübsches, stilles Zimmer bringen zu lassen, das rückwärts die Aussicht in den Garten und in das Thal hinab habe. Er glaubte, ich würde deßhalb nicht zürnen, das Zimmerchen sey gar freundlich u. s. w. Was war zu thun? Ich dachte an den rührenden Blick des kummervollen, schönen Gesichtes,

an ihr Bedürfniß, vielleicht das leidenschwere Haupt auf ihren Kissen zur Ruhe zu bringen — und ich ergab mich.

Das neue Stübchen war wohl sehr klein, aber reinlich. Der Mond blickte freundlich durch die sechseckigten Scheiben herein. Ich warf mich auf's Bette, und überließ mich wachen Träumen von Lucien, von den lastenden Verhältnissen der großen und conventionellen Welt, die so schmerzlich auf ihr Herz, wie wahrscheinlich auch auf das meiner unbekannten Nachbarinn, drückten, bis ich einschlief.

Als ich am Morgen zeitig erwachte, war der Tag kaum angebrochen. Der Nebel wogte auf und ab über das Thal, die Bäume der nahen Hügel blickten düster hindurch. Alles war noch still, trüb, schwer. Da war es mir, als hörte ich leise unter meinem Fenster reden. Ich öffnete geräuschlos einen Flügel, und sah hinab in den Garten. Rechts in einer Laube, von wildem Wein überwachsen, in dessen Blättern ein sterbendes Lüftchen säuselte, regte es sich. Ich glaubte ein weißes Frauenkleid zu sehen; aber es war noch Jemand in der Laube. Man sprach sehr leise, abgebrochen; mich dünkte es, den Laut einer von Thränen und Seufzern erstickten weiblichen

Stimme zu hören. Was die männliche Stimme antwortete, schien ruhiger und dem Ton nach gefaßter. Meine Aufmerksamkeit war gespannt. Jetzt trat eine hohe weibliche Gestalt im weißen Morgengewand, das reiche blonde Haar nachlässig halb in schweren Flechten aufgesteckt, halb um den Nacken zerstreut, einen dunkeln Shawl um die Schultern geschlagen, aus der Laube. Ihr folgte ein Mann im blauen Überrock. Es war die Gräfinn und — der Secretär!

Sie gingen schweigend unter meinem Fenster den Gang hinauf, ihre Hände lagen ineinander. Keines sprach, Jedes schien wie an der Centnerlast eines schweren Geschickes zu tragen. An der Thür des Hausganges blieben sie still stehen. Die Gräfinn wandte sich um, der junge Mann stand mit dem Gesichte mir gegenüber. Ich zog mich zurück, so, daß ich wohl sehen, aber nicht gesehen werden konnte. Ich hörte sie nicht sprechen; aber was ihre Blicke, ihre Thränen ihm gesagt haben mochten, konnte ich aus der Bewegung des Jünglings errathen. Er trat einen Schritt zurück, sah sie mit düster glühenden Blicken an und stürzte dann auf die Knie. Sie beugte sich über ihn, er umschlang sie, sprang hastig auf, preßte sie an seine Brust, sie

hing an seinem Nacken. Da schien es, als ermannte er sich schnell, und wand sich ehrerbiethig aus den Fesseln der schönen Arme. Sein Blick war sehr ernst, sie rang die Hände, er stand ihr in stummem Schmerz gegenüber; aber er war gefaßter als sie. Noch ein Mahl warf sie sich an seine Brust — es war ein Abschied, und ein sehr schmerzlicher, das sah ich wohl — dann riß sie sich los, und flog in's Haus. Er blieb noch eine Weile wie eingewurzelt stehen und sah auf den Punct, auf dem sie verschwunden war, ach, seine ganze irdische Seligkeit, die Hoffnung seines Lebens, sein Alles! Mein Herz war tief bewegt, für ihn und noch mehr für sie. Sie war gar eine holde Gestalt, jede ihrer Bewegungen verrieth Anstand und Würde; es war jene Feinheit darin, jene zierliche Haltung, welche die Frauen der höhern Stände, auch wenn sie innerlich recht einfach sind, wie ein zarter Wohllaut überall begleiten, und es ist ein Glück für unsere Mädchen, daß diese anmuthigen Formen meist nicht tiefer gehn als die äußere Hülle, und hinter ihnen sich nicht immer wahrer Gehalt verbirgt. Bey dieser Gräfinn aber möchte ich wohl auf das Gegentheil schwören. Das reiche, hochgeborne Mädchen, das im Stande ist,

von den Vorzügen des bürgerlichen Jünglings gerührt zu werden, seine Geburt und die Kluft, die sie trennt, zu vergessen, ist kein gewöhnliches Weib und wenigstens schöner Gefühle fähig. Das lag auch in den edlen Zügen, die ich sah, und in dem seelenvollen Ausdruck ihrer Augen. Die Unglückliche!

Ich war noch mit meinen Gedanken an sie beschäftigt, als man mir zu melden kam, daß ich mich in Geduld fassen und auf meine Postpferde warten müsse, indem die fremde Herrschaft sich aller vorfindigen bemächtigt habe. Ich wurde ärgerlich. Diese vornehmen Menschen traten sehr störend in mein Leben hinein. Ich fragte, ob ich nicht Bauer-Pferde haben könnte? Der Aufwärter verwies mich an seinen Herrn. Ich ging hinunter. Da stand der Reisewagen der Gräfinn bepackt und angespannt unter dem Thorweg. Sie kam die Treppe herab mit ihren Frauen, noch blässer, noch rührender als gestern, Spuren von Thränen in den blauen, himmlischen Augen, und sichtlich erschöpft, wie ich aus Gang, Haltung und dem gedämpften Klang der sanften Stimme schließen konnte, mit der sie einige Befehle gab. Sie hatte mein ganzes Mitleid. Ihr Vater folgte ihr. Den Jüng-

ling sah ich nicht. Sie setzte sich mit ihren Frauen in ihren Wagen, der Vater bestieg allein seine Chaise, der Secretär erschien nicht. Die Wagen rollten rechts die Straße hinab, die ich gestern gekommen war. Ich sprach noch mit dem Wirth, als eine Postkalesche vorfuhr, und der junge Mensch mit eiligen Schritten, den Hut tief in die Augen gedrückt, die Treppe herab und in die Kalesche sprang. Mit heftigen Worten bedeutete er den Postillon, und flog in entgegengesetzter Richtung die Straße nach O..g zu.

So waren sie denn geschieden, und vielleicht auf ewig! Mein Herz trauerte mit ihnen, und trübe Gedanken über die Wandelbarkeit aller menschlichen Freuden und Hoffnungen zogen wie die Wolkenschleyer an den Bergen gegenüber, vor meinem Geiste empor. Gehe denn nicht auch ich der Freude des Wiedersehens und schönen Hoffnungen entgegen, und muß ich nicht auch fürchten, sie vom kalten Hauch der Wirklichkeit, gleich halberschlossenen Blüthen vom Frühlingsreife, gesengt zu sehen? Zwar zeigt sich bis jetzt meinem forschenden Blick kein sichtliches Hinderniß. Der alte Florheim ist mir gut, mein Stand der seinige, und Lucie behandelt mich mit unverkennbarer Achtung. Soll ich nicht

hoffen dürfen, auf diesem Wege ihr Herz endlich auch in Liebe zu rühren? In Liebe? Luciens Liebe! O fühle, Raphael, welcher Himmel in diesem Gedanken liegt! Von Lucien geliebt werden, in der ätherischen Klarheit dieses reinen Herzens leben, Eins mit ihr seyn, für Zeit und Ewigkeit! Raphael! Mir schwindelt vor dieser Seligkeit! Bald möchte ich glauben, sie sey zu groß für einen Sterblichen. Nur lieben dürfen möchte ich sie, sie von fern verehren, anbethen, und ihr von Zeit zu Zeit sagen dürfen: sieh, das empfinde ich, das habe ich für dich gethan, gelitten, geopfert! Es war doch eine schöne Zeit, die des Ritterthums und der treuen Minne, wenn so ein Ritter alle Kraft seiner Liebe, seines Armes, seines Muthes dem Dienste einer Einzigen weihen, den schwierigsten Unternehmungen auf ihren Befehl sich unterziehen, den gefährlichsten Abenteuern begegnen, für sie allen Unbilden der Jahreszeiten, allen Schrecken der Wildnisse, der Drachen und Ungeheuer Trotz biethen, ihre Farben überall siegen machen und ihr vor der Welt seine stolze Huldigung gestehen durfte! Warum leben wir jetzt nicht mehr in dieser Zeit! Du solltest von meinen Thaten, meinen Leiden, meinen Gesängen

hören, und Alles, Alles würde nur sie verklären, sich zum Strahlenkranze bilden, ihr Haupt umglänzen und sie vor aller Welt verherrlichen. Du lächelst über den Träumer, Raphael? Habe Nachsicht, und denke, daß dem Dichter ja zuweilen so ein irrender Flug in's Gebieth der Phantasie erlaubt ist, wenn er lange genug in der ermüdenden Prosa von Merkurs Geschäften sich abgearbeitet hat! Leb wohl!

Zwölfter Brief.

Lucie Florheim an Rosalinden.

Aus der Residenz, den 28. August 1808.

Der wichtige Schritt, den ich mir vorgesetzt, ist gethan. Neuenbach ist seit ungefähr acht Tagen wieder hier, und ich fand es nach der Art seines Willkommens, nach der Entzückung, die aus seinen Augen, der Zuversicht, möchte ich sagen, die aus seinem Wesen sprach, dringend nothwendig, meinen längstgenährten Vorsatz auszuführen, und offen mit ihm zu reden. Diese Leidenschaft durfte nicht länger gehegt und ein edler Mann, der es treu mit mir meinte, nicht länger in einer gefährlichen Täuschung gelassen werden, die, jemehr sie anhielt, desto zerstörender bey ihrem nothwendigen Aufhören auf seine Ruhe wirken mußte.

Drey Tage nach seiner Ankunft, als alle Geschäfte abgethan waren, und ich unter Angst und Sorge alle Augenblicke das unselige Geständniß durch irgend einen Zufall über seine Lippen springen zu sehn erwartete, nahm ich mir endlich den Muth, ihn allein in den Garten zu rufen und ihm dort Alles zu gestehn: meine Liebe für Alphons, meine Aussichten, meine Hoffnungen, nur nicht den Schwur, der mich an ihn band, und nicht meine jetzigen Sorgen. Nicht ohne schweren Kampf, nicht ohne Widerstreben meines Innersten that ich den mühsamen Schritt. Er nahm ihn auf, beynahe wie ich vermuthet hatte, und doch nicht ganz so. Ich sah eine unendliche Bitterkeit, so darf ich es wohl nennen, nicht Schrecken, nicht Schmerz sich über seine Züge verbreiten. Es fehlte wenig, daß er sie nicht in Worten aussprach. Das, ich muß es gestehn, hatte ich nicht erwartet; denn dazu hatte ihm weder mein Betragen, noch auch irgend ein anderer Anspruch ein Recht gegeben. Übrigens, sobald dieser erste Sturm vorüber war, fanden sein gutes Herz und sein fein gebildeter Geist sich wieder zurecht. Auf sein Zartgefühl konnte ich mich in Rücksicht seiner Verschwiegenheit verlassen. Er mag, der Arme, wohl schmerzlich

mit sich gerungen haben! Jetzt ist er wieder sanfter, umgänglicher geworden. Er fängt oft an, von den Gefühlen meines Herzens für Alphons zu sprechen. Ich höre das nicht gern, aus vielen Ursachen. Zuerst fühle ich tief in meinem Innersten, daß Eduard und ich uns nicht verstehn, und wohl nie verstehn werden, obwohl er in mich verliebt ist; dann hält mich eine geheime Scheu ab, mit dem eigentlich Abgewiesenen von meiner Liebe für einen Andern zu sprechen, und vielleicht durch solche Erörterungen eine unglückliche Leidenschaft eher zu nähren, als zu löschen; endlich, o meine Rosalinde! thut jedes solche Gespräch meinem Herzen jetzt unendlich weh, wenn ich es mit jemand Andern als mit dir führen muß. Ach, ich möchte oft auch dir und mir selbst verbergen können, was ich muthmaße und fürchte!

Die Badezeit ist zu Ende. Alphons ist nicht mit dem Herzoge nach K** zurückgekehrt. Er hat Urlaub angesucht, um seinen Vater zu besuchen. So schrieb er mir im letzten Brief, der von einer Mittelstation seiner Reise datirt war. Sichtbar, wie noch kein anderer, trägt dieser Brief die Spur eines verstörten Sinnes. Abgerissen, scharf, düster, verbirgt er nur schlecht

den Zustand eines mit sich selbst uneinigen Wesens, das überall hinter dem verhüllenden Schleyer hervorblickt. Eine dunkle Gluth, möchte ich sagen, schlägt wie aus einem Vulkane zuweilen hell in die Höhe, und weckt antwortende Flammen in meiner Brust; doch sogleich scheint sie wieder unter der Asche trüber Ahnungen und feindseliger Vorstellungen zu erlöschen. Warum thut dieß Alphons? Warum will er mir etwas verbergen? Und hat er denn etwas vor mir zu verbergen, vor mir, der sein reiner Geist sonst wie der Wiederklang des meinigen unverfälscht und unverzüglich entgegen kam, der keinen Gedanken, keine Regung in der innersten Brust hegte, die mir unbekannt bleiben durften? Alphons verbirgt mir etwas! O, das ist sehr schmerzlich!

Rechne dazu, was ich durch die Tante von jener unseligen Badecur höre, und wie sichtbar die Prinzessinn ihm ihre Leidenschaft gezeigt, so, daß sie das Augenmerk und das Gespräch der ganzen Badegesellschaft wurde! Zwar soll sich Elmwald, wenigstens vor der Welt, setzte die Tante hinzu, immer in den Schranken der strengsten Ehrerbiethung gehalten haben. Aber was geschehen seyn mochte, wenn sie allein wa-

ren, spöttelt kalt die Cousine, darüber wollen wir nicht zu strenge urtheilen: Es ist gar nicht glaublich, daß eine schöne Frau, eine Fürstinn ungehört seufze. O, nicht im Geringsten, nimmt dann die Tante das Wort wieder: Man soll es auch aus dem bald heftigen, bald düstern, bald schmachtenden Betragen des jungen Menschen erkannt haben, daß er nichts weniger als ruhig war, und vielleicht nur der Gedanke an die Hoffnungslosigkeit einer Leidenschaft, der er sich hinzugeben im Begriff stand, ihm die trüben Augenblicke mag verursacht haben.

Bey solchen Gesprächen muß ich gegenwärtig seyn! Und wenn ich in einsamen Stunden mir Alles wiederhohle, und die Nichtigkeit aller dieser Bemerkungen aus den Ansichten dieser Menschen, selbst aus der Entfernung und Unzuverlässigkeit der Beobachtungen zu erklären, mich durch Vertrauen auf Alphonsens unwandelbare Treue und die Festigkeit seines Characters zu beruhigen suche: dann kommt ein Brief, wie mehrere seiner letzten, voll seltsamer Äußerungen, voll räthselhafter Absprünge, und stürzt mich vom Neuem in mein Labyrinth zurück, indem er mir das schmerzliche Geständniß abdringt: Ach es ist nicht mehr Alles, wie es war! Und was mag sich verändert haben!

Dreyzehnter Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

D..g den 30. August 1803.

Es ist entschieden. Ich weiß mein Schicksal. Sie liebt seit Langem, obwohl unter schwierigen Verhältnissen und im Anfange mit wenig Hoffnung, doch treu und edel, und selbstverläugnend, wie das bey einem Wesen gleich dem ihrigen nicht anders denkbar ist. Sie liebt einen Andern, einen Glücklichern gewiß; aber auch einen Bessern, Beglückendern? Die Art, wie sie von diesem Freunde sprach, schien mir eine geheime Sorge anzudeuten, ob auch wohl Alles so sey, wie sie wünschte? Sie sprach das zwar nicht aus, sie schilderte ihn mit Begeisterung; dennoch dünkt mich, es liege im Grunde ihres edlen, ach, des schönsten Glückes wür-

digen Herzens, ein geheimer Schmerz, den ihre Lage, so wie sie mir sie eröffnete, nicht ganz erklärt.

Wie mir während ihrer Erklärung war, wie mein Herz, in seinen innersten Tiefen erschüttert, bebte, blutete, ach, Raphael! verlange nicht, daß ich dir das schildere! Ich war in einem Zustande, den ich damahls kaum faßte, den jetzt zurück zu rufen ein viel zu marterndes Geschäft wäre. Auch darf ich wohl sagen, es hat mich gekränkt. Ich hatte es nicht um sie verdient; denn sie muß meine Liebe, meine gränzenlose Verehrung für sie längst erkannt haben. Warum hat sie sie wachsen lassen bis zu dieser Höhe? Warum hat sie nicht früher gesprochen? Ist denn ein Herz, wie meines, ein gar so unbedeutendes Spielzeug, daß man es eben aufnimmt, liegen läßt, zerbricht, wie man will, und in achtloser Zerstreuung gar nicht bemerkt? Genug, mein Todesurtheil war gesprochen, und ich durfte nicht klagen. Ich wollte es auch nicht, ich wollte ihr nicht zeigen, wie mein ganzes Wesen Ein Schmerz, Eine Todeswunde war. Mehrere Tage vergingen, ehe ich meiner selbst und einer leidlichen Fassung mächtig ward. Darum konnte ich dir auch nicht schreiben, denn ich konn-

te mein frisch blutendes Herz nicht mit ruhiger Kälte hinlegen und untersuchen, und darüber Bericht erstatten.

Alphons Elmwald heißt der Glückliche, der Sohn eines mittelmäßig begüterten Mannes, der außer ihm noch viele Kinder hat. Schon in T*, wo Lucie vormahls mit ihren Ältern lebte und Alphons studierte, bildete sich diese Neigung, die seitdem durch fünf Jahre, wenigstens in ihrem Herzen, mit unverbrüchlicher Treue fortlebte. Schicksale haben sie getrennt. Er lebt in der Ferne, am K**schen Hofe, und das Verhältniß muß dem alten Florheim verborgen bleiben, bis eine Anstellung und angemeßne Einkünfte es Alphons möglich machen, Lucien seine Hand anzubiethen, und dem Vater die Versicherung zu geben, daß er für lange, wo nicht für immer, unsere Hauptstadt nicht verlassen werde.

Ihrer Schilderung nach ist dieser Alphons etwas Außerordentliches. Gewöhnlich wird der Jüngling wohl nicht seyn, dem ein Mädchen wie Lucie, wenn auch in der Verblendung erster Liebe, sich hingibt; aber ob seine spätere Ausbildung den ersten Hoffnungen Wort gehalten, ob er das geworden oder geblieben, was ihre jugendliche Phantasie an ihm sah?

Ich will nicht richten. Er mag edel, genialisch, außerordentlich seyn. Es wäre klein von mir, dem Manne, den ich nicht kenne, auch nur Eine gute Eigenschaft abzusprechen, weil er mir in den Weg tritt, weil er mein Erdenglück zerstört hat, und vielleicht nicht ein Mahl, was er mir raubt, so ganz zu schätzen und zu halten versteht. Heißer aber, treuer lieben, als ich, kann er sie nicht, und so steht ein großer Vortheil auf meiner Seite.

den 31. Abends.

So weit hatte ich gestern geschrieben, und dachte meinen Brief heute zu endigen. Das thue ich auch. Aber antworte mir nicht hierher! Deine Antwort würde mich nicht finden. Ich gehe übermorgen auf acht bis zwölf Tage zu meiner Schwester nach D**. Gestern ist ein Brief von Alphons gekommen. Er hat unter dem Vorwand, seinen Vater zu besuchen, Urlaub von dem Herzog genommen, und eilt nun, nachdem er ein paar Tage im väterlichen Hause geblieben ist, hierher zu seiner Geliebten. Das ist sehr begreiflich; aber ich habe keine Lust, das Entzücken des Wiedersehens der beyden Glücklichen abzuwarten. Lange bleibt er auf keinen Fall;

und kennen lernen möchte ich ihn. So werde ich am Ende seines Aufenthaltes zurückkommen. Lucie ist außer sich vor Freude. Sie beherrscht sich zwar mit ungemeiner Kraft vor ihrem Vater, vor den Fremden, selbst vor mir; doch sehe ich an diesen strahlenden Blicken, an diesen erhellten Zügen, ach, ich höre es selbst an der Musik ihrer Stimme: sie ist glücklich! — Und ich? —

Ich muß fort. Mögen sie sich in die Arme sinken, trunken seyn vor Wonne! — Lucie in andern Armen! O, das ist ein Bild, das wahnsinnig machen könnte! — Leb wohl! Ich kann nicht weiter schreiben. Wenn ich wieder zurück bin, wenn er fort ist, erhältst du einen Brief.

Vierzehnter Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z** an die Gräfinn Herminie von S**.

K** den 28. August 1808.

Mein Brunnenaufenthalt ist zu Ende. Ich habe ihn vor der Zeit abgebrochen. Dort noch länger auszuhalten, war nicht möglich. Gern hätte ich meinen Vater beredet, länger auch ohne mich dort zu bleiben; er wollte das nicht, er wollte mich nicht allein reisen lassen, er hielt mich für krank. Wenn Seelenleiden, gestörte Hoffnungen, bittere Enttäuschungen Krankheit genannt werden können, so war ich auch krank, und bin es noch. Körperlich fühlte ich keinen Schmerz; meine Seele zerrissen tausend Dolche.

Ich achte keinen Mann mehr, sagt die Königinn im Carlos. Auch ich darf so sprechen. Viele frühere Erfahrungen haben mich so

belehrt; sie verschwinden alle an Bitterkeit vor der letzten. Das hätte ich nicht geglaubt!

Elmwald ist schwach, schwankend, und hängt erbärmlich an Vorurtheilen. Hättest du das für möglich gehalten, nach dem, was ich dir im Anfange dieses Sommers schrieb? Er ist keines großen Gedankens, keines kühnen Entschlusses fähig, er ist der Liebe eines edlen Weibes nicht werth.

Wer mir das vor zwey Monathen gesagt hätte! Ich würde ihn als einen Sinnlosen, oder Verläumder abgewiesen haben. Und doch ist es so. Ich muß mich sammeln, dir zu schreiben. Zwar ist die Sache nicht neu; was ich nun klar weiß, ahnete ich seit Langem, und wurde mir vor ungefähr zwey Wochen ziemlich deutlich zu verstehen gegeben. Mein Herz sträubte sich, an den Unwerth des Mannes zu glauben, der mir als einer der ersten seines Geschlechtes erschienen war. Mit ängstlicher Gewalt hielt ich das herrliche Bild, das in meiner Phantasie strahlte, so lange ich's vermochte, fest. Jetzt endlich sinkt es ganz vor mir in Staub dahin.

Meine Briefe aus **bad müssen dir den Zustand meines Herzens zum Theil entdeckt, und dich gewissermaßen auf etwas Ungehöriges, Dü-

steres, das im dunkeln Hintergrunde lag, vorbereitet haben.

Mit welchen stolzen, schönen Hoffnungen ich diese Reise begann! Es war ein unvergleichlicher Sommermorgen. Als wir auf die Anhöhe kamen, stieg die Sonne in unumwölkter Strahlenpracht empor. Ihr glühendster Schimmer fiel in rosenrothen Tinten auf Alphons edle Züge, der mir gegenüber etwas düster und gedankenvoll im Wagen saß. Ich hatte das mehrmahl bemerkt; er war nicht heiter, ich glaubte nachgebliebene Spuren seiner Krankheit zu sehen, ich bemühte mich, ihn zu zerstreuen. Es ist so süß, sich für den theuern Freund zu bemühen, seinen Schmerz zu stillen, die Wolken von seiner Stirne zu scheuchen! Es gelang so ziemlich. Wir kamen in **bad an. Hier richtete ich mich sogleich ein. Meines Vaters Bade- und Schlummerstunden sollten köstlichen und ganz einsamen Spaziergängen in der himmlischen Gebirgsgegend gewidmet seyn. Einige Tage ging es leidlich. Mein Herz öffnete sich weit; die Schönheit der Natur um mich her, das erste Aufathmen meines Wesens nach langem, schmerzlichen Druck, die Nähe des theuern Freundes, seine seelenvollen Gespräche erhoben, begeisterten mich. Eine

lange verhaltene Wärme brach aus dem innersten Heiligthum meiner Seele hervor. Ich dachte nicht, daß hier eine Zurückhaltung oder Vorsicht nöthig wäre; ich zeigte mich Alphons, wie ich war, so liebevoll, so tieffühlend, wie vielleicht nur du mich kennst. Ich glaubte ja nichts anderes, als daß in seinem Herzen voller, reicher Wiederhall für alle diese Anklänge sey. Bald fühlte ich dennoch, es war nicht so. Sein Gefühl kam dem meinigen nicht entgegen. Er war nicht kalt, nicht ruhig, das erkannte ich wohl, zuweilen überraschte ihn ein Ausbruch verborgener Gluth; aber er beherrschte sie. Es war ein sichtlicher Kampf in seinem Innern, ein Kampf, der, wie ich glaubte, ihm aufreibend zu werden drohte. Seine Ursachen zu errathen schien mir nicht schwer. Ich Thörinn! Ich suchte sie in dem Zwiespalt seiner Wünsche und seiner Lage gegen mich. Du weißt, wie ich über diese äußern Formen, über diese Standesvorurtheile denke, wenn sie es wagen wollen, sich unserm wahren Glücke in den Weg zu stellen. Ich bin lange genug ihr Opfer gewesen, und habe bitter genug gelitten, um endlich zu dem Entschluß zu kommen, mich über sie zu erheben. Ich wollte glücklich seyn, und glücklich machen. Offen und

wahr, wie ich bin, trat ich ihm entgegen, ließ mein Gefühl sprechen, zeigte ihm, daß ich ihn liebte, und ließ ihn hoffen, daß, wenn auch meine äußeren Verhältnisse eine förmliche Verbindung unter uns unmöglich machten, doch keine heilige Pflicht mich abhielte, meiner Neigung zu folgen, und in einer innigen Vereinigung liebender Seelen, die nur ihre Liebe und die Übereinstimmung der Gemüther als Gesetz erkennen sollten, mein dauerndes irdisches Glück zu finden.

Abscheulich! Herminie! Abscheulich! Er trat bestürzt zurück. Er schlug mein Erbiethen, meine Liebe aus!

Noch jetzt, wie jene entsetzliche Scene sich in meinem Gedächtniß wiederhohlt, faßt mich ein unnennbares Grauen, meine ganze Natur empört sich, und ich habe Mühe, an die Wirklichkeit dieser Erinnerung zu glauben. Fürstinn Alexandrinens Liebe nicht erwiedert! Und von wem? Von einem gemeinen Bürgerlichen! — Gemein? Nein! Bey Gott! Gemein ist er nicht; aber für so schwach, für so befangen in Vorurtheilen hätte ich ihn nicht gehalten.

So fahre denn hin, schönes Bild einer bessern, höhern Seelenvereinigung! Wenn sie mit einem Jüngling, wie dieser, nicht möglich war,

wird sie's nie und nirgends. Ach, wie er groß, und schön und rührend war, selbst in seiner Weigerung, in dem sichtlichen Kampfe eines mächtigen Vorurtheils mit einem heißen Wunsche! O! Warum mußte er so rührend seyn!

Er hat auf der Universität ein Mädchen geliebt, glühend, innig, wie solch ein Herz lieben kann, wenn die erste heilige Flamme daraus hervorbricht. Umstände sind dazwischen getreten, er ist seit drey Jahren von ihr entfernt, es übrigt ihnen wenig Hoffnung; doch achtet er in übermäßigem Zartgefühl sich für gebunden. Welches Glück kann ein Mann, wie Alphons, sich an der Seite eines einfachen, beschränkten Mädchens versprechen? Aber er ist eigensinnig, das habe ich längst bemerkt; und für Gemüther, wie seines, ist es genug, eine Sache ein Mahl mit Heftigkeit und aus Gründen ergriffen zu haben, um sie nie wieder, selbst wenn diese Gründe aufgehört haben, fahren zu lassen, wäre es auch bloß aus Stolz. Und stolz ist er, Herminie, ungeheuer stolz!

Nach jener Erklärung, die, wie du denken kannst, nicht ohne heftigen Sturm abging, erschien er den folgenden Tag vor dem Herzog, und suchte um einen Urlaub von vier Wochen

an, um seinen Vater zu besuchen, der nicht weit von hier ein kleines Gütchen bewohnt, mit dem Bedeuten, er fühle sich unwohl, und Luft und Wasser hier seyen seiner kaum hergestellten Gesundheit unzuträglich. Es war ihm leicht zu glauben. Seit unserm ganzen Aufenthalt war er nie recht heiter gewesen, sein Auge nie in gewohntem Feuer strahlend; den Tag jener Bitte sah er vollends krank und verstört aus. Erschrocken — denn auch er liebt den Undankbaren väterlich — bewilligte der Herzog die Bitte, und Alphons sollte uns am nächsten Morgen verlassen. Das erzählte mir mein Vater, als er bald darauf in mein Zimmer trat, und mich von dem, was ich gestern gelitten, noch angegriffen und halbkrank auf meiner Chaise longue fand.

Tadle mich, Herminie! Schilt mich schwach, thöricht, wahnsinnig, wenn du willst! Aber diese Nachricht, die Gewißheit, ihn jetzt zu verlieren, brachten mich, nach Allem, was ich durch ihn erfahren, beynahe um die Besinnung. Zum Glück merkte mein guter Vater, in seiner eigenen Sorge um den Liebling versenkt, die Veränderung meiner Gesichtszüge nicht. — Aber jetzt noch hier, in dieser tödtlich langweiligen Einsamkeit

ohne Alphons zu bleiben, war mir undenkbar. Ich brauchte ja ohnehin das Wasser nicht, und des Herzogs Brunnenzeit war nah am Ende. Ich trug daher meinem Vater beym Abendessen vor, daß ich große Lust hätte, auch nach Hause zurückzukehren, weil auch ich fühlte, daß die Gebirgsluft für mich zu rauh sey; ich würde ihn daher bitten, mir zu erlauben, mich früher, als er, von **bad zu entfernen.

Mein Gott! rief der bestürzte Greis: So wollt Ihr mich Alle verlassen? Soll ich denn hier ganz allein bleiben?

Lassen Sie Ihrer Durchlaucht ihren Willen, gnädigster Herr! fiel Alphons sogleich rasch ein: Ich bleibe bey Eurer Hoheit, so lange es Ihnen gefällt. Meine Reise zu meinem Vater mag ein andermahl Statt haben.

Das war zu viel! Mir so offen zu zeigen, daß er nur mich floh, daß nur meine Gegenwart ihm hier unerträglich war! Ich kniff meine Serviette unter dem Tisch; zum Sprechen hatte ich in diesem Augenblicke keine Macht. Mein Vater saß schweigend, und spielte mit der Gabel auf dem Teller. Alphons betrachtete ihn mit leuchtenden Augen, wie ein Sohn den Vater betrachten könnte, dem er gern eine Freude

gemacht. O Herminie! Ich glaubte, das Herz würde mir springen!

Ich danke Ihnen, lieber Elmwald! sagte mein Vater nach einer Weile: Bleiben Sie vor der Hand noch da! Morgen wollen wir Alles besprechen; besserer Rath kommt über Nacht. Mit diesen Worten hub er die Tafel auf. Alles ging auseinander. Ob ich schlief? Wie ich die martervolle Einsamkeit der Nacht zubrachte? kannst du errathen. Am andern Tage wurde beschlossen, daß Alphons und ich noch einige Tage bleiben, der Herzog auch ein Paar Tage an seiner Kurzeit nachlassen sollte, da er sich schon sichtlich viel besser befand, und wir dann alle zusammen uns auf den Weg machen wollten, bis, wo die Straßen sich scheiden, wir nach K*, Alphons aber zu seinem Vater gehen würde. Diese vier Tage waren für mich Tage unter Höllenqual verlebt. Ich will hoffen, daß sie ihm nicht leichter geworden. Am fünften reisten wir ab. Unmöglich hätte ich es ausgehalten, mit Elmwald so wie auf der Hierherreise in Einem Wagen zu fahren. Er saß bey meinem Vater in der Chaise, ich folgte mit der Oberhofmeisterinn und meinen Frauen. Am zweyten Tage Abends erreichten wir die Scheidestation. Schon

den ganzen Tag durch hatte dieser Gedanke der Trennung folternd an meinem Herzen genagt, und, wie bitter auch, wie billig aufgereizt es war, die Gewißheit, ihn zu verlieren, fing wieder an, sein Bild in Zauberfarben zu kleiden. Ich hatte alle Gewalt über meine Seele vonnöthen, um die Thränen, die in einsamen Stunden reichlich flossen, vor ungeweihten Zeugen zurückzuhalten. Acht Stunden hatte ich ihn nicht mehr gesehen; wir waren beym Umspannen nie ausgestiegen. Dieser Abend war der letzte, den ich für lange Zeit mit ihm zubringen sollte. Als mein Wagen hielt, öffnete er den Schlag, und reichte mir den Arm. O Gott! Mit welcher Gewalt drang der Blick seines Flammenauges in mein Innerstes! Es war nicht möglich, ihn auch nur eine Minute allein zu sprechen; und sprechen mußte ich ihn noch, wenn ich unter dem Gefühl meines Herzens nicht erliegen sollte. Ich flüsterte ihm zu, er sollte sich am Morgen vor dem Aufbruch im Garten einfinden.

Der grauende Morgen athmete feuchtkalt. Es hatte die vorhergehenden Tage geregnet. Nebelwolken lagen in den Thälern, Alles war in Trauerschleyer gehüllt. Alphons erschien, dem Be-

fehl zu Folge, wie er sagte. Er war abgemessen, gefaßt; ich sah doch, daß er sich bekämpfte. Ich wußte, daß meine Liebe Funken aus dieser starken Seele geschlagen habe, und ich wollte die Befriedigung haben, ihn noch ein Mahl in der Verklärung aller ihrer Strahlen zu sehen, mich an dem scheidenden Lichte zu sonnen, oder zu versuchen, ob der Schmerz des Abschiedes dieß stolze Herz nicht beugen könne? So ließ ich meinen Klagen, meinen Gefühlen freyen Lauf. Er wurde unruhig, bewegt, er beschwor mich, mich zu beruhigen. Heilige Pflichten, sagte er, verwehrten ihm, an irgend ein anderes Verhältniß zu denken; er würde meine, seine eigene Achtung verwirken, wenn er hier wanken könnte. Diese Worte strömten einen Schimmer von Hoffnung in meine umnachtete Seele; ich glaubte hier nicht die Stimme eigener Wahl, sondern der gebiethenden Ehre und Rechtlichkeit zu hören. Ich ließ meine Thränen fließen, ich verbarg ihm eine Anwandlung von Ohnmacht nicht, die mich als Folge der heftigen Erschütterung befiel; er schlang erschrocken den Arm um mich, ich sank an seine Brust, unsere Lippen begegneten sich. O Herminie! Welch ein Augenblick! Abermahls riß er sich los. Er betheuerte, daß er

nun und nimmer sein Herz an eine Andere, und wäre es die erste, die liebenswürdigste ihres Geschlechtes, versagen könnte. In dem Augenblick hörte ich meines Vaters Stimme, der mich suchte, um in den Wagen zu steigen. Ich stand auf, Elmwald folgte mir, mein Herz war unbeschreiblich gepreßt. An der Hausthür wandte ich mich noch ein Mahl um; er stand in schmerzlichem Kampfe vor mir. So ist dieß dein letzter, unwiderruflicher Entschluß? sagte ich, und hob das thränenschwere Auge zu ihm empor: Sind wir geschieden? — Wir sind's, rief er, und stürzte zu meinen Füßen: Vergeben Sie, Fürstinn, wenn jemahls eine unbedachte Äußerung, ein unbewachter Blick Sie zu der Meinung veranlaßte, ich wagte es, meine Augen bis zu Ihnen zu erheben, und mein Herz sey noch frey! Die Schuld ist ganz mein, ich erkenne es, und Ihre Thränen sind mein bitterster Vorwurf.

Herminie! Welche Sprache! Mein Herz riß mich hin, ich beugte mich nieder, ich breitete meine Arme aus; er umschlang mich. Es war der ganze Himmel in diesem Moment, aber es war nur Ein Moment. Er sprang auf, er riß sich aus meinen Armen, meines Vaters Leute suchten mich. Ich flog zu ihm, der

Wagen war gespannt, der Abschied heftig, kurz, in Beyseyn meiner Frauen.

Nun bin ich hier. Alles ist mir verhaßt, mein Daseyn, meine Umgebungen, bis auf die Zimmer und die leblosen Einrichtungsstücke. Es ist die Seele entwichen. Er ist nicht da, und was mich tiefer schmerzt, er ist für mich verloren! Nicht darum, weil er einer Andern einst von Liebe gesprochen, und die Thörinn nun glaubt, er wäre ihr Treue schuldig — solch ein thöricht Hoffen, und solch einer Dirne übermüthige Erwartungen ließen sich allenfalls mit Geld oder durch einen andern Mann berichtigen, dem man eine gute Versorgung versicherte, wenn er sie durch seine Hand von der Gefahr, eine alte Jungfer zu werden, befreyen möchte; denn das ist's denn wohl immer, was solchen hartnäckigen Verbindungen zum Grunde liegt — nein, sondern weil Alphons nicht Alphons, nicht der kühne, aufstrebende Geist ist, für den ich ihn hielt, weil er an erbärmlichen Vorurtheilen hängen, und mein und sein Glück darüber zu Grunde gehen seh'n kann! O, das ist das Schmerzliche, daß wir nicht allein den Freund, daß wir auch die Idee verlieren, die wir von ihm hatten, daß das schöne Bild unserer Phantasie zum Him-

mel zurückgekehrt ist, von dem es gekommen, der schönere Feruer des irdischen Geschöpfes, wie er nur in der Idee der Gottheit existirte*).

Wie gesagt, ich bin sehr unglücklich. Es ist mein nächtliches Geschick, das sich seit acht Jahren ununterbrochen fortsetzt, der Fluch vielleicht irgend einer unausgesöhnten Schuld unseres Hauses, der auf der unbewußten, unverschuldeten Enkelinn sich entladet, wenn wir den neuaufgestellten Begriffen der Tragiker glauben wollen. Und wahrlich, Herminie, wenn ich meine Ansprüche und mein Schicksal, mein stets tadelloses Benehmen und das unausgesetzte Unglück vergleiche, das mich rastlos verfolgt, so kann ich beynahe nichts anderes glauben. Doch ich habe lange genug geklagt. Du kannst nicht helfen. Niemand kann mir helfen, wenn es so ist, wie ich eben gesagt; und es übrigt nichts, als standhaft tragen, und zuletzt mit Anstand untergehn.

---

*) Nach der Persischen Mythologie.

Fünfzehnter Brief.

Lucie Florheim an Rosalinden.

O..g, den 4. September 1808.

Rosalinde! Er ist hier! Ich habe ihn wieder! Er athmet Eine Luft mit mir, ich sehe ihn jeden Tag. Wie kann ich schildern, was in mir vorgeht! Nach so langer Zeit der Trennung, der schmerzlichsten Entbehrung nun endlich wieder der Anblick der theuern Gestalt, endlich wieder das Betrachten dieser ausdrucksvollen Züge, das Horchen auf den Klang der geliebten Stimme! Ist es auch wahr? Ist es kein Traum? Wie oft habe ich schon recht schön also geträumt, und das holde Bild zerfloß in nichtigen Schein!

Ich will mich sammeln, und dir Alles so treu wie möglich erzählen. Wird der Brief un-

zusammenhängend, so klage mich nicht an! O, ich bin zu selig, und doch wieder im tiefsten Grunde des Herzens von zu mancher Sorge gequält, als daß ich eine ruhige Fassung gewinnen könnte. Es ist noch so Manches dunkel in unsern Aussichten, ja selbst in unserer Stellung gegeneinander. Aber ich will nicht klagen, ich will mich bloß freuen, daß er da ist, daß ich ihn sprechen, aus seinen Blicken, seinen Worten meine Beruhigung schöpfen kann, daß ich nicht mehr zu dem unzulänglichen Behelf der Briefe flüchten muß; ich will ein Mahl recht glücklich seyn!

Man hatte mich gerade in den letzten Tagen vor seiner Ankunft mit gar so vielen, und zu meinem Unglück so wahrscheinlichen Gerüchten von seinen Verhältnissen zur Herzoginn unterhalten, und so viel von dem unternehmenden, ja, wenn jene Berichte wahr sind, von dem freyen Betragen dieser Frau gegen ihn erzählt, die sich über alle Formen der Schicklichkeit hinaussetzt, und nichts anzuhören scheint, als die Stimme der Leidenschaft, oder einer augenblicklichen Laune. In **bad war sie und ihre unverhehlte Liebe zu dem Cabinetssecretär ihres Vaters der Gegenstand des allgemeinen Gespräches gewesen. Plötz-

lich aber hatten sie Alle, noch ehe die Curzeit aus war — man weiß nicht, aus welcher Ursache — sich zur Abreise entschlossen, und **bad verlassen. Auch hierüber ermangelte die Schmähsucht nicht, ihre Vermuthungen aufzustellen, und — ach, Rosalinde! — ich mußte das Alles anhören, und durfte durch keine Miene verrathen, wie nahe es mich anging, wie weh es mir that. Oft schon war der Entschluß in mir erwacht, die Gesellschaften der Tante lieber ganz zu vermeiden, um nicht zu hören, was mich so tief verletzte, und was doch — das konnte ich wohl aus der Art des Gespräches und dem Character der Sprechenden beurtheilen — nicht ganz Wahrheit war. Aber ein unseliger Vorwitz riß mich jedes Mahl wieder hin, und die Begierde, etwas Neues von Alphons und der Herzoginn zu hören, überwog die Furcht vor dem Schmerz, den es mir erregen würde.

Eben war ich aus einer solchen Zusammenkunft, verwirrt und in meinem Innersten zersplittert, nach Hause gekommen, als man mir einen Brief von ihm einhändigte. Hastig erbrach ich ihn. Es war die Sprache der innigsten Liebe, der treuesten Gluth, die ich, trotz jener bösen Gedanken, welche das Gespräch der Tante erregt

hatte, nicht verkennen konnte; und dieser Brief meldete mir, daß er unter dem Vorwande, einige Wochen wegen Familiengeschäften bey seinem Vater zuzubringen, Urlaub vom Herzoge erhalten habe, und diese Zeit benutzen wollte, mich endlich wieder zu sehen, und über Alles, was auf seinem Herzen schwer läge, mit mir zu sprechen. Der Herzoginn war mit keinem Worte erwähnt, auch nicht erörtert, was so schwer auf sein Herz drücke. Aber er kam ja, er müßgte dem Aufenthalt bey seinem Vater ein paar Wochen ab, um mich zu sehen. Konnte in diesem Augenblick ein anderer als ein freudiger Gedanke in mir Raum finden? Von diesem Moment an herrschte eine unruhige Spannung in mir. In jedem Wagen, der durch die Straße rollte, glaubte ich den seinen zu erkennen, in jedem Klingelzug seine Ankunft zu vernehmen. Ich zitterte vor Freude, und konnte doch meiner Furcht vor so manchem Störenden, das zwischen uns getreten war, nicht gebiethen.

Vorgestern Abends dämmerte es bereits. Mein Vater hatte Spielgesellschaft; mich trieb die Unruhe in den Garten, die dunkelnden Gänge auf und nieder. Hier und da sang ein einsamer Vogel, die Blumen neigten die Häupter im Abend-

wind, die Zweige flüsterten leise, wie von einem Geheimniß der Freude, der Mond fing an zu glänzen, und sichtbarer zeichneten sich die Blätterschatten auf dem Sandboden. Alles war so still, so feyerlich, so erwartungsvoll um mich her! Manch schöner Abend fiel mir ein, den ich einst mit ihm in so mildem Mondeslicht zugebracht; und nun stand mir dieß Glück nach so langer, schwerer Trennung wieder so nahe bevor. Mein Herz erhob sich im Gebethe zu Gott. Da raschelte es durch's Gebüsch, ein schneller Tritt nahte sich; ich fürchtete, man käme, mich zu rufen. Ach, mir war so wohl in der Einsamkeit! — Verdrüßlich blickte ich zurück. — O Gott! Alphons eilte mit ausgebreiteten Armen mir entgegen!

Was in den ersten Augenblicken mit mir vorgegangen, weiß ich nicht. Ich fand mich mit ihm auf der Bank unter dem Platanenbaum wieder, der so oft meine Thränen um ihn unter seinem Schatten verborgen hatte. Worte hatte ich nicht; auch er vermochte vor heftiger Bewegung nicht zu sprechen. Doch auch in abgebrochenen Lauten verstanden sich unsere Seelen, und ich erfuhr die Geschichte seines Kummers, seiner Sehnsucht um mich in

den langen zwey Jahren aus wenigen abgebrochenen Worten, aus seinen Blicken, aus dem Ton seiner Stimme. Ach, wir waren so selig! Vergangenheit und Zukunft waren vor unsern Blicken vernichtet, wir fühlten nur die Gegenwart, wie fröhliche Kinder, nur unser Glück. Zwey Stunden hatten wir so verträumt; ich sah das an dem Zeiger der Uhr, als ich wieder in's Zimmer kam. Ich war zwey Stunden im Himmel gewesen!

Seitdem sehen wir uns täglich. Jetzt ordnen sich unsere Reden zu zusammenhängenden Gesprächen, und er erwähnte bereits eines wichtigen Geständnisses, das er mir zu thun habe. Mein Gott! Wird er mir von seinem Verhältniß zur Herzoginn sprechen? Ich zittere davor, und dennoch liegt in dem Gedanken an diese Offenheit etwas so Schönes. Er sagte mir heut Morgens, es gäbe Sachen, die schlechterdings nicht anders als mündlich von Seele unmittelbar zu Seele verhandelt und aufgeklärt werden könnten, weil es sehr bedenklich sey, über Dinge, die leicht einem Mißverstand unterliegen können, sich in Briefen zu äußern. Was wird er mir sagen?

Neuenbach ist auf ein paar Wochen von

hier abgereiset. Ich ahne, warum. Es thut mir leid; aber hierin steht nichts zu ändern. Wenn nur mein Vater nicht auf den Gedanken fällt, mich ihm zur Frau zu geben! Es kommt mir seit einiger Zeit vor, als läge ihm diese Vorstellung sehr nahe, und ich glaube in manchen seiner Worte Anspielungen darauf zu finden. Es wäre mir um meines Vaters willen sehr unangenehm. Übrigens muß sich mein Schicksal bald entscheiden. Alphons hofft in wenigen Wochen seine Anstellung als Legationssecretär von K** an unserm Hofe gewiß zu erhalten. O, Rosalinde! Wie schön kann sich nun das Schicksal deiner Freundinn entwickeln!

Sechzehnter Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z** an Gräfinn Herminie von S*.

K.. den 10. September 1808.

Weißt du, wo er ist? In O..g bey seiner Geliebten! Das war also die dringend nothwendige Reise zu seinem Vater! So treulos, so hinterlistig hat er mit mir gespielt, meine wärmsten Gefühle verrathen, meine gerechtesten Erwartungen betrogen! Also liebt er sie! Also ist es nicht ein veraltetes Verhältniß, das er nur aus Pflichtgefühl schont? Nein! Es dauert noch, es ist eine lebende Flamme in seiner Brust, der er seine besten Kräfte, seine stolzesten Aussichten, und, was am unverzeihlichsten ist, die Ruhe eines fremden Herzens opfert, das um seinetwillen so Manches vergessen und gering geachtet hat!

O Herminie! Manchmahl meine ich, der gerechte Zorn wird meine Brust zersprengen, ein

tiefer Schmerz erfaßt mich, mir ist so unaussprechlich weh, als lös'te sich mein ganzes Wesen in Trauer auf. Und wenn ich es recht bedenke, so ist es nichts als marternde Sehnsucht nach dem Undankbaren, der mich so unerhört gekränkt hat, und der mir doch so unentbehrlich ist!

Nein! Ich ertrage es nicht. Ich kann nicht ohne ihn leben. Ich habe es verlernt, mich ohne ihn zu denken. Ein unruhiges Feuer flammt durch mein Innerstes; ich muß ihn wieder sehn, mich an seinen Blicken sonnen, an seines Geistes unerschöpflichen Quellen mich laben, und meine Seele dadurch erneuert fühlen, wenn ich nicht vergehen soll.

Ach, daß du fern bist, fern in Italien, jetzt, wo ich deiner so sehr bedürfte! Schaffe mir ihn wieder! Gib mir Mittel an die Hand, jenes verhaßte Bündniß zu trennen! Du warst ja sonst so scharfsinnig in Erfindung kleiner Plane, in Eröffnung verborgener Hülfsquellen, wodurch du mich und dich aus mancher Bedrängniß gerettet. Strenge deine Erfindungskraft auch jetzt für die unglückliche Freundinn an, oder gib mir wenigstens einen Rath, wenn deine unselige Entfernung dich hindert, mir Hülfe zu geben! Das ist das Unglück! Ich war nie mit dieser Italienischen Reise zufrieden; sie raubte dich mir in dem schwie-

rigsten Zeitpunct meines Lebens. Aber du warst nicht zu halten, der unstäte Geist trieb dich, und die Stimme der Freundschaft wurde überhört.

Wenn ich nur Eines wüßte — nur klar sähe in seiner Brust! Wenn ich so glühend mich meinen Gefühlen überließ, wenn ich, von seinem mächtigen Geist angeregt, mich in schwärmerische Höhen eines mehr als irdischen Glückes erhob, wenn mein Auge die bewegte Stimmung meines Gemüthes aussprach, meine Hand die seine faßte, meine Seele in die seine überzuströmen schien: da fühlte ich wohl oft, daß eine heftig, aber streng beherrschte, Bewegung auch ihn ergriff. Sein Blick flammte, oder wandte sich in unaussprechlicher Schönheit feucht zum Himmel empor, seine Hand erwiederte den Druck der meinen, ein inneres Feuer schien ihn zu durchzucken. Aber schnell sank diese jähe Aufwallung wieder; ein gehaltener Ernst trat an die Stelle des bewegten Gefühles, er ließ meine Hand fahren, sein Auge starrte düster vor sich nieder, und ich hatte nichts, gar nichts gewonnen. Nie, als im letzten Augenblick des Abschiedes, hat er es gewagt, mich vertraulich zu berühren, und alle Zwanglosigkeit meines Benehmens gegen ihn hat ihn

nie, auch nur um eine Linie, über die Schranken des strengsten Wohlstandes gerissen. Ach, Herminie! Es gibt Augenblicke, und es sind meine entsetzlichsten, wo sich durch das trübe Chaos meines Innern der Gedanke Platz macht: Er hat dich nie geliebt, es war nichts als Wohlgefallen an dem Umgange einer der geistreichsten Frauen ihrer Zeit, geschmeichelte Eitelkeit des Bürgerlichen, dem die Fürstentochter mit Auszeichnung entgegen kam, es war endlich die Stimme der Sinnlichkeit bey der freundlich vertrauten Annäherung eines schönen Weibes. O, wenn dieser niederschlagende Gedanke in all seiner hellen Schärfe auf mein Herz eindringt, dann möchte ich oft mit der armen Eboli ausrufen: Abscheulich! Was habe ich gethan!

Sie suchte Linderung für einen ungeheuern Schmerz in der Flamme der Rache an ihrer Nebenbuhlerinn. Aber ihre Nebenbuhlerinn war eine Königinn. — Und die Meine? Großer Gott! Daß es dahin hat kommen müssen! Prinzessinn Alexandrine, und ein unbedeutendes, von der ganzen Welt übersehenes, Bürgermädchen! —— Aber nicht von ihm, nicht von ihm! In diesen Worten liegen alle Qualen der Hölle für mich, und für sie der schönste Adelsbrief!

Was ich vor der Hand selbst thun kann, leuchtet mir wohl ein. Er suchte schon seit Langem die Secretärsstelle bey unsrer Legation am Hofe zu O..g. Jetzt wird mir dieß Streben sehr klar, das mich früher öfters befremdete, da jene Anstellung weder so einträglich, noch so bedeutend ist, als Alphons bey seinen Ansprüchen wohl fordern könnte. Er will in ihre Nähe, er will um sie leben, vielleicht sogar — Nein! Bey'm Himmel, nein! Das soll er nicht! Von unserm Hofe aus soll ihm wenigstens der tolle Schritt nicht noch erleichtert werden. Ich weiß, welche Triebfedern hier in Bewegung zu setzen, welche Minen zu sprengen sind. Elmwald hat zwar heiße Freunde, aber auch unversöhnliche Feinde. Er müßte der hervorragende Mensch nicht seyn, der er ist, wenn ihm diese nicht schon häufig aufgestanden wären. Ich werde ihm nicht schaden wollen, das glaubst du mir wohl ungeschworen; aber was ich thun kann, um ihn von einer Thorheit, und einer Schuld zugleich, abzuhalten, ihn unserem Staate und mir zu sichern, das werde ich anwenden. Und wer kann mir's verdenken?

Siebenzehnter Brief.

Lucie Florheim an Rosalinden.

O..g, den 12. September 1803.

Er hat mit mir gesprochen — ich weiß Alles. Es war eine entsetzliche Stunde. Ich muß ihn achten, er steht hoch und edel vor mir; dennoch ist im Innersten meiner Seele ein Stachel zurück geblieben, den keine Zeit, keine Vergessenheit abstumpfen kann, und nach mancher Stunde heimlichen Kampfes mit mir selbst und meinen liebsten Wünschen ist endlich der Entschluß in mir gereift, wenn wir nun das Ziel so langen Strebens erreichen, und Elmwald wirklich die Legationssecretärs-Stelle erhalten sollte, ihm doch nicht, wie er dringend fordert, meine Hand sogleich zu reichen. Was in seiner Brust vorgegangen, ist weder Flattersinn, noch weniger

Untreue zu nennen; aber ganz unversehrt blieb sein Gefühl nicht, und das schöne, ihm, wie es scheint, leidenschaftlich ergebene Weib hat ihn hingerissen. Er hat nicht gewankt, aber sich betäuben lassen, und in dieser Betäubung ihrem Gefühle scheinbar geantwortet. Als Mensch, als Mann hat sein Character sich in diesem Sturm, über den sein besseres Selbst triumphirte, bewährt; vielleicht würde ohne diese Prüfung minder fest und zuverlässig darauf zu zählen seyn. Aber als Geliebter — Verlobter? — O Rosalinde! Ich kann mir nicht helfen, ich kann ein bitteres Gefühl nicht überwinden; und das Bild der Herzoginn, des schönen, üppigen Weibes in seinen Armen, stellt sich, wenn er nicht bey mir ist, und ich über unsere Verhältnisse nachdenke, ewig störend zwischen ihn und mich.

Wenn er nicht bey mir ist, habe ich gesagt! O, seine Gegenwart wirkt ganz anders und zauberhaft auf mich! Was wäre es, wovon seine süßen Worte, seine beredten Blicke mich nicht unumstößlich überzeugen könnten? Was könnte ich ihm versagen, wenn er mit den Tönen der Liebe darum fleht? Aber er ist nicht immer um mich, weil wir meines Vaters Aufmerksamkeit nicht auf unser Verständniß leiten wollen. Und

endlich weiß ich ja, daß er leider in acht bis zehn Tagen wieder fort muß. Dann wird mir Zeit genug bleiben, Alles recht reiflich und ernst zu überlegen, und die bittern Tropfen, die sein Geständniß in den Becher meiner Freuden mischte, und die jetzt nur seine beglückende Nähe übersehen macht, recht langsam und peinlich zu schmecken. So kann ich wohl meinen mit Bedacht gefaßten Entschluß hegen, und auch hoffen, ihn auszuführen. Meine Gründe werden dich überzeugen.

Seit mehr als drey Jahren haben wir uns nur ein einziges Mahl, und auch dann nur auf Tage gesehen. Damahls war ich kaum von einer Krankheit genesen. Meine Schwäche, meine Reizbarkeit hinderten jede ruhige Unterhaltung zwischen uns. Nun sind abermahls zwey Jahre vergangen, während welchen das Hofleben, die große Welt, tausendfache Verhältnisse, und zuletzt das zu der verführerischen Frau, auf seinen Charakter nothwendiger Weise Einfluß gehabt haben, ihn in vielen, vielleicht in allen Beziehungen mehr oder minder verändert haben müssen. Sage selbst, ob sich das bey einem jungen Mann von so lebhaftem Geist und reizbarer Empfindlichkeit wohl anders auch nur denken läßt?

Ich bin, liebe Rosalinde! — ich gestehe es freymüthig — auch nicht dieselbe mehr, die ich in froher, heitrer Lebensblüthe, unter dem Schutze sorgender, mütterlicher Liebe, damahls war, wie wir in T** so schöne Tage erster seliger Liebe, bey ihr verlebten. O das war eine gute Zeit! Seitdem haben der Verlust dieser Mutter, den ich nie mehr verwinden werde, die Sorgen des Haushaltes, welche über mich gekommen, das Bewußtseyn des Unrechts gegen meinen Vater, Jahre und manche kleine Kränklichkeit die frische Blüthe nicht bloß meiner Wangen, auch meines Geistes und Gefühls abgestreift. Elmwald wird das nicht mehr in mir finden, was seine leidenschaftliche Liebe vor vier Jahren in mir fand, oder zu finden wähnte. Ich bin nicht mehr das frohe, still in sich vergnügte Kind, das er damahls in mir liebte. Mein Geist ist gereift. Vielleicht habe ich als Mensch gewonnen, als Mädchen gewiß nicht. Er wird Manches vermissen, was einst schöner da war, und manchen Ernst, manches Schneidende in mir finden, das bittere Erfahrungen in mich gelegt haben. Zudem hat selbst mein Äußeres verloren. Ich kann es mir nicht bergen, daß ich nicht mehr so aussehe, wie

vor vier Jahren; und du weißt, Männer legen ihrer Natur nach mehr Werth auf körperlichen Reiz, als wir. Seine — Schwäche — laß mich's immer so nennen! — gegen die Fürstinn stößt diese Behauptung wenigstens nicht um. Nun hat er ihr Bild in seiner Einbildungskraft aufgenommen. Sie soll wirklich eine der schönsten Frauen ihrer Zeit seyn, und obwohl sie älter ist, als ich, ist sie noch blendend, in voller Blüthe des Reizes. Rechne dazu einen lebhaften, mit allen Vorzügen einer höchst verfeinerten Bildung geschmückten Geist, Launen, und Eigenheiten, die, wenn auch nicht dem Gemahl, doch dem Liebhaber, anziehend erscheinen, die Möglichkeit, sich in jedem Augenblick dem Wunsch, ihm zu gefallen und den beabsichtigten Eindruck hervor zu bringen, hingeben zu können, und verdenke mir es dann, wenn ich vor ihrem fortwährenden Einfluß auf ihn zittre, und es für nöthig halte, daß er einer wahren Feuerprobe sich unterziehe! Ach, es ist ja um seines Glückes willen! Wenn ich seine Hand jetzt annähme, wo eine Aufwallung edler Unzufriedenheit mit sich selbst, die Freude, mich nach so langem Sehnen endlich zu besitzen, und vielleicht der geheime Wunsch, durch Entfernung von der gefährlichen Frau sich vor

jedem möglichen Rückfall zu schützen, ihn heißverlangend in meine Arme führten, und wenn mit der Zeit die Täuschung schwände, welche jene Beziehungen um mein verblühtes Bild gewebt haben, wenn er dann der Herzoginn wie der schönen todten Jungfrau gedächte, und ich an seiner Seite todt wäre, *) o Gott, wie würde es dann mit mir stehn?

Nein! Er soll jetzt zu ihr zurückkehren, er soll sie wiedersehn, nachdem er mich versicherte, daß alle Macht, die sie über ihn geübt, nichts als ein flüchtiger Rausch war, und er mir auf's Neue mit wahrem, warmen Gefühl Treue gelobte. Ich glaube ihm diesen Schwur. O, es ist kein Falsch in ihm. Seine reine Seele ist keines Rückhalts fähig. — Aber auch keiner Selbsttäuschung? — Nein! Er kehre nach K** zurück, er lebe um sie, bis seine Anstellung entschieden ist, und prüfe und befestige dort im Sonnenlicht ihrer Schönheit die Treue gegen sein verblühtes Mädchen. Dann, wenn der Himmel unsere Wünsche erhört, wenn er wieder kommen darf, um zu bleiben, sollen noch erst ein paar Monathe ruhigen Umganges voll klarer, täu-

*) Worte aus Ifflands Schauspiel: Elise Valberg.

schungsloser Erkenntniß vorübergehn; und wenn er dann noch die Überzeugung hat, daß seine arme Lucie ihm vor allen Frauen der Erde die liebste ist, und ihn glücklich machen kann, dann, o großer Gott! will ich mich niederwerfen vor deinem Vaterthrone, und bekennen, daß du mich weit über mein Verdienst beseligt, und vor allen Mädchen, die ich je gekannt, gesegnet hast!

Achtzehnter Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

O..g den 18. September 1808.

Ich habe Alphons kennen gelernt. Es ist Niemand anders, als der Secretär des Pohlnischen Grafen aus dem Posthause in ..x. Jener vorgebliche Graf war der Herzog von K** selbst, der incognito reiste; und jenes schöne Weib, zwischen dem und Alphons die leidenschaftliche Scene vorfiel, von welcher ich Zeuge war, die verwitwete Herzoginn von Z.. Welches Gefühl sich meiner bemächtigte, als ich bey meiner Zurückkunft auf den ersten Anblick meinen alten Bekannten, den beglückten Liebhaber einer Andern, in dem Manne erkannte, den mir Lucie als ihren Freund, als den Gegenstand ihrer treuen Anhänglichkeit vorstellte, kann ich dir nicht beschreiben. Das Wort der Begrüßung erstarb mir auf der Zunge. Ich muß verlegen, ja,

einfältig ausgesehen haben. Er schien sich nicht auf mich zu besinnen, oder wollte es nicht scheinen; er behandelte mich als einen völlig Fremden. Möglich auch, daß in dem damahligen Sturm seines Herzens ihm keine Aufmerksamkeit auf die Dinge außer ihm blieb, und er den Nebengast im Wirthshause in dem Augenblick nicht eben beachtete, wo er sich von der heiß Geliebten scheiden mußte!

Und er wagt es, nach dem, was vorgefallen, was ich gesehen, vor Lucien, die er verrathen, zu erscheinen? Er wagt es, ihr noch von seiner Liebe zu sprechen? Ich finde das eine unerhörte Frechheit, und hätte große Lust, ihn dafür zu züchtigen, indem ich ihn in Luciens Gegenwart zur Rede stellen möchte.

Wie sie an ihm hängt! Wie ihre Blicke ihm überall folgen! Wie sie verklärt ist in Liebe und Seligkeit, und nur zuweilen ein leichter Schatten von Besorgniß, vermuthlich um des Vaters Einwilligung, über ihre sonnigen Züge gleitet! Auch er spielt den heiß Verliebten vortrefflich, und wer nicht, so wie ich, vom Gegentheil überzeugt wäre, würde hier auf keine Möglichkeit des Zweifels gerathen. Übrigens ist er ein Mann voll Geist, Kenntniß und weltkluger Gewandt-

heit, der, sich wohl in alle Formen zu fügen, und Rollen nach Bedürfniß zu spielen, in seiner diplomatischen Laufbahn mag erlernt haben. So weiß er recht gut hier und bey der Herzoginn zugleich den leidenschaftlichen Anbether zu machen, täuscht vielleicht Beyde, und liebt, wie diese Weltmenschen pflegen, im Grunde nur sich selbst. Mir begegnet er mit Achtung, das ist nicht zu läugnen; dennoch blicken Eitelkeit und stolzes Selbstbewußtseyn aus jedem Worte, jeder Geberde. Aber das sind gerade die Männer, die besseren Mädchen am gefährlichsten werden, besonders, wenn eine einnehmende Gestalt, wie hier, den imposanten Eindruck, den Geist und kühne Zuversicht machen, vorbereitet und unterstützt. Er übt auch eine unumschränkte Gewalt über ihr Gemüth; sie vertraut — o Raphael! — sie gehorcht ihm unbedingt. Ich sehe, wie sie an seinen Winken hängt, wie seine Aussprüche ihr Orakel, seine Ansichten die Richtschnur ihres Benehmens sind; ich sehe es, und knirrsche. An diesen Falschen, Doppelzüngigen verschwendet das edelste Herz seine Liebe, und umfaßt einen Unwürdigen mit den engelreinen Gefühlen, die den gleichgestimmten Freund, der mit vergeblicher Treue an ihr hängt, unaussprechlich

selig gemacht haben würden, und die jener prahlend und achtlos vielleicht auf dem Altar seiner fürstlichen Geliebten, vielleicht auf dem seiner Eitelkeit, opfert.

Darf ich das dulden? Ist es nicht Pflicht für mich, Lucien die Augen zu öffnen? Darf ich sie blind in ihr Verderben rennen lassen? Kann denn ein Mensch, wie dieser Elmwald, sie glücklich machen? Und wenn sie nicht glücklich würde, wenn dieß himmlische Wesen lang und schwer leiden, und endlich unter dem Druck einer übelgepaarten Ehe, unter den ewigen Reibungen gegen einen selbstsüchtigen, gewaltthätigen Character erliegen sollte, den der Himmel wie einen schroffen Fels neben die weiche Palme gestellt, daß ihr Blumenreicher Wipfel sich an dem starren Gestein zerschlägt? — O Gott! Gott! Sollte sie nicht zu retten seyn, ich sie nicht retten dürfen, retten müssen, wenn ich kann?

In drey Tagen reiset er ab. Dann will ich mit ihr sprechen. Ich achte es für meine Pflicht. Es ist kein eigensüchtiger Rückblick auf mich, es ist keine vermessene Hoffnung, die mich treibt. Wenn es das Opfer meines Daseyns, meines Lebensglückes gälte, um das ihrige zu gründen; wenn es in meiner Macht stände, sie mit dem

schuldlosen Gegenstand ihrer verblendeten Liebe zu vereinigen, und in dieser Verbindung wahrhaft glücklich zu wissen: Gott ist mir Zeuge, ich würde keinen Augenblick anstehn, zu thun, was Edelmuth und wahre Liebe heischen. Aber hier! — Kann ich Geschehenes ungeschehen machen? Ist Alphons darum minder flatterhaft, weil ich für sie glühe? Und ist es unrecht von mir, wenn ich mit klarem Bewußtseyn fühle, daß, trotz Alphonsens schimmernden Vorzügen, mein treues Herz ihren Werth inniger erkannt, sie dauernder glücklich gemacht haben würde?

Es wird eine bittere Stunde seyn, wenn ich ihr die trostlose Entdeckung mittheile; ich zittere vor den Wunden, die ich ihrem Herzen versetzen muß. O Gott! Wie gern möchte ich, wenn es möglich wäre, den Schmerz allein auf mich nehmen, für sie leiden und bluten, und sie nur den Preis jener Eröffnung, die klare Erkenntniß von Elmwalds Treulosigkeit, und ihre wiedergegebene Ruhe, genießen lassen! Ich zittre davor, wie gesagt; aber ich habe streng und genau überlegt, ich habe mich selbst geprüft, und ich fühle, daß ich muß. So laß uns denn, wenn es Zeit ist, mit Muth und Schonung an's Werk gehn!

Neunzehnter Brief.

Gräfinn Herminie von S** an die Herzoginn Alexandrine von Z**.

Florenz den 23. September 1808.

Hier in der ewig blühenden Stadt, an den Ufern des Arno, traf mich dein Brief vom zehnten dieses Monaths, und du kannst nach der Berechnung der Tage auf meine Eile zu antworten, wie aus dem Vergessen aller lockenden Umgebungen, um mich nur mit deiner Angelegenheit zu beschäftigen, auf meine Liebe für dich, und meinen Eifer, dir zu dienen, schließen. Ein glücklicher Zufall unterstützte meine Bestrebungen. Es war vielleicht dein günstiger Stern — dein Dämon, würde ein Grieche sagen — welcher deinen Brief gerade in dem Augenblick nach Florenz gelangen ließ, als der Mann, den ich vor Allen am geeignetsten finde,

deine Aufträge zu übernehmen, sich nicht allein in Florenz und meiner Nähe, sondern auch im Begriff befand, in allerley geheimen und öffentlichen diplomatischen Missionen nach Deutschland abzugehn. Chevalier Dumesnard, dessen du dich aus Mailand und Brüssel, wo wir mit ihm zusammentrafen, noch wohl erinnern wirst, ist es, den ich vorläufig in unser Geheimniß eingeweiht, und von ihm flüchtige Ansichten, wie die Sache wohl am besten nach deinem Wunsche zu leiten wäre, gefordert habe. Es ist erstaunlich, wie schnell dieser klare Geist in jeden Gegenstand eindringt, wie sich ihm sogleich die wahre Seite, von der er anzugreifen ist, und die zweckmäßigsten, ja die einzigen Mittel darstellen, um den klug entworfenen Plan auszuführen. Seine Geschäfte führen ihn nach O..g, wo er einige Monathe zu verweilen und Geldnegociationen mit bedeutenden Häusern anzuknüpfen hat. Wozu? Für wen? Ja, das darf selbst seine Freundinn Herminie, der er sonst Manches vertraut, sich nicht schmeicheln, zu erfahren. Er hat ganz eigene Manieren, jede vorwitzige Annäherung, selbst jedes forschende Herumfühlen an seinem Geiste zu erkennen, und auf eine Art zu täuschen oder fern zu halten, über

deren allerliebste Weise man am Ende nicht ein Mahl zürnen kann. Ich versichere dich, Alexandrine, es ist ein delicióser Mensch. Ewig Schade, daß sein Beruf ihn so unstät in der Welt herumführt, daß auf ein Zusammenleben mit ihm gar nicht zu zählen ist, und Alles, was man hoffen darf, ein ungefähres Treffen des Unstäten seyn kann, wenn ihn uns das freundliche Geschick ein Mahl plötzlich entgegen wirft! So habe ich ihn unvermuthet hier gefunden, und die Zauber, welche Natur und Kunst über diese Stadt verbreiten, mit ihm tiefer und selbstbewußter genossen. Sein Geist erblickt Alles in eigenem Lichte, er hat sich selbst seine Bahn gebrochen, und manchmahl mischt sich etwas Paradoxie in seine seltsam klingenden Behauptungen. Man staunt, man ist versucht, zu lachen; aber er rückt mit einer ganzen Schar von glänzenden Sophismen heran, die er mit seiner gehaltenen Stimme, seinem gelassen feinen Anstande vorträgt, er verwickelt dich in spitzfindige Unterscheidungen, er treibt dich in's Enge, weiß dir kleine Zugeständnisse abzulisten, und nöthigt dich zuletzt, deinem Gefühl, ja deiner Einsicht zuwider zu bekennen, daß du ihm — zwar nicht beystimmen, aber nicht mehr

widersprechen kannst. Tausend Mahl hat er dieß Spiel wiederhohlt, und ob ich wohl weiß, daß es meistens Spiel ist, so bin ich doch nach einer Bekanntschaft von vier Jahren, die ein ununterbrochener Briefwechsel unterhalten hat, noch nicht im Stande zu sagen, wie er eigentlich über die wichtigsten Dinge denkt. Vom Fühlen ist ohnedieß die Rede nicht bey einem Manne, wie Dumesnard. Diese Fähigkeit seiner Seele ist seit Langem so tief in's Innerste seiner Brust beschränkt, und unter so glatten, geschmeidigen Formen des Äußerlichen gehalten, daß es kein Wunder wäre, wenn man endlich an ihrer Existenz überhaupt zu zweifeln anfinge. Doch halte ich ihn alles dessen ungeachtet für einen zuverlässigen Menschen und treuen Freund. Und in dieser Eigenschaft, in welcher ich ihn mehr als ein Mahl erprobt habe, will ich ihn auch dir empfohlen haben. Thue du auch deinerseits, was zu thun ist! Nur hüthe dich, daß Alphons, und überhaupt Niemand ahne, daß du hier die Hand im Spiele hast! Sonst wäre Alles mit einem Mahle verdorben. Alphons darf die Legationssecretär-Stelle nicht erhalten, ja er darf durchaus jetzt nicht befördert werden; und ohne diese Beförderung kann er — der kein

Vermögen hat seiner Geliebten die Hand nicht bie-
then. Indessen wird Zeit gewonnen, und wer den Lauf der Welt kennt, weiß, daß das Viel, oft Alles gewinnen heißt. In O..g wird Dumesnard zuerst das Terrain erforschen, und dann seinerseits die Gesinnung des Vaters, mit dem er ohnedieß in Verbindung kommen wird, allenfalls auch die der Tochter zu bearbeiten suchen. Alphons lebt indeß in deiner Nähe unter dem Einfluß deines Gestirns; und wenn gleich Dumesnard, der ihn kennt, behaupten will, über diesen aufstrebenden Feuergeist habe nur der Ehrgeiz, nicht die Frauenliebe Macht, so ist das einer von seinen Paradoxen, und wir wissen es besser. Was im Posthausgarten zu ..x geschah, war die schönste Huldigung vor der Macht deiner Schönheit und Trefflichkeit, und der Mann, der ein Mahl so empfänglich für die Einwirkungen edler Liebe war, wird auch künftig in der stäten Nähe des gefährlichen Gegenstandes seine Stoa oder seine frostigen Pflichtsrücksichten zu behaupten nicht vermögen.

Fasse daher, meine geliebte Freundinn, Muth und Zuversicht, und schilt deine arme, irrende Herminie nicht, die als Heimathslose gern unter diesem milden Himmel einige leiden-

freyere Monathe verathmen mag! Gegenwärtig oder abwesend ist meine Liebe für dich gleich thätig. Du sollst nichts darunter leiden, daß ich meinem gedrückten Geiste diesen kleinen Ausflug gegönnt; ja, es war sogar ein glückliches Ungefähr, das mich eben jetzt in Florenz seyn und den tauglichsten Mann zu unserm Vorhaben in meiner Umgebung treffen ließ. Sieh, so sorgt der Himmel für seine Lieblinge; und wage es ein Mahl, zu behaupten, daß du, auf deren Haupt er seine besten Schätze schüttete, nicht dazu gehörst! Doch lebe nun wohl! Ich muß heute, ehe Dumesnard abreiset, noch eine Menge Briefe für ihn in Bereitschaft legen, die er mit andern Aufträgen mitnimmt. Noch denke ich hier einige Tage zu verweilen, und dann durch die Schweiz und die schönen Rheingegenden, die ich mir nie satt sehen kann, langsam nach Hause zu kehren. Bis im November fliege ich in deine Arme, und lese den glücklichen Erfolg unserer Bemühungen in deinen erheiterten Zügen. Dann, wenn ich mich in deiner wohlthuenden Nähe gelabt und zu neuen Stürmen gestärkt haben werde, kehre ich in meine freudenlose Einsamkeit zurück, zu Prozeßacten, Advocatenränken und tausend Verdrüßlichkeiten, die

die unselige Scheidungsgeschichte mir auferlegt. Ach, warum bin ich nicht so reich, um dem widrigen Menschen, den man meinen Gemahl nennt, alle seine Schätze unbeneidet und ungetheilt überlassen, und von einem verhältnißmäßigen, wenn gleich beschränkten, Vermögen unabhängig, nur mir selbst und schönen Erinnerungen leben zu können!

Zwanzigster Brief.

Alphons Elmwald an seinen Bruder.

K . . den 30. September 1808.

Meine kurze selige Zeit ist vorüber. Ich bin wieder zu Hause, und wahrlich, der Anschein, den die Dinge indeß hier genommen haben, und die Folgen, die sich nur zu leicht daraus ableiten lassen, sind nicht darnach, um mich über das, was ich so eben verlassen, die Geliebte und das Vaterhaus, zu trösten. Seltsam und feindlich hat sich hier Alles in den wenigen Wochen meiner Abwesenheit gegen mich gestellt. Ich finde den Herzog verstimmt, launisch; des Ministers übler Wille gegen mich spricht sich deutlich aus; nur Alexandrine scheint ein gleichmäßig gütiges Benehmen gegen mich zu beobachten, und setzt mich eben dadurch, nach dem, was

zwischen uns vorgefallen, in eine peinliche Stellung gegen sie. Was will sie mit dieser freundlichen Heiterkeit? Soll ich vergessen, was sie von mir gefordert, und ich ihr verweigert? Will sie mich glauben machen, daß sie es vergessen habe? Was immer ihre Absicht ist — Absicht liegt diesem Betragen zum Grunde; denn es kann nicht natürlich aus ihrem Gemüthe hervorgehn; und jede Absicht läßt mich mit Wahrscheinlichkeit auf irgend einen Zweck schließen, der, so wie die übrigen Dinge sich um mich gestalten, kein erfreulicher für mich seyn kann. Auch fange ich an, von allen Seiten Hindernisse, Einstreuungen zu fühlen, die sich meinem Streben bald heimlicher, bald offenbarer entgegensetzen. Man hat jetzt von Neuem Bedenklichkeiten wegen der Legationssecretärs-Stelle; man ist unschlüssig, ob man überhaupt einen Gesandten am O..gschen Hofe halten wird; man hat die Kosten berechnet — jetzt erst! — und sie sehr groß, und die Nothwendigkeit dieses Postens nicht so dringend gefunden. Man glaubt, ein Chargé d'affaires würde hinreichen; aber diesen Platz kann man nun freylich einem so jungen Menschen, der noch bey gar keiner Sendung im Auslande gedient, nicht anvertrauen. Man ist dem

Anscheine nach sehr gütig gegen mich, spricht sogar von einer bedeutenden Anstellung im Departement des Innern, als von einer angenehmen und vollgenügenden Entschädigung statt jener Stelle für mich, und stürzt dadurch mit einem geheimen Streich alle meine Hoffnungen, das mühsam errungene Ziel jahrelangen Strebens, nieder.

Ich im Innern angestellt! Ich, der ich weder den Gang dieser Geschäfte kenne, noch je eine solche Anstellung gesucht habe, dessen ganze Bildung und erworbene Kenntnisse stets nur die Richtung für die Diplomatie hatten, in der ich seit drey Jahren zur Zufriedenheit des Fürsten, und mit — ich darf es sagen — allgemeiner Achtung gearbeitet habe! Was soll ich von solchen Anträgen denken? Was soll ich für meine liebsten Wünsche hoffen?

Es ist aber nicht allein der trübe Anschein, den meine Angelegenheiten hier genommen haben, was mich verstimmt und meine nächste Zukunft verdüstert. Auch Lucie hat mich nicht so entlassen, wie ich es hoffte, und durch mein Benehmen gegen sie zu erreichen wünschte.

Ich habe offen und freymüthig mit ihr gesprochen; ich habe ihr nichts verhehlt, was wäh-

rend dieses Sommers, nicht auf mein Herz, aber auf meine Einbildungskraft, für kurze Zeit betäubend wirkte. Ich hielt es für meine Pflicht, sie über nichts unklar zu lassen, was das Gemüth ihres Freundes betraf. Ich fordere die gleiche Wahrhaftigkeit auch von ihr. Auch ihr Herz soll in seinen geheimsten Tiefen offen vor mir liegen; denn nur so kann, wenn einst der Zauber der Leidenschaft, den Trennung, Unsicherheit und Spannung jetzt noch verlängern, im stätigen Besitze verschwunden seyn wird, jenes Zusammenschmelzen der Gemüther Statt haben, das aus zwey Wesen Eins macht, und uns die höchste Stufe reinmenschlicher Entwickelung ersteigen läßt. Sie nahm mein Geständniß mit der Würde und Sanftmuth auf, die ich von diesem Gemüthe erwartet hatte. Sie liebt mich noch, wie vorher; aber ich fürchte, ja, ich fühle, ihr Vertrauen ist erschüttert. Das Gerücht war mir zuvorgekommen. Es hatte sie lügenhaft, übertrieben, von meinem Verhältniß zu Alexandrinen unterrichtet. Ihr Vertrauen war schon vergiftet, ehe ich mit ihr sprach. Das ist das Unglück in der ganzen Sache, vielleicht mein einziges wahres Unrecht, daß ich gegen sie bis jetzt geschwiegen. Aber auch das war weder

falsche Scham, noch Tücke; es war Überlegung. Ich dachte sie zu schonen, ich wollte eine trübe Wolke, die unsere Liebe, und folglich unser Glück, nicht gefährden konnte, weil ich mir meiner klar bewußt war, ohne Ahnung davon an dem geliebten Haupt vorüberführen. Briefe sind ein so unzulänglicher Behelf, wenn es gilt, dornichte Stellen zu überschreiten, oder Mißverständnisse aufzuhellen. Das Herz des Mißtrauenden, Verletzten, liest seine vorgefaßte Meinung aus den einfachsten Worten heraus, und hört den halb Verurtheilten, Entfernten, in dem Tone sprechen, den es ihm in seiner eigenen Verstimmung zutraut. Darum schwieg ich, und eilte, sobald ich es vermochte, auf die Gefahr, den Herzog zu erzürnen, den ich hinterging, zu ihr, um ihr selbst Aug' in Auge, offen, treu und wahr Alles zu gestehen.

Es war zu spät. Sie hatte schon zu zweifeln begonnen. Das hätte sie nicht sollen. Und doch liegt gerade diesem Mißtrauen ein schöner Zug ihrer zarten Seele zum Grunde. Sie glaubt sich neben der blendenden Fürstinn nicht liebenswürdig genug; sie klagt nicht mich, sie klagt die Jahre an, die Umstände, die ihre Blüthe zerstört, und sie in meinen Augen weniger reizend

gemacht haben müssen. Ich habe ihr gesagt, was ich zu sagen vermochte. Aber was nützen Betheuerungen? Die Zeit allein kann hier wirken. Mein Herz hat sich nie von ihr verirrt; immer blieb sie der Gegenstand all' meiner Liebe, all' meines Strebens. Meine Phantasie konnte überrascht werden, mein Wille nie. Die Herzoginn ist vielleicht die schönste Frau, die ich je sah; mir erscheint Lucie reizender. Es ist die Reinheit ihrer Seele, die sich in den zarten, edlen Formen ausspricht, es ist diese holde Bescheidenheit, diese jungfräuliche Würde, die jede ihrer Bewegungen begleitet, es ist endlich das Bewußtseyn, daß sie für mich geschaffen ist, wie nie eine Andere, was mich unwiderstehlich an sie zieht, und mich ewig halten wird.

Ich habe in sie gedrungen, mir ihre Hand zu geben, sobald ich — was mir damahls so nahe schien — die gewünschte Anstellung erhalten haben würde, und zu erlauben, daß ich indeß sogleich mit ihrem Vater spräche. Sie sah mich an. Ein wunderbares Gemisch von Überraschung, Freude und Wehmuth brach aus ihrem Auge; es wurde feucht, und so schlug sie es in unendlicher Milde zum Himmel. Dann aber ergriff sie meine Hand, und mit dem Tone des sanftesten

Flehens drang sie in mich, diesen Vorsatz für den Augenblick aufzugeben und sie nicht weiter mit Bitten zu bestürmen. Sie fühlte, sagte sie, sie würde mir's zuletzt doch zugestehn, und das würde sie unglücklich machen. Ich möchte Geduld mit ihr haben, und wenn ich sie wirklich liebte, noch abwarten.

Ich mußte ihren sanften Bitten weichen. Diese Schwäche, deren sie sich selbst anklagte, entwaffnete mich. O wer könnte ihr etwas versagen! Ich fürchte, sie wagt es nicht, ihre Hand in meine zu legen, da sie mein Herz von einem fremden Einfluß noch nicht frey glaubt. Was immer in ihrer Seele vorging, es war etwas Schönes; ich ehrte es durch Folgeleistung, und so, von ihren Thränen benetzt, ihrer Liebe mehr als je sicher, reiste ich ab, und hoffte hier Alles bald geendigt und mich im Stande zu sehen, auch die letzten Zweifel dieses allzuschüchternen Herzens zu verscheuchen. Statt dessen finde ich hier alle Constellationen geändert, alle Aussichten getrübt, vielleicht auf lange hinausgeschoben. Was soll ich Lucien schreiben? Wie wird sie diese neue Fehlschlagung so gerechter Hoffnungen aufnehmen? Und woher kommt dieser neue Schlag, als von diesem Hofe, in dem seit Langem die

Quelle aller ihrer Sorgen und Zweifel liegt? So häufe ich willenlos von Neuem Unruhe auf ihr reines Herz, das so treu an mir hängt!

Aber ich will gut machen, ich will ihr vergelten, oder nicht leben! Das Ziel, nach dem ich strebe, wird doch dem fähigen Mann, der seiner Kraft vertrauen darf, nicht ewig unerreichbar seyn. Dann soll sie in meinen Armen das beste Glück finden, das einem edlen Weibe zu Theil werden kann; alle trüben Wolken sollen schwinden, mein Bild fleckenlos vor ihr stehn, und im Gefühl beglückter Liebe, am Hauche der reinsten Zärtlichkeit, des treuesten Schutzes, die zarte Blume, die ein jäher Frost verletzt, sich wieder erheben und fröhlich entfalten. Darum macht diese wunderbare Gestaltung der Dinge mich so unruhig. Ich zittre für Lucien, nicht für mich; und während ich muthig mit sichtbaren und unsichtbaren Feinden kämpfen will, möchte ich nur sie geschützt wissen! Leb wohl!

Ein und zwanzigster Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

D..g den 1. October 1808.

Ich habe mit ihr gesprochen. Ich habe ihr entdeckt, wovon ich Zeuge war. Eine flüchtige Bewegung zuckte über ihr Gesicht; dann versicherte sie mich, aus ihres Freundes Munde bereits Alles zu wissen, dankte mir für meine Theilnahme, und entfernte sich.

Sie weiß es also? Er soll ihr sein Verhältniß zur Herzoginn entdeckt haben — aber auch Alles, wahr und treu — auch das, was ich gesehn? Schwerlich! Unmöglich, möchte ich behaupten, wenn ich ein Wesen, wie Lucie, der Unwahrheit zeihen könnte! Oder soll er die ungeheure Anmaßung haben, und durch ihre Liebe dazu berechtigt seyn, ihr zu bekennen, daß sie

nicht allein in seinem Herzen herrscht, und doch zu fordern, daß sie nur für ihn lebe? Es wäre möglich! Diese sogenannten genialischen Menschen erlauben sich viel, was Andere zu thun eine zarte Scheu abhält; sie treten alle Formen wie alle Rücksichten mit Füßen, sie begehren ungenügsam, und erhalten von dem überraschten Gegner doch wenigstens das Meiste, weil man nicht den Muth hat, eine so dreiste Forderung, die sich eben dadurch wie ein Recht ausspricht, abzuschlagen.

Und auch die Herzoginn! Ich habe viel über sie reden gehört; denn seit dem Vorfall im Posthause interessirt mich ihr Schicksal, und ihre Beziehung auf Lucien macht mir Alles, was sie angeht, noch wichtiger. Auch sie hängt mit rücksichtsloser Leidenschaft an dem Unwürdigen, der sie, wie Manche glauben, nur als Werkzeug seiner ehrgeizigen Plane braucht, um durch ihre Gunst Stufen zu ersteigen, wovon seine Geburt ihn ausschließt. Er soll wirklich schon jetzt sich einer Liebe und Auszeichnung von seinem Fürsten, dem Vater der Herzoginn, freuen, die diese hochmüthigen Wünsche nicht so ganz träumerisch aussehen machen.

An diesen Mann verschwendet nun Lucie

alle Wärme, alle Innigkeit ihres engelgleichen Gemüthes, umfaßt ihn mit jeder Kraft ihres Wesens, duldet seine Unarten, übersieht seinen Flattersinn und stößt achtlos ein Herz von sich, das sich ihr ausschließend gewidmet hätte. Ach, wie ich sie geliebt haben würde! Wie, ihre Wünsche in ihren Blicken zu erspähen, mein Leben im Sonnenstrahl ihrer Augen zu verzehren, das höchste Glück meines Daseyns gewesen wäre! Angebethet würde ich sie haben, wie ein frommes Heiligenbild; täglich würde ich ihr geopfert, die schönsten Gaben der Flur, alle Zierden, alle Genüsse der Kunst zu ihren Füßen gelegt, sie mit Allem, was Natur und Menschenfleiß hervorzubringen vermag, geschmückt, und mich still gefreut haben, wenn sie die dargebrachten Geschenke freundlich aufgenommen und dem treuen Sänger dafür recht wohl gewollt hätte, wenn meine zarten Bemühungen nach und nach ihr Herz zu rühren, und die heiße Gluth, die in dem meinen lodert, eine sanfte Flamme in dem ihrigen zu entzünden fähig gewesen wäre! Raphael! Kann ich die Wonne dieses Gedankens fassen und nicht erliegen — von Lucien geliebt zu seyn! Es ist ein abgebrauchter Ausdruck: der Himmel auf Erden! Ich möchte einen andern, bedeuten-

deren ersinnen, um diese Seligkeit zu bezeichnen. Und ein Treuloser besitzt sie, darf in ihren Freuden schwelgen, und wirft sie achtlos hin, um nach niedrigen Truggestalten des Ehrgeizes oder der Sinnenliebe zu rennen!

In manchen Augenblicken, wenn dieser Contrast recht schneidend vor mich hintritt, empört sich mein aufgeregte Herz, und kann sich nicht enthalten, in Murren auszubrechen. Warum diese Ungerechtigkeit? Wozu diese nutzlose Qual? O Vorsicht, Schicksal, oder wie jene Macht heißt, deren Gang hoch über uns in heiligen Finsternissen geht! Gib mir ein anderes Herz, oder lehre den Falschen, den Werth des verschmähten Kleinods erkennen, indem du es ihm entreißest! Ja, ich darf diesen Wunsch aussprechen; nichts Unedles mischt sich ihm bey. Ich befördere Luciens Glück, und seines wird nicht zerstört.

Zwey und zwanzigster Brief.

Lucie Florheim an Rosalinden.

D..g den 10. October 1808.

Ich komme so eben von meiner Tante, wo ich wieder die beliebten Gespräche über den K**schen Hof, die Herzoginn, und Alphons anhören mußte. Es waren Briefe der Generalinn angekommen; und nun ging es an ein Vermuthen und Zusammenstellen, daß mir bald Hören und Sehen schwand. Überhaupt vereinigen sich seit einiger Zeit Absichten, unglückliche Verblendung und Vorurtheile, um mein Herz zu bekämpfen. Dennoch, ich weiß nicht, wie es kommt, steht mein Muth unbesiegt, ja er erhebt sich immer höher gegen alle andringenden Feinde. Klarer und immer klarer schwebt, wie ein leitendes Gestirn, der Glaube an Alphonsens höhern Werth,

an seine edlere Natur in dieser Düsterheit über mir, lenkt den Lauf meiner Gedanken und flößt mir Zuversicht in's Herz. Es ist wunderbar, daß es so gekommen ist, und dennoch sehr begreiflich. Der Edelmuth seines Betragens hat die kleinlichen Zweifel entwaffnet. Ich gebe zu, daß seine Phantasie angesprochen, seine Sinne befangen waren. Sein besseres Selbst ist mein; ich weiß es, es ist, als hätte Gott in den Augenblicken des heißen Gebethes, wie ich voll Angst nach Beruhigung rang, es mir geoffenbart. Seitdem bin ich ruhiger geworden. Ich habe, über sein Benehmen gegen mich seit den fünf Jahren unserer Bekanntschaft, besonders über sein Betragen während seiner letzten Anwesenheit nachgedacht, und nichts als deutliche Spuren und Züge eines festen und doch zarten Gemüthes, eines überlegenen Verstandes und einer unerschütterlichen Rechtlichkeit gefunden, die, jeden Schein verschmähend, auch nicht den besten an sich dulden, und vor der Freundinn seines Herzens wahr und klar erscheinen will. Der Mann, der so fühlt und handelt, kann irren, aber nicht betrügen; er kann Schwächen haben, aber nie leichtsinnig oder kleinlich seyn. Jede solche Erwägung war mir ein süßes Geschäft.

Es ist nun stille, es ist Friede in mir geworden, und dafür danke ich Gott, dem ich auch ihn, mein größtes, mein einziges Glück, danke. Dennoch bereue ich nicht, so gehandelt zu haben, wie ich bey seinem Abschiede that. Ich weigerte ihm die augenblickliche Zusage meiner Hand. In seiner damahligen Stimmung hätte ich es für unzart gehalten; aber ich erneuerte ihm den Schwur meiner Treue, und so schieden wir beruhigt.

Seitdem — was versucht man nicht, mit oder ohne Vorsatz, meinen Glauben an ihn zu erschüttern, mir wahrscheinlich zu machen, daß ich meine Liebe an einen Undankbaren verschwende, daß ein geheimes Band ihn an die Herzoginn knüpfe, daß er ihre Gunst gesucht, entweder um durch sie seine ehrgeizigen Absichten zu erreichen, oder weil es seiner Eitelkeit geschmeichelt, die schöne Frau in Liebe verstrickt zu sehen! Das Alles weiß man von verschiedenen Seiten wie eben so viele Stacheln mir an's Herz zu werfen. Ich lasse sie reden, wie sie wollen, und habe es nach mancher bittern Überwindung dahin gebracht, daß ich ihr Geschwätz ohne Einfluß auf meine Ruhe, wie das Gemurmel der Gartenfontaine, die jetzt in meine einsame Beschäfti-

gung rauscht, anhören kann. Ich verzeihe ihnen Allen; denn sie sind nicht im Stande, Alphons zu begreifen, folglich auch nicht, ihn zu beurtheilen. Nur Einem kann ich es nicht vergeben, daß er sich vom Schein und Stadtgeschwätz hinreißen läßt, seinem besserem Gefühl zuwider zu handeln; und das ist — Neuenbach. Dieser quält mich wirklich, und je mehr ich ihn sonst achte, desto peinlicher ist es mir, ihn so befangen zu sehn.

Als er von seiner kleinen Reise zurückkam — mein argloses Herz glaubte das seinige in seinem stillen Schmerz verstanden und die Ursache dieser Entfernung errathen zu haben — wunderte ich mich sehr, daß er wieder kehrte, so lange Elmwald noch anwesend war. Sollte Neugier die natürliche Abneigung gegen den Nebenbuhler in einer Männerbrust zu besiegen im Stande seyn? Genug, er kam, er trat ein, als eben Alphons mir vorlas. Ich stellte die Jünglinge einander vor. Alphons, von mir vorbereitet, kam ihm mit ausgezeichneter Achtung entgegen; der Andere schien verlegen, ja betroffen, kann ich sagen, und hielt sich hinter einem abgemessenen Betragen und zierlichen Redensarten wie verschanzt. Ich fühlte mich unangenehm berührt,

und sah auch, daß es einen widrigen Eindruck auf Alphons machte. Indeß glaubte ich Alles aus den Regungen der Eifersucht und der Verschiedenheit der beyden Gemüther erklären zu müssen. Als Alphons fort war, lös'te sich das Räthsel. Neuenbach trat als sein Ankläger auf, und eröffnete mir mit vieler, und, ich muß es gestehn, schonender Vorbereitung, daß ihm Alphons nicht unbekannt sey, und er ihn früher, und unter Verhältnissen gesehen, unter welchen er den erwählten Geliebten seiner Freundinn nimmermehr zu erblicken geglaubt hätte. Und nun erzählte er mir eine lange Geschichte, wie ein Zufall ihn vor einigen Wochen auf seiner ersten Reise in ein Wirthshaus geführt, in welchem er den Herzog von K** mit seiner Tochter und Alphons unter dem Incognito einer Pohlnischen Herrschaft gefunden, und Zeuge von einer Abschiedsscene zwischen der Tochter und dem vermeintlichen Secretär des Grafen gewesen war, die er mir mit so dichterischen Farben und solcher Lebhaftigkeit schilderte, daß ich beynahe auf den Gedanken kam, die schöne Herzoginn müsse auf seine Phantasie keinen geringen Eindruck gemacht haben. Welche Wirkung die sinnreiche Ausmahlung eines Auftrittes auf mich hat-

te, der seiner Natur nach mir höchst peinlich seyn mußte, und, obgleich durch Alphonsens eigenes Geständniß bekannt, doch nicht auf diese Art geschildert worden war, brauche ich dir nicht zu sagen. Ich war nicht im Stande, Neuenbach mehr als einige Worte zu sagen. Innerer Schmerz, gereizter Stolz und aufwallender Widerwille gegen den Ankläger bemeisterten sich meiner Besinnung, und ich verließ ihn, um mich in der Einsamkeit wieder zur Ruhe zu sprechen. Warum hat Neuenbach dieß gethan? Wäre es nicht edler, ja klüger gewesen, zu schweigen? Hat er wähnen können, meinen Glauben an Alphons zu erschüttern? Hat er gehofft, meine Liebe zu Alphons, dieß innige, mit allen Wurzeln meines Daseyns verwachsene, Gefühl durch diesen Versuch zu zerstören? Hat er mich bloß warnen wollen? — So war er denn fähig zu glauben, das Mädchen, welches er selbst in so unverdient hohem Lichte erblickt, wie sein Betragen und die Ergießungen seiner Muse beweisen, werde ihr Herz an einen alltäglichen Menschen verloren haben, der auf gemeine Weise hinter ihrem Rücken Flatterhaftigkeiten begeht, und es ihr listig zu verbergen weiß? O für welches Wesen muß er Alphons gehalten,

und so gar keine Vorstellung davon haben, daß höhere Naturen wohl Schwächen unterliegen, aber nie zur Gemeinheit sinken können, und selbst ihre Fehltritte dem geliebten Gegenstande, vor dem ihre Seele kein Geheimniß hat, zu offenbaren vermögen? Es ist ein Unglück, daß die wenigsten Menschen an eine höhere Persönlichkeit, an eine besondere Kraft edlerer Naturen glauben wollen, und jede Wirkung fremder Gemüther auf andere gleichsam nach mathematischen oder mechanischen Gesetzen erklären zu können meinen, wo denn eine gewisse Masse von Verstand, Kenntnissen und guten Grundsätzen ein bestimmtes Resultat geben müssen, und wozu man im benöthigten Falle durch Fleiß und Verwendung auch gelangen kann.

Sieh, so denkt mein Vater auch. Ihm stehen Neuenbach, Hofrath Walldorf und Alphons ziemlich gleich; ihm sind sie alle drey rechtliche, geschickte, sittliche Männer, mit unbedeutenden Abschattungen des Werthes und Characters, die er sich aus ihren verschiedenen Beschäftigungen leicht erklärt, und wobey ganz unverkennbar der Nachtheil auf Alphonsens Seite ist. Ihm wäre, das sehe ich leider immer deutlicher, unter diesen dreyen der Kaufmann der liebste Schwiegersohn;

und für meine Hoffnungen mit Alphons ist so lange gewiß nichts zu thun, bis seine Anstellung hierher nicht sicher ist. Elmwald schreibt sehr fleißig, aber auch seine Briefe tragen die Spur trüber Ansichten; er hat mancherley Verdruß und Vieles seit seiner Zurückkunft zu seinem Nachtheil verändert gefunden. Genauer hat er sich nicht darüber erklärt. Er vertraut Briefen nicht gern Bemerkungen dieser Art an, jetzt weniger als je; denn er glaubt sich beobachtet, und hält seine Correspondenz nicht für sicher. Der Himmel gebe nur, daß diese Veränderungen keinen bösen Einfluß auf unsere nächsten Hoffnungen haben mögen! Bis jetzt habe ich zwar keinen Grund, zu fürchten; dennoch kann ich mich zuweilen kleiner, ängstlicher Aufwallungen nicht erwehren, und diese machen mich mit desto größerer Sehnsucht nach dem endlichen Ziel all' meiner Wünsche sehen, wo jede Ungewißheit aufgehellt, jeder Zwist Friede geworden, und das lange, lastende Geheimniß von meiner Brust genommen seyn wird!

Drey und zwanzigster Brief.

Chevalier Dümesnard an die Gräfinn Herminie von S**

D..g den 20. October 1808.

Was ist Ihnen eingefallen, meine schöne Freundinn, als Sie mich, gerade mich, den nur eine zufällige Sendung hierher führte, mit Ihren geheimen Aufträgen zu beehren für gut fanden? Gehorsam und ergeben, als ein echter Ritter aus jener besseren Zeit, deren halbverwischtes Bild in unserm gehaltlosen Jahrhundert wieder auszuprägen ich für den einzigen Zweck halte, für den es sich noch zu leben verlohnt, habe ich mich Ihrem Befehl gefügt, ohne zu grübeln. Aber wie mir gleich im Anfange ein wenig davor graute, so finde ich, nachdem ich mich mehr und mehr in die Sache vertiefe, und die Quer-

und Kreuzfaden des Netzes näher beleuchte, welches ich über den Häuptern der angezeigten Personen zusammenziehen soll, daß ich unter tausend andern Menschen gerade am allerungeschicktesten zu diesem Geschäft bin. Um's Himmels Willen! Was sind das für Leute, zu denen Sie mich geschickt haben? Und wie soll es möglich seyn, irgend einen Zweck an Seelen zu erreichen, die an und für sich gar keine Gestalt und Eigenheit haben, an welcher man sie fassen, und mit Kraft und Ernst zu einem erwünschten Ende führen kann? Das zerfließt wie Wachs in feinen Gefühlen und Rücksichten, und ihr ganzer Character ist, daß sie keinen haben. Niemand will hier Etwas, oder will es recht, als etwa der alte Florheim. Der nähmlich will Geld, viel Geld, und auf welchem Wege es sey. Das ist doch ein Character, und das lobe ich mir. Hier wird sich etwas thun lassen; und es ist genug, daß der bezauberte, oder bezaubernde, Prinz, den wir der irdischen Dirne ab- und in's Netz unserer Göttinn jagen sollen, arm ist, um zu hoffen, daß Florheims Geiz uns zum erwünschten Hebel diene, hier einen gewaltigen Riegel vorzuschieben. Aber was läßt sich mit Lucien, was mit diesem Neuenbach beginnen? Lucie ist

eine von den gewöhnlichen Erscheinungen unter den Frauen des Mittelstandes, deren Menschenkenntniß aus Romanen, deren Religion aus modernen Erbauungsbüchern geschöpft ist, die ewig zwischen undeutlichen Pflichtbegriffen und heimlichen Wünschen schwanken, und das, was sie gern thun möchten, hauptsächlich darum unterlassen, weil es in einem Roman keine erhabene Wirkung thun würde; mit andern Worten: sie ist eine schöne Seele, das Langweiligste, was es auf Erden geben kann.

Dieser Neuenbach wäre ihrer in jeder Hinsicht so würdig, daß sich mir der Gedanke, die beyden Leutchen auf gute Art zusammen zu nesteln, von selbst dargestellt hätte, wenn ich auch nicht durch Sie, meine schöne Freundinn, darauf geführt worden wäre. Und dennoch fürchte ich, wir können ihn nicht brauchen. Er ist das personificirte Zeitalter, voll encyclopädischer Bildung, ohne innere Kraft und Lebenslust, Alles eben machen wollend, alle Begriffe generalisirend, und voll guter Wünsche, die Welt fein still und ordentlich nach Fabriken-Art einzurichten, wo Jedem von Früh bis Abend sein Tagewerk angewiesen ist, Keiner dem Andern in den Weg tritt, und ja kein unvorbereitetes Ereigniß den

Alltagsgang der Dinge stört, in welchem seiner schwächlichen Natur am wohlsten ist. Solche Menschen kann man zu Allem bringen, wenn man ihnen Furcht einjagt, nur nicht zum Selbsthandeln und kräftigen Hervortreten. Er ist in Lucien verliebt. Man sollte meinen, hiervon ließe sich Vieles hoffen. Aber nein! Dieser Mensch seines Zeitalters kann nur als Negative betrachtet werden. Sterben könnte er allenfalls für Lucien, oder durch sie, wenn sie es befähle; das dünkt ihm schön und rührend, und er hat für sich selbst Mitleid und Bewunderung, wenn er sich in diese Situation hinein poetisirt; denn er ist auch so ein Stückchen von Dichter, die Einen Gedanken in hundert Sonetten zu verschwemmen im Stande sind. Aber Etwas zu thun, um entweder diese unbeglückende Knechtschaft abzuschütteln, oder wohl gar sich der Geliebten zu versichern, das wird er nimmermehr wagen.

Sie können aus dieser Schilderung sehen, meine gnädige Frau, daß ein Mensch, wie Sie mich kennen, gewiß nicht geeignet ist, mit diesen breyweichen Seelen etwas anzufangen; mein Angriff ist zu kräftig, zu plump vielleicht, und diese zarten Saitenspiele würden

zerbrechen in meiner metallenen Hand.

Mir scheint auch, jemehr ich der Sache nachdenke, frühere Beobachtungen und spätere Erfahrungen vergleiche, daß wir Alle, sammt und sonders, von der göttlichen Alexandrine bis auf Ihren unterthänigsten Diener herab, auf einer falschen Fährte schweifen; und ich meine, mein Tact, als ich jenen Elmwald — oder Alphons, wie ihn die schöne Herzoginn poetisch lieber nennt — vor ein paar Jahren kennen lernte, hat mich nicht betrogen. Hören Sie ein Mahl, wie ich mir die Sache vorstelle!

Alphons war auf der hohen Schule zu T** ein ausgezeichneter Jüngling. Freundschaftliche Verhältnisse führten ihn in Florheims Haus, der damahls in T** lebte. Seine nicht gewöhnliche Geistesbildung, etwas Sonderbarkeit, die durch Natur oder Eitelkeit mit seinem Wesen verschmolzen ist, verbunden mit einer sehr angenehmen Gestalt, machten ihn bald zum Augenmerk der weiblichen Welt. Unter dieser war Lucie, die Tochter des reichsten Banquiers, das sehr hübsche Mädchen — sie ist es wirklich noch, und muß in ihrer ersten Blüthe höchst anziehend gewesen seyn — unstreitig die

merkwürdigste Erscheinung. Der Eitle suchte die Ausgezeichnete auf, und fand hinter dem gefälligen Äußeren so viel Gutmüthigkeit und angeflogene Bildung, um mit vier und zwanzig Jahren sich einzubilden, das, was ihn an sie zog, sey leidenschaftliche Liebe. Hierauf folgten Hindernisse, Trennung, Abwesenheit; der junge Mensch trat in's Leben, es griff ihn von allen Seiten an, er lernte ein besseres Ziel seines Strebens erkennen, zu wirken, zu leisten, zu widerstreben, und in der thätigen Äußerung seiner Fähigkeiten sich herrschend zu fühlen. Auch seine Eitelkeit fand ihre Rechnung; er wurde gesucht, er galt. Ist es zu wundern, wenn die trübe Erinnerung an ein Jugendgefühl immer mehr in's Dunkle schwand, und nur noch Rechtlichkeit die losen Faden jenes Bandes zusammenhielt? In dieser Stimmung traten ihm nun in Alexandrinens königlicher Erscheinung Ruhm und Schönheit, Macht und Reiz vereint entgegen, und alle herrschenden Triebe in des jungen Mannes Brust verbanden sich, ihm diesen Weg zum Ziel als den schönsten zu zeigen. Es ist wahr, er hat sich von der Herzoginn zurück gezogen; aber warum hat sie ihn auch bloß als leidenschaftlich liebendes Wesen erfassen wollen? Ein Rest von Ver-

bindlichkeit gegen die Jugendgeliebte mag sein Gewissen, die Gefahr eines zärtlichen Verhältnisses mit der Tochter seines Monarchen seine Klugheit aufgeschreckt haben. Dieser Pfad schien ihm gefährlich; und vielleicht listiger, als die verliebte Fürstinn wähnt, entfernt er sich, um sich suchen zu lassen, will die Bedingungen einer festern Verbindung selbst vorschreiben, und unter der Myrthe soll ihm der Lorber blühen.

Daß er hier bey der älteren Geliebten gewesen, verschlägt, wie ich glaube, nichts. Wir wissen nicht, welchen Zweck dieser Besuch hatte; vielleicht keinen andern, als sie auf die nahe Lösung des morschen Bandes vorzubereiten. Trübselig genug sieht sie darnach aus, und was ich von Neuenbach erfahren, bestätigt mehr, als es verneint. Es scheinen Erklärungen vorgefallen zu seyn. Neuenbach selbst hat den Warner gemacht. Ein Zufall entdeckte ihm ein wichtiges Fragment aus der Liebesgeschichte der Herzoginn mit Alphons. Er hat es nach seiner Art poetisch romantisch aufgefaßt, und mit Lucien darüber gesprochen. Sie wundern sich wohl, daß ich das Alles weiß? Vielleicht würde sich Neuenbach auch darüber wundern, wenn er wüßte, was ich schon Alles durch ihn erfahren, ohne

ihn je eigentlich gefragt zu haben. Von selbst klangen diese Töne bey der leisesten Berührung aus seinem schwächlich bewegten Innern mir hervor. Auch glaubt er gewiß nichts verrathen zu haben, denn er hat ja Niemand genannt; ja ich irre wohl nicht, wenn ich ihm den Triumph zutraue, mich überlistet, und erst von mir Manches herausgelockt zu haben, was ihm bey seiner Schönen dienen kann, den gefürchteten Nebenbuhler zu verschwärzen.

So scheint mir es nun, die allzuzärtliche Fürstinn habe nichts zu fürchten, wenn sie klug seyn, nicht, wie die Leutchen hier, Alles hochtragisch nehmen, und durch Kabalen und Hinderniße die Hoffnungen seines Ehrgeizes, statt sie zu reizen, niederschlagen will. Ihn hat gewiß die Fürstinn wenigstens eben so viel angezogen, als die schöne Frau. Das laßt uns nie vergessen! Aber freylich fühle ich die Schwierigkeit, ihr das zu sagen. Es ist oft bemerkt worden, daß man sich aus der Anerkennung unbestreitbarer Vorzüge nicht viel macht, und seine Siege lieber auf einem Felde feyern will, auf dem man Nebenbuhler, oder wenigstens Schwierigkeiten findet. Daß die Fürstinn als solche erheben, beglücken und folgsame Diener ihres Willens haben kann,

weiß Alexandrine, und hat es oft erprobt. Darum will sie jetzt als Frau gelten. Dieser Triumph scheint ihr süßer, und Alphons soll sie uneigennützig lieben, nichts von ihr erwarten. Ich gestehe, daß das schmeichelhafter ist; aber das Andere ist sicherer, und führt doch zu demselben Ziel. Darum lasse sie den jungen eitlen Mann Beförderungen, Einfluß, Macht im Hintergrunde des Verhältnisses mit ihr sehen; sie suche ihm als Frau zu gefallen, um ihn in Zukunft als Herzoginn zu lohnen! Sie selbst wird, wie ich denke, bey diesem Plane nicht übel fahren. Ein wenig Herrschsucht lag ja immer in ihrem Gemüth; denn was war es sonst, was sie, als sie aus Italien zurück kam, mit so rascher Hand in die Speichen des Staatsmechanismus greifen, und sich die Gewalt aneignen hieß, die ihr schwacher Gemahl nicht mehr zu behaupten im Stande war? Damahls zeigte sie sich als regierende Frau, und trat nur ungern dem Bruder des Verstorbenen eine Macht ab, deren Handhabung ihren geheimen Wünschen so sehr schmeichelte. Darum verließ sie auch sogleich einen Schauplatz, auf dem sie nicht mehr in der ersten Rolle glänzen konnte, und eilte zu ihrem Vater zurück. Nun böthe sich ihr abermahls eine weniger sichtbare,

aber darum nicht minder genügende Gelegenheit dar, die kleinen Hände im großen Spiel zu haben, wenn der Mann, der jetzt schon das Vertrauen ihres Vaters besitzt, dem sie durch ihren Einfluß einen noch höhern Wirkungskreis eröffnen kann, dann durch die zwey besten Triebe des menschlichen Herzens, Liebe und Ehrgeiz, an sie gebunden, ihr Geschöpf und der Vollstrecker ihrer geheimen Plane seyn wird. Geben Sie das unsrer Erlauchten zu bedenken! Ich will indeß versuchen, was sich hier mit den unförmlichen Massen beginnen läßt.

Vier und zwanzigster Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z** an die Gräfinn Herminie von S**.

K** den 18. November 1808.

Du wirst mich loben, wenn du diesen Brief gelesen hast. Es ist ein wichtiger Schritt in's rechte Geleis gethan worden. Du hattest Recht. Unsere Maßregeln waren falsch genommen, und wenn ich gleich deine Ansichten über Alphons nicht ganz theile, sehe ich doch ein, daß dein Weg, zwar auf einer Nebenstraße, aber sicherer, an's Ziel führt. Ja, er soll fort, fort aus allen näheren Beziehungen zu seiner Geliebten, fort von jeder Hoffnung, sie so bald wiederzusehn! Aber eine strahlende Bahn soll ihm geöffnet werden, an ihrem Ende ihm Ruhm, Ehre, Liebe winken, das alte, dunkle Verhältniß aus seinen Blicken schwinden, und er sich zuletzt mit

Erstaunen fragen: War es möglich, einen solchen Mißgriff zu thun?

Ich habe bereits viel geleistet. Es beschäftigte und zerstreute mich sehr willkommen; denn wahrlich, seine Stimmung und sein Benehmen gegen mich, seit er wieder hier ist, sind nicht darnach, mich aufzuheitern. Er ist unaussprechlich ernst, eine finstere Gluth liegt auf seinen Zügen, und verdüstert seine Blicke; er versinkt oft mitten im wichtigsten Gespräch in Träumereyen, aus welchen ein Wort, eine Anrede ihn wie den Nachtwandler auf schroffer Dachesspitze schaudernd aufschreckt. Ich begreife ihn wohl. Er war bey der Bürgerdirne. Die älteren Bande waren straffer angezogen, vielleicht manches neue gespannt worden. Daß man sich alle Mühe gegeben, und auf eine Heirath, den höchsten Zielpunct aller solchen gemeinen Verhältnisse, hingearbeitet, daß man sogar deßwegen in ihn gedrungen haben wird, ist natürlich. Eben so verzeihlich ist es aber auch, daß schöne Erinnerungen, mit allem Feuer eines Herzens, wie seines', in früher Jugendlust aufgefaßt, für einige Momente eine Art täuschenden Zaubers selbst über die schale Gegenwart verbreiten, und ihm die einst in höherem Lichte gesehene Geliebte auch

jetzt noch mit einem Reiz aus der Vergangenheit verklären konnte. Da mag er sich denn hin und wieder weicheren Gefühlen überlassen, und vielleicht selbst geglaubt haben, er liebe das Mädchen seiner übereilten Wahl noch; denn das wirst weder du, noch der Chevalier mich überreden, daß der Ehrgeiz die herrschende Leidenschaft dieser Seele sey. Er kann lieben, das weiß ich; und wenn er liebt, dann muß es auch mit einer Gluth seyn, wovon freylich ein Mensch des Sallons, wie dieser Dumesnard, keinen Begriff hat, und in ihren Blitzen könnte wohl ein armes Bürgermädchen wie eine Semele vernichtet werden.

Von jenen Eindrücken noch voll kommt er nach K** zurück, mild und weich gestimmt durch all' die Liebe und Zuthätigkeit, womit ihn jene Leute umfiengen, und im Gefühl früheren Unrechtes endlich entschlossen, den vereinten Wünschen der ehrsamen Verwandten, wie der Jugendgeliebten, nachzugeben. So sucht er die Legationssecretärsstelle bey unserer Gesandtschaft in O..g, die ihm eine artige Existenz zusichert, und denkt dann seine alte Braut redlich und rechtlich heimzuführen. Da findet er durch verborgene Einwirkung den ganzen Schauplatz verändert. Jene Stelle wird ihm nicht; seine Gewissenhaftigkeit ist auf-

geschreckt, und er denkt mit Sorge nach O..g zurück. Wir sehen uns indessen oft, täglich. Er kann nicht umhin, zu vergleichen. Seine Lage muß peinlich seyn; er verliert den Gleichmuth, die Heiterkeit. Er will nicht wortbrüchig erscheinen, eben weil er auf dem Punct ist, es zu werden. So könnte, was ihn von seiner Geliebten trennen sollte, im innern Zwiespalt und Unruhe gerade dazu dienen, ihn in die alten Bande zurückzuscheuchen.

Das bedachte ich nicht, und schritt emsig auf dem ein Mahl betretenen Wege fort, als dein Brief ankam*). Er weckte mich aus meinem Wahn. Ich erkenne deine sorgliche Liebe an der Klugheit, wie an der Wärme deines Rathes. Ja, du hast Recht. Nicht abgeschreckt muß dieser kühne Geist werden; er muß aufstreben können, wie es ihn der Gott in der Brust heißt, und mit Gewalt aus den dunkeln Verhältnissen gerissen werden, die ihn an den Boden der Alltäglichkeit zu fesseln drohten.

Der Zufall arbeitet uns gefällig in die Hände. Es fängt auf's Neue an, in Europa zu gähren; die streitenden Elemente alter und neuer

*) Er kommt nicht vor.

Zeit, wenn auch ein Mahl durch oberflächliche Begütigung und unhaltbare Verträge beruhigt, kochen im Innersten fort, und ihre widersprechenden Naturen werden nie und nimmer sich in ein gedeihliches Ganzes vereinigen lassen. Man spricht von großen Anstalten und Rüstungen, welche sich in Österreich bereiten. Gegen wen kann das seyn, als gegen den gemeinsamen Feind aller alten Ordnung, alles alten Rechtes? Dabey kann nun das übrige Deutschland nicht ruhig bleiben, und es wird für jede Macht wichtig, im Brennpunct alles Verderblichen selbst sich unmittelbar, und so genau wie möglich, von Allem zu unterrichten, was dort vorgeht, seine Maßregeln darnach zu nehmen, und die Streiche, denen man sich nicht entziehen kann, doch wenigstens, so lange und so gut es sich thun läßt, zu pariren. Diese Ansicht fordert auch von unserer Seite die Anwesenheit eines Menschen in Paris, der ohne diplomatischen Character, ja unter irgend einer Maske, aber mit den gehörigen Fähigkeiten und Instructionen ausgerüstet, die Vortheile seines Monarchen wohl in Acht nehme, forsche, ergründe und wirke, was sich, ohne sich zu verrathen, ergründen und wirken läßt. Und wen könnte mein Vater hierzu taug-

licher finden, als seinen treuen Elmwald? Wie lange diese Sendung währen kann, ist unbestimmt, ja, so ziemlich willkührlich; und das ist das beste. Auf jeden Fall kann sie lange genug hinaus gedehnt werden, um der alten Geliebten jede Aussicht auf eine baldige Verheirathung, und somit jede Hoffnung abzuschneiden.

So verbanne ich ihn denn von mir? So vermag ich es, von Neuem von ihm zu scheiden, und die schale Dauer unaufhörlich gleicher Stunden zu ertragen, die mich überall wie ein uferloses Meer umgeben wird, wenn Er mir überall fehlt? Nein! Das vermag ich nicht. Ich habe die Qual dieses Zustandes in der Zeit seiner letzten Abwesenheit nur zu peinlich gefühlt. Was ich thun werde, ist unbestimmt, und bewegt sich nur noch dunkel vor meinem Geiste. Hier bleibe ich auf keinen Fall. Du wirst bald von mir hören; vielleicht sehen wir uns eher, als du denkst.

Fünf und zwanzigster Brief.

Alphons Elmwald an seinen Bruder.

K** den 25. November 1808.

Der Blitz hat vor mir niedergeschlagen. Noch wie betäubt sitze ich hier, und vermag nicht zu thun, was doch unmittelbar durch mich geschehen muß, ja kaum mich zu sammeln, und dir zu sagen, was geschieht. Die Postpferde stehen vor dem Hause; ich gehe nach Paris. Wie lange mein Auftrag mich dort halten, wohin die feindselige Macht mich noch führen wird, die abermahls störend in mein Schicksal eingreift, und mich mit unsichtbarer Gewalt weit von dem beynahe ergriffenen Ziele wegschleudert — ist nicht abzusehen. Wer kann bey den gewaltsamen Aufschwüngen, die in unserer Zeit alle politischen Ereignisse nehmen, für das nächste Jahr, für

den nächsten Monath stehen? Ein allgemeiner Sturm hat Staaten und Reiche aus ihrer Wurzel gerissen; was vermag der Einzelne?

Der Herzog sendet mich in geheimen Geschäften. Ich gehe sogar nicht unter meinem Nahmen, und kann dir erst aus Paris meine Addresse senden. Von meiner Anstellung in K** ist keine Rede mehr; die Legationssecretärsstelle ist bereits durch einen andern besetzt, und wie ein ungeheures Geschick tritt diese Sendung nach Frankreich auf ein Mahl gespensterartig vor mich hin. Ich muß gehn. Mich zu weigern wäre unklug, ja unredlich; denn das ist klar, daß dieser Auftrag mir für den Augenblick eben so ehrenvoll, als für die Zukunft nützlich ist, indem er mir eine glänzende Bahn und gültige Ansprüche auf nahe Beförderung eröffnet. Dennoch, o wie weit glücklicher hätte mich jene unscheinbare Stelle gemacht? Wie — Laß mich abbrechen! Es ist zu schmerzlich, jetzt zu denken, wie Alles hätte gehen können, jetzt, wo es so ganz anders kommt!

Wirklich war ich im ersten Augenblick entschlossen, den Ruf nicht allein abzulehnen, sondern um meine Entlassung zu bitten, als ich erfuhr, daß die Legationssecretärsstelle vergeben war. Es war schon ein Brief an den Minister,

und einer an die Herzoginn aufgesetzt, worin ich sie bitten wollte, meine Entschuldigung bey ihrem Vater zu übernehmen. Es war mir, als sey es mir unmöglich, hier länger zu dienen, und solche wunddrückende Fesseln zu tragen. Endlich besann ich mich doch. Ich stehe ja nicht allein. Wohin? Was ergreifen, wenn dieser Anker sichrer, obgleich ferner Hoffnung, abgesprengt war?

O Lucie! Lucie! So sehe ich mich auf's Neue von dir gerissen! Auf wie lange? Das weiß nur Gott, der auch allein weiß, warum er uns so schmerzlich — so grausam darf ich wohl sagen — prüft! Aber es gehört alle Standhaftigkeit dazu, welche Religion und Nachdenken geben, um hier nicht zu verzweifeln. Wie wird sie es ertragen? Wie soll ich es ihr melden? Jetzt, in dieser Stimmung, ist es unmöglich. Von der Reise, oder von Paris aus soll sie es erfahren. Der Schlag, der ihr sanftes Herz treffen soll, kommt immer zeitig genug. So wiege sie sich noch eine Weile in süßen Hoffnungen, und träume noch von naher Vereinigung mit dem Geliebten! Ja, träume — träume, unglückliches Mädchen, und erwache am Rand des Abgrundes, der dich und mich verschlingt! Bis dahin

sey sie geschont; sie wisse überhaupt nur, was ihr zu wissen unumgänglich nöthig ist; die ganze Last des Geschickes, das ihren Freund zu Boden drückt, werde ihr erspart! Ach, ich möchte sie ja vor jeder rauhen Berührung der Außenwelt, vor jedem Lüftchen, das sie unfreundlich streift, bewahren!

Wenn die Eile, mit der ich meine Reise machen muß, den Aufruhr in meiner Brust übertäubt, schlaflose Nächte und Ungemach der Jahreszeit den aufgeregten Geist werden niedergearbeitet haben, dann will ich mich sammeln, ihr schreiben, und die zerstörten Hoffnungen ihr deutlich vor Augen legen, redlich und wahr mit ihr seyn, und von ihrem Ausspruch Leben oder Tod erwarten.

Ich kann nicht mehr schreiben. Aus Paris erhältst du wieder Nachricht. Leb wohl!

Sechs und zwanzigster Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

O..g den 10. December 1808.

Lange, theurer Freund, wirst du in meinen Briefen wenig oder nichts von der Hauptangelegenheit, die mein ganzes Herz erfüllt, gefunden haben. Jede Berührung dieser Saiten bebte schmerzlich in meinem Innersten. Ich wollte diese Qualen vermindern, die eben so tief als nutzlos waren. Es war mir Linderung, den Schleyer des Schweigens darüber zu breiten, und die Wunden, die Niemand heilen konnte, still verbluten zu lassen. Wie oft, mein Raphael, regte sich gewaltsam der Wunsch in mir, daß mein Leben mit verströmen, oder, noch lieber, daß das Schicksal irgend ein unerwartetes Ereigniß senden möchte, wo ich es für sie mit

Freuden opfern könnte! Wenn sie's auch nicht gewußt, wenn sie's nur nach meinem Tode erfahren hätte, wie heiß sie der Verkannte geliebt, wie glücklich er sich gefühlt, für sie zu sterben, und wenn sie dann zurückgeblickt hätte auf manchen Augenblick, wo sich seine stille Gluth ihr gezeigt, wo sie sie, ausweichend, abgewiesen, und das treue Herz achtlos dahingegeben hatte für den Besitz eines blendenden, aber falschen Gutes!

Ach, Raphael! Wie manche Stunde stiller Einsamkeit und schlaflos durchtrauerter Nächte, waren solche Gedanken die Beschäftigung meines wunden Herzens. In Liedern, in klagenden Tönen verhauchte ich diese Gefühle — mein Pult bewahrt sie; weder dir noch irgend Jemand durften sie kund werden — und ich fand, zwar nicht Beruhigung, aber Linderung meines Schmerzens, wenn er mir aus holdgereiheten Klängen wiedertönte.

Das war eine trübe Zeit, noch trüber durch den Kummer, den ich um sie fühlte. Ich wußte weit mehr, als sie ahnete, als ich ihr offenbaren durfte. Mich hielt nicht allein Mitleid, ihr die ganze Größe ihres Unglücks zu zeigen, mich hielt auch ihr streng abgemessenes Betragen von

jeder herzlichen Mittheilung ab; denn ich fühlte es wohl, wie sie sich von mir entfernte, seit ich das erste Mahl, von Liebe und Pflicht gedrungen, ihr geoffenbaret, was zu verschweigen ich für gewissenlos gehalten hätte. Seit einigen Wochen lebt ein Fremder hier, Chevalier Dumesnard, den seine Geschäfte in unser Haus führten, ein höchst unterrichteter und wahrhaft genialischer Mensch. Der Vater fand Gefallen an seinem klugen Betragen, und wohl auch an den Speculationen, die sich mit Dumesnard's Aufträgen machen ließen. Mich zogen seine mannigfachen Kenntnisse an, und seine fast wunderbare Art, die Welt und die Menschen zu betrachten. Fast, sage ich; denn wie seltsam auch manche seiner Behauptungen erscheint, wie sehr sie uns im ersten Augenblick zum Widerspruch reizt, so erstaunt man hinterher über den Scharfsinn, mit welchem er seine Ansichten zu vertheidigen, an den gewöhnlichsten Dingen neue, nie vorher beachtete Seiten auszufinden, und in ein so helles Licht zu stellen weiß, daß man zuletzt, wiewohl nach manchem Kampfe, doch seiner Überzeugung beystimmen muß. An meinem Umgange schien er gleich vom Anfang Gefallen zu finden. Ich mußte ihm zum Wegweiser in der

Stadt und Umgegend dienen, ein Amt, bey dem ich durch die geistreiche Art, womit mein Begleiter Alles von seinem seltsamen Standpuncte aus ansieht und beurtheilt, wenigstens eben so viel Vergnügen genoß, als er; denn wenn ich ihn an niegesehenen Orten herumführte, eröffnete er mir nie geahnete Tiefen eines wunderbaren Gemüthes. Er ist viel gereist; diplomatische Missionen haben ihn in verschiedene Länder, an Höfe, in Berührungen mit tausenderley Menschen gebracht. Er kennt den Hof zu K** und seine Verhältnisse, wie ich meine Stube. Es ward mir leicht, ohne Luciens Geheimniß und meinen Antheil daran bloß zu geben, Vieles über Elmwald zu erfahren, was meine längst genährten Zweifel nur zu sehr bestätigte. Es besteht ein festes, und nicht sehr geheim gehaltenes Verhältniß zwischen der jungen, verwitweten Herzoginn, und dem Cabinetssecretär. Ob bloß Liebe, oder Ehrgeiz und Herrschsucht es von beyden Seiten knüpfen geholfen, wer kann das ergründen! Mit der Ankunft der schönen, geistreichen Frau in K** begann es sogleich; die ländliche Einsamkeit in **bad zog die Bande fester. Es war wirklich ein schmerzlicher Abschied gewesen, von welchem ich im Posthause zu **

Zeuge war; aber nicht seiner pflichtgemäßen Rücksicht für Lucien galt dieser Schritt. Der Vater war in **bad dem verliebten Pärchen auf die Spur gekommen. Es hatte einen Sturm gesetzt. Elmwald fand es für gut, sich auf einige Zeit dem Unwillen seines Fürsten zu entziehen — daher der Besuch hier, den die Getäuschte ihm so hoch anrechnete — und kehrte erst nach K** zurück, nachdem die vereinten Bemühungen seiner Geliebten und seiner Freunde den Herzog wieder besänftigt hatten.

Indessen scheinen sie sich seitdem mit der harten Nothwendigkeit auf einem milderen Wege abgefunden zu haben. Vor der Welt wird der Anstand mit Klugheit behauptet, und geheime Zusammenkünfte, von denen der Herzog ganz und gar keine Ahnung hat, entschädigen die Glücklichen für den öffentlichen Zwang. Von der Legationssecretärs-Stelle ist keine Rede mehr; sie scheint nichts als eine geschickte Maske gewesen zu seyn, um Lucien und die Welt zu täuschen. Es war Elmwald seit Langem nicht mehr Ernst mit diesem Platze, der ihn von Alexandrinen und seinen einflußreichen Verhältnissen entfernt haben würde. Daß man ihm mit dieser Vermuthung nicht zu nahe tritt, beweiset

die jetzige Wendung der Dinge; und dieß ist der Punct, der meine Sorgen um Lucien auf's Neue anregt. Dümesnard, der von den geheimsten Schritten am K**schen Hofe unterrichtet ist, hat mir erzählt, daß Elmwald in wichtigen Aufträgen seines Hofes nach Paris geht, nicht unter seinem Nahmen, nicht in seinem Character. Wie lange diese Sendung währen wird, kann Niemand ermessen; aber sie ist von großer Bedeutung und solcher Art, daß ihr Gelingen von den glänzendsten Folgen für Elmwald seyn kann. Deßwegen hat er auch darum angesucht, und Alexandrinens Einfluß sie ihm verschafft. Wahrscheinlich wird sie ihn begleiten, oder doch ihm folgen, wie es sich eben thun läßt. Auf jeden Fall zertrümmert diese Reise jede Hoffnung Luciens auf eine nahe Verbindung mit dem Wankelmüthigen Sie weiß es auch schon, und, was das Schlimmste ist, nicht durch ihn selbst. Er hat es nicht der Mühe werth geachtet, sie von diesem wichtigen Ereignisse zu benachrichtigen. Dümesnard, unwissend wie er über den Zusammenhang des ihrigen mit Elmwalds Schicksal ist, stieß ihr arglos den Stachel in die Brust. Es war gestern Abends, und wir beym Vater versammelt. Die Rede kam auf die wichtigen

Ereigniſſe des Tags, auf die Vorzeichen noch größerer Begebenheiten, die im Schooß der Zeiten ſchliefen. Mit ſeinem gewohnten Scharfſinn entwickelte Dumesnard ſeine Bemerkungen, und eröffnete überraſchende Ausſichten in die nächſte Zukunft. Daß alle großen und kleinen Höfe Deutſchlands und Europa's jetzt in Bewegung kommen müßten, ſey eine natürliche Folge; wer dem andern jetzt den Rang ablaufen, ſich ſicher ſtellen, oder die vortheilhafteſte Stellung einnehmen könnte, wäre der Klügſte. Vom Hofe von K** ſey eine Perſon von bedeutendem Range in größter Stille und im ſtrengſten Incognito nach Paris geſendet worden, um in's Geheim und an Ort und Stelle für das Intereſſe des K**ſchen Staates zu wirken — der Cabinetsſecretär des Herzogs ſelbſt, den man vor der Welt eine Reiſe nach Italien machen laſſe, um ſeine Abweſenheit zu maskiren. Lucie verfärbte ſich. Dumesnard bemerkte es nicht, und fuhr in ſeiner Erzählung ähnlicher Maßregeln fort, die von verſchiedenen Cabinetten auf verſchiedene Art getroffen wurden. Mir entging Luciens Erſchütterung nicht, und ich war herzlich böſe auf den unberufenen Erzähler. Bald darauf verließ ſie das Zimmer. Unter ei-

nem Vorwand folgte ich ihr. Sie saß im dunkeln Vorsaal, ihre Thränen flossen leise; die Thür hatte sie aufstehn lassen, vielleicht um noch zu hören, wenn Dumesnard mehr erzählte. Als ich kam, hielt sie sich sehr stille. Ach, mir war keine ihrer Bewegungen entgangen! Ich stand eine Weile an, ob ich ihr zeigen sollte, daß ich sie bemerkt habe, oder nicht. Gewöhnliche Lebensart rieth zu dem letzten, aber meine Liebe, mein Mitgefühl hießen mich, ihr in diesen bangen Stunden den Trost eines theilnehmenden Herzens nicht zu entziehen. Ich trat auf sie zu. Lucie! sagte ich sanft, und faßte nach ihrer Hand, die das naßgeweinte Tuch hielt: Ich verstehe Ihre Thränen. Gott gebe Ihnen Kraft!

Sie fuhr vom Stuhle empor, wollte reden, besann sich, und verließ rasch das Zimmer.

Wie weh that sie mir mit dieser rauhen Art, meine wohlgemeinte Theilnahme aufzunehmen! Ich konnte ihr doch nicht zürnen; ich weiß ja, wie tief unerwiederte Liebe schmerzt! Mein ganzer Zorn wandte sich gegen den Treuvergessenen, der ein solches Herz zu kränken im Stande war. Ihr nicht zu schreiben, sie in dem Augenblicke einer gewaltsamen Wendung ihres Geschickes ohne alle Nachricht zu lassen, das kann nur

herzlose Kälte oder völliger Treubruch; und dieß letzte ist es hier gewiß, obwohl die Arme entweder von dem listigen Verführer getäuscht wird, oder sich selbst über ihre Ansicht jener verworrenen Verhältnisse täuschen möchte. Sie erkünstelt eine Ruhe, die sie nicht hat, und leidet doppelt durch die kalte Hülle, die sie über ihr wundes Herz legt. Wie gern möchte ich vor sie hinknieen, und sie flehend bitten, diesem peinlichen Zwang zu entsagen, vor dem treuen Freunde ihre Thränen, ihre Angst nicht zu bergen, und zu glauben, daß jeder ihrer Seufzer ein antwortendes Echo in meiner Brust findet.

Raphael! Wenn diese Verkettung der Dinge der Weg wäre, ihr über jenen Falschen die Augen zu öffnen, wenn sie einsehen lernte, daß er, längst der morschen Bande müde, nur eine Gelegenheit sucht, um sie mit Anstand zu lösen; wenn sie — wie schmerzhaft es ihr auch jetzt fiele — in einiger Zeit begriffe, daß der Himmel freundlich für sie gesorgt, indem er ein Verhältniß geendet, das sich einseitig, an Kälte und Zweifeln kränkelnd, schon so manches Jahr hindurch schleppte, und wohl den Keim der Zerstörung schon bey seinem ersten Beginnen in sich trug; wenn ich bestimmt wäre, dieß edelste al-

ler weiblichen Wesen in der Zeit ihres tiefsten Kummers zu trösten, wenn ich wie Tasso sagen dürfte: Und wenn ich wenig bin, so weiß ich doch, daß ich ihr Etwas war? — o Freund! meine Seele zittert in freudigen Schauern, ein süßer Schmerz ergreift mich, eine Paradieseswelt voll zarter Hoffnungen, voll unnennbarer Freudenblüthen geht mir auf, alle, alle möchte ich, zum Kranze gewunden, der Herrinn zu Füßen legen, und überglücklich seyn, wenn sie das Opfer meines ganzen Lebens annehmen möchte! Ich kann nicht weiter schreiben. Was soll der todte Buchstab, wo das Herz in Empfindungen zerfließt!

Sieben und zwanzigster Brief.

Lucie Florheim an Rosalinden.

O..g den 12. December 1808.

Vier Wochen voll Unruhe und Zweifel sind vorüber, viele wichtige Ereigniſſe haben sich aneinander gedrängt, und ich habe während dieſer ganzen Zeit keine Zeile von Alphons erhalten. Ich höre, daß er in einer geheimen Sendung nach Paris abgegangen ist; man setzt hinzu, daß vielleicht die Fürstinn ihm incognito folgen wird — und keine Nachricht!

Mein Vater rückt mit seinen Rathſchlägen, die nun ein Mahl in seinem Munde wie Befehle klingen, immer näher; Neuenbachs Liebe zeigt sich immer unverhohlener; ach, ich sehe den Zeitpunct herannahen, wo Beyde zur Sprache kommen werden, wo man mir zureden, mich drän-

gen, quälen wird — und keine Nachricht von Alphons!

Seit einiger Zeit besucht ein Mensch unser Haus, der mir eben so sehr mißbehagt, als er meinem Vater und Neuenbach gefällt. Er nennt sich Chevalier Dümesnard, und gehört zu jener Classe von Menschen, die, überall und nirgends zu Hause, ihre Eigenthümlichkeit, und das, was sie zu ihrem Vortheil wollen, starr und schroff in ihrem Innern zu behaupten wissen, während sie von außen eine große Leichtigkeit im Benehmen zeigen, und durch allerley angenommene Masken, die sie nach dem Bedürfniß des Augenblickes zu verändern geschickt sind, die arglose Leichtgläubigkeit zu täuschen verstehn. Dieser hier hat wenigstens für jetzt — Gott verzeihe mir's, wenn ich ihm Unrecht thue! — die Larve des Sonderlings, des Paradorenjägers vorgenommen. Er ist, oder scheint jederzeit einer andern Meinung, als alle übrigen Menschen; er hat Ansichten, wie sonst Niemand, und es ist genug, daß eine Sache allgemein gefällt, damit er Tadel daran suche, oder daß sie allgemein verworfen werde, dami er sie als das Vorzüglichste oder Zweckmäßigste in Schutz nehme. Diese widersprechenden Meinungen trägt er nun mit

großer Gelassenheit, aber mit solcher scharfen Sicherheit vor, daß man im ersten Augenblick nicht weiß, ob man sich über die kecke Anmaßung, mit der unsere Meinung verurtheilt wird, ärgern, oder über die Schiefheit solcher Ansichten lachen soll. Hinterher weiß er dann, wenn man ihm, wie natürlich, widerspricht, seine wunderlichen Behauptungen mit blendenden Sophismen zu unterstützen, womit er den Einen betäubt, den Andern überzeugt, und ihm endlich der schlecht errungene Sieg bleibt. Dieser Mensch ist von den politischen Verhandlungen aller Höfe unterrichtet, und ein wahres Intelligenzblatt für Neuigkeits-Liebhaber. Er würzt seine Gespräche mit anziehenden Anecdoten, er unterhält meinen Vater, fesselt Neuenbach, und flößt mir einen Tropfen Gift nach dem andern langsam in's Herz. Durch ihn erfahre ich so Manches über Alphons, welches mir entweder gar nicht, oder nicht aus diesem Gesichtspuncte bekannt war. Er weiß um sein Verhältniß zur Herzoginn, und ob er es gleich in ganz anderem Sinn betrachtet, so enthalten seine Erzählungen doch so viele nur zu wahrscheinliche, oder wahre Züge, und seine Nachrichten haben sich jederzeit nur zu sehr bewährt, als daß mein Herz nicht darüber erstar-

ren sollte. Nach Dümesnards Meinung liebt Alphons in der Herzoginn nicht sowohl die Frau, als die Tochter seines Monarchen, deren geheime Liebe ihm den Weg zu Macht und Einfluß bahnen soll. Es wäre also nicht ein Mahl verzeihliche Schwäche, oder Zauber der Schönheit, es wäre Absicht, und ich würde einem Plane des Ehrgeizes geopfert! Abscheulich!

Nein, Rosalinde, das ist nicht möglich! Je länger, je reiflicher ich darüber nachdenke, je greller treten die Widersprüche dieser Ansicht hervor. Aber tief verwundet hat mich diese Rede im ersten Augenblick, sie hat mir um so weher gethan, als mein Vater und Neuenbach zugegen waren, und ich die Bewegung wohl sah, welche die Züge des Letztern bey dieser Erzählung lebhaft veränderte; und des Nachdenkens und Grübelns kann ich mich doch nicht ganz erwehren. Alphons hat mir mit edlem Freymuth Alles — wie er sagte, bekannt. Was Dümesnard und Neuenbach berichten, klingt anders, wenn auch nicht völlig verschieden. Hier aber ist jede Abweichung wichtig für ein armes Herz, das in seiner Abgeschiedenheit, in der Unmöglichkeit, sich unmittelbare Überzeugung zu verschaffen, keine andere Gewährleistung hat, als die Offen-

heit des geliebten Freundes, und keinen andern Vertheidiger, als in dessen eigenem Herzen, das vielleicht vier Jahre der Entfernung, Hofluft und ein Ehrgeiz, der an dem ausgezeichneten Manne so verzeihlich ist, leicht in manchen Stücken verändert haben können. Kann ich das mißkennen? Kann ich es im Grunde tadeln? Er ist nicht mehr, was er vor vier Jahren in T** war, er kann es nicht mehr seyn; was er eigentlich geworden, wie könnte ich das erkennen, als durch einen fortgesetzten, ruhigen, von aller Spannung und Sorge freyen Umgang? Den aber hat uns die Vorsicht zu gewähren nicht für gut gefunden, und Briefe reichen nicht hin, besonders bey einem so reizbaren, leicht verletzten Herzen, wie das seine mir oft zu meinem Schmerz und meiner Seligkeit kund wurde. Selbst sein Geständniß kann mich nicht beruhigen; denn weiß ich nicht aus seinem Munde, daß die leidenschaftliche Annäherung der ausgezeichneten Frau ihn nicht ganz ruhig gelassen? Und lebte sie nicht nach seinem ersten, edlen Entschluß, sich von ihr loszureißen, noch immer in all ihrem Liebreiz, erhöht durch den Zauber eines stillen Kummers, dessen Ursache Er war, um ihn? Wird sie irgend etwas unterlassen haben, was ihn vom

Neuem in ihre Fesseln ziehen konnte? Jetzt reiset er fort, übernimmt ein Geschäft, das ihn — Gott weiß, auf wie lange! — von mir scheidet. Von der Anstellung, die ihn in meine Nähe bringen sollte, ist keine Rede mehr — und er schreibt nicht! — Aber können nicht Briefe verloren gehen? — Und könnte ihm diese Vermuthung nicht auch beyfallen? Sollte er bey der großen Wahrscheinlichkeit derselben nicht noch ein Mahl geschrieben, und die wichtige Nachricht, an der mir so viel gelegen seyn mußte, noch einem zweyten Blatte anvertraut haben?

O, wie es in mir stürmt und kämpft, wie ein Gedanke den andern treibt, eine Vermuthung die andere siegend verjagt, für eine Weile in meinem Kopfe herrscht, und bald darauf einer zweyten, nicht minder peinigenden, ihren Platz abtritt! Wenn dann auch die Erkenntniß von Alphons Werth, und das Vertrauen auf seine lang erprobte Liebe sich beruhigend über allen diesen Stürmen erhebt, wenn es mich in manchen helleren Augenblicken unrecht dünkt, an einer Liebe zu zweifeln, welche so lange Jahre und so genaue Kenntniß seines Characters erprobt haben, dann muß ich doch sagen: es ist nicht recht, daß er mich ohne Nachricht

läßt, da er, einige Zeilen zu schreiben, auch in der größten Eile der Abreise noch hätte Zeit finden können, und endlich in den ganzen vier Jahren noch keine so lockende Versuchung so nahe, so kühn auf ihn eingedrungen war.

Acht und zwanzigster Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z* an Gräfinn Herminie von S*

K . . den 2. December 1808.

Er ist fort, liebe Freundinn, — seit acht Tagen. Nirgends mehr sehe ich die theure Gestalt. Oede, ausgestorben sind Gemächer und Säle, unerträglich die Einsamkeit, noch unerträglicher das schale Geplauder, der Anblick höchst gleichgültiger Gestalten, die, wie hohle Larven, um mich herum wanken, und, wie sie immer mehr und mehr werden, das angstvolle Gefühl Thekla's in mir erwecken, als die Geister der gefallenen Schaar nach und nach den Saal beengend füllten, und die Lebenden hinausdrängten. Sie drängen auch mich hinaus. Ich halte es nicht aus hier, wo kein lebendiger Geist, kein Gemüth zu mir spricht,

nur ein unverstandener Schall leerer Worte im Sallon mich umsauset, und jedes einzelne Gespräch verletzend an mein Innerstes rührt, es mag nun des Gegenstands erwähnen, der mich ausschließend erfüllt, oder davon schweigen. Jenes geschieht immer ungehörig und störend von jeder fremden Natur, die die seine nicht zu erfassen versteht; dieß empört mich, weil ich nicht begreife, wie man von etwas reden, und seiner nicht erwähnen kann. Du meintest in deinem letzten Briefe, den ich gestern erhielt, ich sollte mich an dem Gedanken beruhigen können, daß seine Abreise mein Wille, daß sie zu meinem Plane gehörig war. Rede mir nicht solche alltägliche Dinge vor! Tausend matte Herzen mögen sich daran halten, die Nothwendigkeit mag ihnen Trost seyn, weil sie von Kindheit an Gehorchen und Verstummen gelernt haben, und der Frost, die Unzulänglichkeit des Gefühls mögen sich gern darin beschwichtigen. Ich werde es nicht. An mir verhallt der dumpfe Ruf der Ergebung. Ich kann mein Schicksal ändern, so will ich es auch; ich will nicht leiden, wo ich genießen, und mich freuen kann.

Ich habe eine schickliche Art ersonnen, die meinen Aufenthalt in Paris wo nicht nothwen-

dig, doch für die Absichten unseres Hofes nützlich macht. Morgen will ich mit meinem Vater darüber reden, und hoffe, alles zu meiner Zufriedenheit zu schlichten. Auch er fühlt die Abwesenheit seines Lieblings drückend. Er war sein Frühling, der wieder verschönert neben ihm stand, Leben, Freude und reizenden Wechsel in das öde Einerley der greisen Seele, in die steife Förmlichkeit des Hoflebens bringend. Selbst das Bestimmte, fast möchte ich sagen, Gebietherische, das in Elmwalds Natur liegt, wirkte eher belebend, wie verletzend auf den Herzog. Es war keine Anmaßung übermüthiger Persönlichkeit darin; es war das ausgesprochene Resultat klarer Vernunft und eines reinen kräftigen Willens, der gern das erkannte Gute auch außer sich darzustellen strebt. Und dieser kräftige Wille, wie er sich bestimmt und ergreifend gegen Andre aussprach, kleidete gegen den väterlichen Beschützer und Herrn sich in milde Sohnesnatur, bath, wo er sonst befahl, und unterwarf sich kindlich, wenn der Herzog, der Greis auf seiner Meinung bestand. Das ist's, was den Vater so unwiderstehlich an ihn zieht, was ihm Elmwald als Geschäftsmann, wie als Menschen, unentbehrlich macht.

Wenn in meiner gegenwärtigen trüben Stimmung irgend ein heller Punct ist, auf welchen mein Geist mit Lust verweilt, so ist es der, daß die Bürgerdirne für den Augenblick gewiß noch unglücklicher ist, als ich, und diese Leiden der Anfang ihrer gänzlichen Verlassenheit seyn sollen. Das Wort des Räthsels ist gefunden. Ich weiß nun, daß ihr Vater sie nicht von sich lassen, und nie einem Manne geben wird, der nicht in O..g wohnt. Das dachte Alphons wohl nicht, als er neulich von Vätern, von dem Rechte ihrer Absichten auf das Schicksal der Kinder überhaupt sprach, und Beyspiele anführte, wie sehr er sich an mich verrieth, und mir die Waffen gegen ihn in die Hand gab. Ich durfte nur vergleichen, und durch dich und Dümesnard forschen lassen. Nun weiß ich Alles, und nun soll auch dafür gesorgt werden, jene Secretärsstelle, und mit ihr jede Möglichkeit einer Vereinigung für jetzt und immer verloren seyn.

Sieh, Herminie! Das ist der helle Punct, auf den ich mit Lust schaue, dahin will ich von nun an mit jeder Kraft wirken, und ich hoffe endlich an's Ziel zu gelangen; denn wenn auch seine erkaltende Liebe noch manchen Sturm mit Mühe aushält — ewiger, hoffnungsloser Tren-

nung erliegt sie doch endlich, und sinkt, von keiner Aussicht auf ein glückliches Ende, von keinem belebenden Hauche der Gegenwart mehr erfrischt, ermattet hin.

Neun und zwanzigster Brief.

Alphons Elmwald an Lucie Florheim.

Paris am 5. December 1808.

Dein Erstaunen, meine über Alles Geliebte, wie deinen Schrecken zugleich kann ich mir vorstellen, wenn du nach langer Zögerung von beynahe vier Wochen endlich diesen Brief entfaltest, und seine Aufschrift dir zeigt, daß der Freund, den du in seinen gewohnten Umgebungen glaubtest, den du in Kurzem zu sehn, und, o Gott! bald unzertrennlich mit ihm vereint zu werden dachtest, nun vom Sturm der Ereignisse ergriffen, weit, weit von dir hinweg verschlagen, und, ob und wann er dir zurückkehren werde, noch tief im Schooße der Zukunft verhüllt ist.

Es war vor beynahe vierzehn Tagen, als ein plötzlicher Befehl des Herzogs mich zu unge-

wöhnlicher Stunde zu ihm beschied. Sehr freundlich, aber mit einer Miene, die mir wenig Gutes verkündete, hieß er mich ihm in sein Cabinett folgen, schloß vorsichtig die Thüre, und eröffnete mir nach einigen vorbereitenden Reden, daß ich mich unverzüglich bereit halten solle, in einer geheimen Sendung, deren Wichtigkeit er mir auseinander setzte, nach Paris abzugehn. Mein Entsetzen mochte sich ihm in der Todesblässe mahlen, die, wie ich fühlte, mein Gesicht überzog. Er faßte mich beynahe erschreckt am Arm, redete mir liebevoll, wie ein Vater, zu, und entschuldigte gleichsam die Härte seines Auftrages. Seine Güte rührte mich. Ich erkannte die Nothwendigkeit, welche hier geboth, das ehrenvolle Zutrauen, das in der Wahl meiner Person zu diesem Geschäfte lag, und die väterliche Güte, die den unausweichbaren Schlag so schonend als möglich führen wollte; aber ich vermochte nicht sogleich die Fassung zu gewinnen, die zu einer passenden Antwort nöthig war. Das Schicksal unserer Liebe, dein weinendes Auge standen vor mir; ich dachte nur dich, und weiß nicht, wie lange ich so, überhörend, was der edle Fürst, um mich zu trösten, sagte, in stummem Erstarren vor ihm gestanden haben mag. Endlich ge-

lang es mir, mich aus meiner Betäubung aufzuraffen, deutlich zu vernehmen, was mir gebothen war, und zu erkennen, daß hier nichts übrig blieb, als sich zu unterwerfen. So kam ich auf mein Zimmer. Der Kammerdiener des Herzogs trat bald darauf ein, von ein Paar Bedienten begleitet, welche alles herbeyschleppten, was zur Bequemlichkeit einer weiten Winterreise nothwendig seyn kann. Es hätte für einen der Prinzen nicht liebender gesorgt werden können. Aber an meinem Gemüthe glitt damahls alles starr ab. Kaum vermochte ich meinem Bruder die nöthigen Nachrichten zu geben; dir zu schreiben in jener Zerstörung meines Innern, war ich außer Stand. In wenig Stunden standen die Postpferde vor dem Schloße; ich hatte nur so viel Zeit, beym Minister meine Instructionen zu hohlen, mich flüchtig von der Herzoginn, und mit kindlicher Rührung von meinem Herrn zu beurlauben, und war mit Einbruch der Dämmerung auf der weiten Straße.

Sturm und Schneegestöber, unangenehme Zufälle und Hindernisse mancher Art erschwerten meine Reise. Mein aufgereiztes Herz, in die schmerzlichsten Gedanken versenkt, sah in ihnen bald die Äußerungen feindseliger Mächte,

die gern auf den ohnedieß Gebeugten einstürmen, bald die Warnungen einer freundlichen Waltung, die mich von dem Unglückspfade abhalten wollte, auf welchem fremde Willkühr mich forttrieb. Mein Sinn war zerstört. Es war mir manchmahl, als sollte eine geistige oder körperliche Zerrüttung sich meiner erbarmen, und Wahnsinn oder Krankheit den qualvollen Zustand meines Innern endigen. In dieser Stimmung dir zu schreiben, und die Nacht, die mich umflügelte, auch über dein weiches Herz auszubreiten, wäre grausam gewesen. Lieber solltest du eine Weile ohne Nachricht bleiben. Daß, falls ich krank werden sollte, mein Begleiter, des Herzogs Kammerdiener, den er mir mit väterlicher Sorge mitgab, meinem Bruder, und dieser sogleich dir schreiben würde, wußte ich. So trug ich die Last meines Daseyns allein, und kämpfte und rang, bis Zeit, nothwendige Zerstreuung einer weiten Reise, und die Wichtigkeit meines Auftrags, dem ich nachzusinnen gezwungen war, endlich beruhigend auf das Chaos meines Gemüths zu wirken anfingen. Ein schwacher Schimmer von Licht verbreitete sich in mir, mein Geist fing an, sich zu ermannen, und hier erst, nachdem ich, noch immer halbbewußt, das Nöthigste zu

meiner Einrichtung vorgekehrt habe, vermag ich es, klar zu erkennen, wie es mit mir steht, und dir zu schreiben.

Meine Gesundheit ist gut. Die Reise hat eher heilend als bedenklich darauf gewirkt. Für meine Existenz ist mit fürstlicher Freygebigkeit gesorgt, und mein Geschäft ist zwar dornicht und verantwortungsvoll; dennoch erhebt mich die Wichtigkeit des Zweckes. Ihn dir mitzutheilen, ist weder erlaubt noch rathsam, da Briefe nicht immer sicher gehn. Auch kannst du mir auf geradem Wege nicht schreiben. Ich lebe hier nicht unter meinem Nahmen, sondern gelte für einen Kaufmann, und mein Begleiter für meinen Commis. Wenn du mir unter der beygeschlossenen Adresse schreibst, werde ich deine Briefe richtig erhalten.

O meine Lucie! Wie schmerzhaft wird diese Nachricht dein Herz berühren! Ich weiß es; und diese Vorstellung ist's, welche mir meine Lage oft unaushaltbar erscheinen macht. Ich bin es wieder, es ist mein nächtliches Geschick, das dich mit in seine trostlosen Wirbel reißt. Wirst du mich nicht zu hassen anfangen? Wirst du den Tag nicht verwünschen, an dem du mir den Schwur der Treue gabst, und dein Geschick

an das eines Unseligen bandest, den eine feindliche Macht unstät durch's Leben treibt? O wie oft, wenn diese bösen Geister mich anfallen, das nächste Glück von meinen Lippen reißen, alle Blüthen zerstören, die mein Gemüth lange liebend pflegte, verwünsche ich dann die Wahl meines Standes, und beneide den Handwerker, den Bauer, den ein liebreich sorgendes Schicksal, allen irren Wünschen vorbeugend, an seine Werkstätte, an seine Scholle fest band! Nur der Gedanke hält mich aufrecht: Jene Wahl war meines Vaters Geboth!

Ich habe dir nicht so schreiben, und dir nicht allen den Schmerz zeigen wollen, der in der dunkeln Tiefe meines Herzens liegt. Im Schreiben, in der Vorstellung, daß du mir gegenüber stehst, die du die zweyte Hälfte meines Wesens bist, die allein auf dieser Erde mich kennt und versteht, vor der kein Gedanke meiner Seele sich verbergen soll — da reißt eine trübe Empfindung nach der andern, wie Nebelwolken, sich aus der Tiefe meiner Brust los. Nur dir allein will und darf ich klagen. Und warum sollte ich es nicht? Du liebst mich. O deine Liebe ist mein einziges Gut auf Erden! Hätte ich sie nicht, ich würde untergehn!

Wie lange meine Verbannung dauern wird, weiß ich nicht, und kann es gar nicht absehn. Mache dich auf eine lange Trennung gefaßt! Es ist alles ungewiß und nächtlich vor mir, die Verhältnisse sind verwickelt, meine Existenz hier sonderbar. Ich gehe auf geheimen Wegen, und muß in der Dunkelheit Fäden anknüpfen, und hin und wieder schürzen, welche vielleicht — vielleicht auch nicht, ans fröhliche Tageslicht führen werden.

Und wie wirst du indessen leben? Ich kenne deine Liebe, deine Gesinnung. Offen, wie ein schönes, in den Himmeln selbst geschriebenes Buch, liegt dein Innerstes vor mir. Aber es ist nicht unsere Gesinnung allein, welche unser Schicksal bildet; ich fühle es an dem meinigen nur zu schmerzlich, wie ohnmächtig der Mensch mit allen seinen Vorsätzen, wie ein wehrloses Spiel der Umstände er ist! Was hätte nicht nach meinen Planen und ganz gerechten Hoffnungen geschehen müssen? Und wo stehn wir jetzt!

Du aber, die Tochter eines reichen angesehenen Hauses, schön, liebenswürdig, von Freyern umworben, die dir leicht mehr biethen können, als der arme unstete Elmwald, vielleicht

von deinem Vater gedrängt, der die geliebte Tochter gern glänzend vermählt sähe, vielleicht von seinem Unwillen bedroht — wirst du die Kraft haben noch lange auszuhalten unter Zweifeln und Sorgen?

Neuenbach ist wohlgebildet, artig, er hat Kenntnisse, ist ein zierlicher Dichter, und, was mehr ist, ein begüterter Freyer. Glaube nicht, daß dein unbefangenes Betragen gegen ihn, und seine sittige Zurückhaltung mich über die Stellung seines Herzens zu dir getäuscht haben! Ich habe deutlich erkannt, daß du ihm nicht gleichgültig bist; ich habe den Schrecken in seinen Mienen gelesen, als du mich ihm nanntest, und er nun den Nebenbuhler vor sich stehn sah, mit dessen Nahmen ihn das Gerücht vielleicht längst schon bekannt gemacht hatte. Zudem ist er ein Kaufmann, erfreut sich der Gunst deines Vaters, und ist, wie du selbst sagtest, ein mehr, als gewöhnlich, edler feinfühlender Mensch. Kannst du, Lucie, kann irgend Jemand, auch der Sorgloseste mir's verdenken, wenn ich über die beständige Nähe dieses Mannes nicht ruhig seyn kann? Zwar bindet dich dein Schwur an mich. Soll ich dich aber dieſem allein verdanken? Kann ich glücklich werden, wenn er allein

es ist, was dich mir bewahrt? Könntest du es seyn? Und ist nicht dein Glück die Bedingung meines Lebens? Würde ich nicht der Erste seyn, dieß Band zu lösen, und dich frey zu geben, wenn ich einst auch nur muthmaßen könnte, daß es dich drückt.

Lucie! Ich weiß Alles, was du mir sagen kannst, und auch sagen wirst. Aber wir sind getrennt. Bis ein Brief und die Antwort wieder zurückkommt, was kann nicht Alles geschehen seyn! Zudem kann ich vielleicht nur selten Gelegenheit finden, dir auf sicherm Wege zu schreiben; denn in meiner Lage ist die größte Behuthsamkeit nothwendig, um nicht meines Zweckes zu verfehlen, und meinem Hofe, so wie mir, Unannehmlichkeiten zuzuziehen. O wahrlich, meine Stellung ist schlimm! — Laß uns auf Gott vertrauen. Lucie, und auf die Reinheit unseres Willens! Er hat uns bisher geführt unter mancherley Hindernissen und Sorgen, er wird uns noch ferner schützen. Warum sollten zwey reine liebende Herzen nicht mit Zuversicht auf seinen Segen hoffen, wenn sie treu bis an's Ende auszuharren festen Willen und Kraft haben? Leb wohl!

Dreyßigster Brief.

Alphons Elmwald an seinen Bruder.

Paris den 26. Jänner 1809.

Ich schreibe dir, lieber Bruder, in großer Unruhe. Es ist nahe an zwey Monathe, seit ich Lucien das erstemahl von hier geschrieben. Seitdem habe ich noch zwey Briefe nachgesendet. Und sie läßt mich kein Wort des Trostes, der freundlichen Liebe hören, welche allein das Joch, unter dem ich hier seufze, noch erträglich machen kann. Es ist unmöglich, daß alle meine Briefe verloren gegangen seyn sollen; denn von vielen habe ich die Empfangsscheine in Händen. Oder soll ich düstern Ahnungen Raum geben? Ist Lucie krank? Zürnt sie mir? Es ist eins so bitter als das andere, und mein Geist hat volle Freyheit, zu seiner Qual zwischen allen diesen Vermuthungen zu wählen.

Diese marternden Gedanken — in einem Zeitpuncte, wo ich all meiner Besinnung bedarf, um den Zweck meines Hierseyns klug und schnell zu erreichen, und keinen Augenblick aus der Rolle zu fallen, die zu spielen eben so nothwendig als mühvoll ist, erschöpfen meine Kraft, und untergraben meine Gesundheit. Ich ertrage es nicht länger. Du lebst Lucien näher, als ich. Erkundige dich, so gut es dir möglich ist, nach ihrem Befinden! Suche zu erfahren, ob sie wohl, ob sie — o Gott! ob ihr Herz noch frey ist! Mich quälen tausend Besorgnisse. Sie wird nie wortbrüchig werden; aber was soll der hohle Nahme der Treue, wenn die Seele aus dem Bündnisse entflohen ist?

Nein! Nein! Ich thue ihr Unrecht. Sie kann mich nicht vergessen, sie wird nie ein anderes Bild in ihr engelreines Herz aufnehmen; aber kindliche Pflicht, und väterliche Bitten, die sich für ein edles Herz so leicht in Zwang umgestalten, können sie zu peinlicher Wahl bringen. — Und wenn es zu ihrer Beruhigung nothwendig wäre, sie jenes Schwures zu entbinden? Mein Lebensglück würde zerstört seyn; aber ich würde gewiß keinen Augenblick anstehn, sie frey zu geben, obwohl ich mich ewig gebunden halten

werde. Gottlob! Meines Vaters bin ich sicher; und welche andere Macht könnte mich zwingen?

Eine höchst unangenehme Zugabe zu allem Peinlichen, was mein hiesiger Aufenthalt für mich hat, offenbarte sich mir ungefähr vierzehn Tage nach meiner Ankunft. Mißmuthig saß ich gegen Abend in meinem Zimmer, die bewegliche Welt unter meinen Fenstern begann mit dem Eintritt der Nacht sich in etwas zu stillen, und ich segnete die Dämmerung und das Schweigen, das sie mitbrachte, weil es mir die Freyheit gab, ungemahnt von den fremdartigen Eindrücken um mich her, mich anders wohin zu träumen, und geliebte Bilder in schmerzlich süßer Lust vor mir aufsteigen zu lassen. Da trat der Kammerdiener, mit dem Lichte in einer, mit einem Zettel in der andern Hand, ein. Sein Gesicht verrieth durch ein freundliches Schmunzeln, daß er mir etwas Angenehmes zu eröffnen habe. Im ersten Augenblick war ich thöricht genug, auf einen Brief von Lucien zu hoffen, deren Daseyn doch, wie ihr Verhältniß zu mir, dem guten Alten ganz unbekannt war. Geheimnißvoll trat er näher, und reichte mir das Blatt. Mir schwindelte, ich glaubte die Schriftzüge der Herzoginn zu er-

kennen. Der Kammerdiener sah meine Bestürzung, und deutete sie ganz falsch. Richtig! sagte er leise: Ihre Hoheit sind hier, im strengsten Incognito. In einer Stunde kommt der Bothe wieder.

Das Ganze mußte aussehen, wie ein verliebtes Abenteuer. Es ärgerte mich unaussprechlich. Hastig zerriß ich den Umschlag. Der Brief war von ihr. Sie erwartete mich, sobald es völlig Nacht würde; der Überbringer des Zettels hatte Befehl, in einer Stunde wieder zu kommen, und mich zu ihr zu führen, weil sie mir Wichtiges zu sagen habe.

Sehr widrige Gedanken stiegen in mir empor, und eine Menge unheimlicher Beziehungen zeigten sich mir in dämmernder Ferne. Was soll dieser geheimnißvolle Schleyer? Was ihre ganze Hierherkunft? Wäre es thunlich gewesen, so hätte ich mich entschuldigt. — Aber sollte ich ihren Befehl abwarten, wenn ich ihrer Einladung auswich? Ich bereitete mich hinzugehn. Der Bothe kam, und ich sah aus dem Lächeln meines Alten, für was er diesen Besuch hielt. Ich war verstimmt, als ich hinging; und ich kehrte um nichts heiterer zurück. Aber es mußte auch ein so tiefer, aus so bangen Sorgen auf-

gesprossener Unmuth seyn, um gegen die sichtbare Freude, und das freundliche Bestreben, mich zu erheitern, auszuhalten, womit Alexandrine mich empfing und behandelte. Sie kann nichts dafür; aber wohl zehnmahl, wenn sie angenehm plaudernd sich zu mir neigte, und ihr blaues Auge in fröhlichem Glanz spielte, stieg der Gedanke in mir auf: warum denn der Himmel dieß Zusammentreffen möglich gemacht habe, indeß er mich so grausam von derjenigen entfernt, die zu sehen, und um sie zu leben, das Ziel all' meines heißen Strebens ist? Oft versank ich dann in düsteres Schweigen, aus dem die Töne ihrer Stimme mich weckten; ich schüttelte mich wach, und strengte mich an, um nicht unartig zu scheinen. So verging der Abend. Was sie mir eigentlich gesagt, und wie sie meine Fragen um die Ursache ihrer Anwesenheit gelöset, wußte ich nicht mehr, als ich nach Hause kam; und erst bey dem zweyten Besuche, den ich, ihrem Verlangen zu Folge, gleich den nächstfolgenden Tag machen mußte, wurde mir klar, was ich mich, wie im Traum, den vorigen Abend gehört zu haben erinnerte. Es sollten geheime Absichten ihres Vaters seyn, um sich hier unmittelbar mit bedeutenden Personen zu unterre-

den, Verabredungen zu treffen, und Andere auszuhorchen, zu denen der Character, unter welchem ich hier lebe, mir den Zutritt verwehre, endlich die Luſt, Paris zu sehn, und — was ich im Stillen hinzuſetzte — der Wunſch, ebenfalls ſein Rädchen in der großen Maſchine zu treiben, wenn nicht noch ein geheimerer, mir furchtbarerer, Beweggrund hier verborgen lag!

Je länger ihr Aufenthalt hier dauert, je heller wird die letzte Vermuthung in mir. Jene Gluth, die in Lindenhain verderblich aufflammte, die meine ſträfliche Nachgiebigkeit und jener unſelige Badeaufenthalt nährten, bis ich mich, nicht zu ſpät für mein Bewußtſeyn, aber vielleicht zu ſpät für fremde Ruhe, aus den umgarnenden Schlingen emporraffte — dieſe Gluth, fürchte ich, hat auch die Reiſe nach Paris veranlaßt; und zu ihrem Unglück und meiner Qual erlaubt mein untergeordnetes Verhältniß mir nicht, mich ihr ſo ſtandhaft zu entziehen, als ich es für unumgänglich nöthig erkenne. Was ſoll aus allen dieſen ſtreitenden Beſtrebungen werden? Wie werden die verworrenen Knoten ſich löſen? Ich büße ſchwer für eine vorübergehende Schwäche. Ich fühle, daß ich im Unrecht gegen die Herzoginn bin, und dieß Bewußtſeyn raubt mir die

Sicherheit, die mein Benehmen gegen sie haben sollte, um eine unglückliche Neigung zu ersticken, die jedes Beysammenseyn nähren muß. Was mein Glück mit Lucien gründen könnte, muß sie verletzen; jeder Schritt, der mich ans Ziel führen soll, muß mich in Alexandrinens Augen, wohl nicht strafbar, denn ich habe mich offen gegen sie erklärt, aber widrig und verhaßt erscheinen machen. In diesen feindseligen Beziehungen und Erwartungen richtet sich mein Geist mit doppelter Heftigkeit auf eine Nachricht von Lucien; und ich beschwöre dich, nichts zu versäumen, was du in dieser Hinsicht für mich thun kannst.

Ein und dreyßigster Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z** an die Gräfinn Herminie von S**.

Paris den 18. Jänner 1809.

Der gewagte Schritt ist gethan. Ich bin hier. Ob ich erreichen werde, wornach ich strebe, das — o Herminie, ich gestehe es dir mit tiefempörten Gefühl! — das hüllt sich mir in immer ungewisseres, ich möchte sagen, feindseligeres Dunkel ein. Alphons begegnet mir höchst ehrerbiethig, dienstbeflissen, gefällig, aber manchmahl auch so kalt, daß mein Blut erstarrt, und ich mir die Überzeugung von dem Stolz und der Reizbarkeit seines Characters, so wie das Ziel, das meiner ausdauernden Geduld harrt, lebhaft gegenwärtig halten muß, um nicht in manchen Augenblicken, von gerechtem Unwillen und der beleidigten Würde des Weibes hingerissen, ihn

fühlen zu lassen, daß ich die Tochter seines Monarchen, er aber mit allen seinen Vorzügen doch nur ein Unterthan ist — und mit Einem solchen Auftritt mein ganzes Spiel unwiderbringlich zu verderben.

Du kennst mich, Herminie, und kannst am besten beurtheilen, wie schwer mir solche Überwindungen werden. Aber wenn er mir gegenübersitzt, sein Geist bald in lebendiger Mittheilung sich bezaubernd entfaltet, bald aus den reichen Schätzen seines Wissens das Gespräch mit mannigfachem Interesse schmückt, bald endlich, wenn politische Gegenstände unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen, mit scharfem Blick und tiefem Gemüth sich über die heiligsten Angelegenheiten der Menschheit und ihre Stellung zu den jetzigen Machthabern verbreitet — o wie unwiderstehlich ist er dann! Wie kleiden ihn die schöne Gluth, die ihn beseelt, der rege Eifer für das Gute, selbst die jugendliche Schwärmerey, mit welcher er noch jetzt das Glück seiner Brüder umfassen, gründen, und sich dafür opfern möchte! Wirklich, wenn man ihm in seinen officiellen Beziehungen einen Vorwurf machen kann, so ist es der, daß er noch zu warm, ja kindlich, möchte ich sagen, für das fühlt, was

er das Ganze nennt, daß er noch zu fest an die Perfectibilität der Menschheit glaubt, und noch nicht auf den Punct gekommen ist, sich zu überzeugen, daß es ewig seyn wird, wie es einst war, daß dem Menschen im Allgemeinen nie wohl ist, als wenn er muß, und daß sich's, wie Agathon sagt, nicht verlohnt, sich aufzuopfern, damit eine Horde dieser Thiere besser wohne, sich besser nähre, kleide, u. s. w. als die andere.

In solchen Augenblicken, wenn ihm mein Kopf gleich Unrecht geben muß, fühle ich, welcher Reichthum in seinem Herzen liegt, wie lohnend es ist, ihn nicht zu verschüchtern, und alles aufzubiethen, um ihn immer mehr zu gewinnen. Er ist zurückgezogener, als je; er kommt nie, als wenn ich ihn rufen lasse, oder die Stunde des nächsten Besuchs selbst bestimme. Finster und beklommen fügt er sich, wie es scheint, dem Zwang, den seine Geschäfte ihm auflegen, und düster zeigt er sich mir gegenüber, wenn nicht ein anziehender Gegenstand ihn gleichsam über die strengen Schranken hinreißt, die sein Eigensinn sich störrisch vorgezeichnet hat. Ist das gewissenhafte Rücksicht für die alte Liebschaft? Ist es Furcht vor zu naher Begegnung mit einem Gegenstande, zu dessen Sphäre er sich nun

einmahl nicht erheben zu können glaubt? Oder ist es Trauer um das Mädchen seines Herzens? Ha! Wenn es das wäre! Wenn er sie wirklich liebte, und nicht bloß alte Bande ehrte, die zu verletzen ihm seine Rechtlichkeit verbeuth?

Diese Fragen und alle möglichen Antworten, welche meine Phantasie mir in Unzahl, um mich zu quälen, erschafft, halten mich in beständiger Spannung. Es gibt Augenblicke, wo Alphonsens finstere Trockenheit und mein sinkender Muth mich an jedem glücklichen Ausgange verzagen heißen, wo ich im Begriffe stehe, Postpferde zu bestellen, und fort in die weite Welt zu fahren. Nur nicht nach Hause! Nur nicht dahin, wo jede Stelle mit Erinnerungen an ihn besetzt ist, und er mir überall fehlt!

Wie beneidenswerth ist das Loos jener glücklichen Geliebten, die die Ferne kaum von dem Freunde ihres Herzens trennt, die auch, wenn weite Räume zwischen ihnen liegen, in der stillberuhigten Brust fühlen, daß der Abwesende sie jeden Augenblick mit der gleichen Liebe umfaßt, daß kein Verhältniß seine Treue lösen, keine Zerstreuung ihn für ihre Gegenwart entschädigen kann, und ungehindert von Zeit und Raum die innig verbundenen Geister sich wie gegen-

wärtig erkennen, und mit unsichtbaren Armen umfassen!

Ob seine Verlobte dieses Glückes genießt? So empörend, so widernatürlich es wäre, wir werden es bald erfahren. Ich habe sogleich nach meiner Ankunft selbst an Dümesnard geschrieben — der Umweg durch dich war mir zu weit, und daß er im Geheimniß ist, muß ich wissen — und ihm aufgetragen, alle Briefe, welche an Lucien Florheim auf der Post zu O...g ankämen, sich zu verschaffen, sie zu öffnen — das versteht er ja? — und keinen von Alphons an sie gelangen zu lassen. Eben so sind meine Maßregeln hier genommen. Hierzu ist nur Geld nothwendig, und bereite Hände, die jenes erkauft. An Beyden soll es nicht fehlen. So wird denn der Briefwechsel, wenn einer unter ihnen herrscht, bald in meinen Händen seyn, und ich werde erfahren, ob es der Schmerz um jenes unbedeutende Geschöpf ist, was so gewaltig auf diesen Geist zu wirken, und die Freyheit seiner Gefühle zu lähmen vermag. — Und wenn es so wäre? Was dann?

Noch habe ich mir dieß d a n n nicht recht klar gemacht. Ich will es nicht. Schrecklich wäre es auf jeden Fall für mich, vielleicht auch für

ihn. Ich weiß nicht, zu was ich mich entschließen würde, und so will ich dem widrigen Geschick nicht vorgreifen. Laß die Zeit kommen, wie den Tod! Daran vorzudenken ist schreckhaft. Wenn sie da ist, wollen wir uns gebährden, wie wir können, sagt Clärchen im Egmont. Es war auch ein Bürgermädchen, und ihre kleine Stube der Himmel, seit Egmonts Liebe darin wohnte. Aber das Bürgermädchen mußte thun, was sie konnte, wenn das gewaltige Geschick, das den fürstlichen Geliebten von ihr riß, über sie hereinbrach. Die Fürstinn kann thun, was sie will, wenn das ganze irdische Glück des Unterthans in ihres Vaters Hand liegt, und es nur von einigen gehörigen Winken abhängt, ob das Geschick des Gehaßten, oder Geliebten, selig, oder elend seyn soll.

Du siehst, es schwebt mir Manches, was zu thun wäre, klarer oder trüber vor. Schmach leiden werde ich auf keinen Fall. Liebt er Lucien wirklich, so mag er zittern! Seine gewissenhafte Rücksicht für alte Bande will ich großmüthig nachsehn; anständige Procedés gegen die einst Gewählte und Geliebte will ich verzeihen, ja auf gewisse Weise ehren.

Aber Leidenschaft? Dort, wo es in seiner Macht gestanden hätte, etwas ganz Anderes zu besitzen? — Das darf, das werde ich nicht mit schwacher Edelmüthigkeit gelassen ansehn.

Zwey und dreyßigster Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

D. . g den 4. März 1809.

Du hast lange nichts von mir gehört, Raphael! Es hat mir an Zeit wie an Fassung zum Briefschreiben gefehlt. Welche ängstlichen Tage habe ich durchlebt! — Durchlebt? Ach nein, in Schmerzen durchgezittert! Lucie war schwer krank, dem Tode nahe. Diese wenigen Worte enthalten die vollgültigste Erklärung meines Schweigens.

Du erinnerst dich aus meinen letzten Briefen, die freylich mehr als zwey Monathe alt sind, der Mißverständnisse, welche sich zwischen Lucien und ihrem leichtsinnigen Freund zu erheben anfingen. Sie waren zwar wohl damahls im eigentlichen Sinne keine Mißverständnisse

mehr zu nennen; sein Wankelmuth lag offen vor jedem Blick, nur vor dem Luciens nicht, die mit der Angst der Verzweiflung den letzten sterbenden Hoffnungsstrahl bewachte, und an dessen Verschwinden weder glauben konnte noch wollte.

Aus Dümesnards Erzählungen, so wie aus den Nachrichten ihrer Tante, welche mit einer Jugendfreundinn am Hofe zu K... in beständigem Briefwechsel steht, war es uns gewiß geworden, daß Elmwald nicht allein in Paris war, daß ihm die Herzoginn nachgefolgt sey, dort im strengsten Incognito mit ihm lebte, er täglich bey ihr war, mit ihr soupirte, und ihr Haus selten vor Mitternacht verließ. Zwey Briefe erhielt Lucie noch von ihm aus diesem Aufenthalte verbothner Liebe und Freude. Sie enthielten allgemeine Betheurungen und Klagen; von der Anwesenheit der hohen Geliebten — von den geheimen Ergötzlichkeiten kein Wort! Wohl mag sich's der Verräther nicht haben träumen lassen, daß, was er schlau gekartet, zweyhundert Meilen weit davon doch bekannt, der Schleyer von seinen Ausschweifungen gerissen, und der Heros zu einem gewöhnlichen Weltmenschen werden würde, dem Vortheil oder

Lust das einzige Gesetz, und Klugheit die einzige Tugend ist.

Endlich blieben die Briefe ganz aus. Lucie schrieb zwey, dreymahl, es kam keine Antwort. Wir erkundigten uns unter der Hand nach seinem Befinden. Lucie hatte die Freyheit, zwischen Krankheit oder Treubrüchigkeit zu wählen. Die Antwort fiel so aus, wie ich es erwartet hatte. Er war sehr vergnügt, sehr gesund, und unterhielt sich mit der Fürstinn auf's angenehmste. Nun war wohl kein Zweifel mehr möglich, und der Verrath entschieden.

Wenn du die ungeheure Gewalt gesehen hättest, mit der ihre Seele sich beherrschte, den Schmerz bezwang, der, wie man wohl sah, ihr Innerstes durchwühlte, und ein hartnäckiges Stillschweigen über den Quell desselben beobachtete! Dennoch errieth mein Herz jede Regung des schwerverletzten Gemüthes in ihren streng beherrschten Zügen. Wie hätte sie's auch vermocht, der treusten, sorglichsten Liebe hier ein Geheimniß zu unterschlagen! Ich sah sie leiden, ich litt mit ihr, und obwohl ihr ernstes Verstummen jede offne Theilnahme verwehrte, verrieth sich meine Sorge um sie unwillkührlich in meinen Blicken, im Ton meiner Stimme, vielleicht in

unbeachteten leisen Äußerungen, die das empfängliche Gemüth des Leidenden erkennt, und dankbar aufnimmt. Sie näherte sich mir in diesen trüben Tagen sichtbar. Ich fühlte es wohl, und pries mein Geschick, das mir das schöne Vorrecht gegeben hatte, diesem Engel zu einigem Trost zu seyn. Ich strebte — nicht sie zu zerstreuen, aber sie zu erheitern. Ach, wer die Heiligkeit und Unheilbarkeit des Schmerzens verkannter Liebe erfahren hat, kann wohl an jenes Gelingen nicht glauben! Aber ich ließ sie den mitfühlenden Kummer eines warmen und bescheidenen Herzens sehen, ich war ihr treuer, rücksichtsloser Freund, ihr Bruder, und es gelang mir endlich, sie zu sanften Klagen über allgemeine Gegenstände des menschlichen Leidens zu bringen. Ich sah ihre Thränen bey vorgeblich fremdem Unglück fließen, ich schien nicht zu ahnen, wen sie beweine, und genoß die Beruhigung, ihr schwergepreßtes Herz auf Augenblicke erleichtert zu sehen.

So ging unser wehmüthiges Leben einige Wochen hin. Sie waren in dem stillen tiefen Genuß, den sie mir gewährte, doch Vorbothen eines furchtbareren Sturmes. So geht vor den Gewittern des Sommers eine trübe Stille vor-

aus, in der kein Lüftchen säuselt, kein Blatt sich regt, und die Stimme der Freude in der Natur verstummt.

Ihr kleinster Bruder, Gustav, ein holdes Kind von sechs Jahren, that einen schweren Fall beym Gleiten auf dem Eise mit den übrigen Schulknaben. Man brachte ihn bewußtlos nach Hause. Zu ihrem Unglücke war Lucie die erste, die den Leuten begegnete, welche das bleiche, ohnmächtige Kind trugen. Gustav war ihr Liebling gewesen; sie hatte ihn die Mutter, die er ungekannt verloren, nie vermissen lassen. Sie erschrack tödtlich, ihre gereizte Phantasie mahlte ihr das Entsetzlichste vor; für sie war der Knabe todt. Dennoch verließ sie in diesem furchtbaren Augenblick die Gewalt über sich selbst nicht; sie leistete Hülfe, sie machte Anstalten. Das Kind erhohlte sich, es war mehr erschrocken als schwer verletzt, und vermochte nach zwey Tagen schon aufzustehn. Lucie hatte sein Bettchen nicht verlassen, als in so weit sie die Sorge für das Haus abrief, sie hatte ihm jede Hülfe gereicht, die Nächte bey ihm verwacht, und wahrscheinlich in Thränen, die dann ungesehn um so bitterer flossen! Am vierten Tage, als der Knabe schon wieder fröhlich spielte,

sank sie plötzlich ohnmächtig zusammen. Man brachte sie auf ihr Bette, die gewaltsam gehaltene Kraft war gebrochen; wie sterbend hatte sie ohnedieß in den letzten Tagen seit Gustavs Unfall ausgesehen, aber alle Ermahnungen, sich zu schonen, in den Wind geschlagen. Ach, es war, als wollte sie ihrer Schwäche trotzen, und eine Catastrophe herbeyführen, die dem langen Schmerz ein Ende machen sollte!

Sie erwachte erst nach Stunden, und ein wüthendes Fieber brach in der erschöpften Natur aus. Bewußtlos lag sie durch mehrere Tage, der Arzt zweifelte an ihrem Leben, der Vater, die Geschwister gingen, stumme Bilder des Jammers, im Hause umher; sie war allen Mutter, Freundinn, Helferinn gewesen. Von mir laß mich schweigen! Wie tausend andere Mahle, habe ich es auch bey dieser Gelegenheit erprobt, welche Summe von Jammer und Sorge das menschliche Herz in sich aufzunehmen im Stande ist, ohne zu brechen.

Ich durchlebte jene Tage; der Vater, die Geschwister hielten sie aus. Was könnte uns künftig an's Leben gehn, wenn es nicht etwa die Freude wäre?

Auf jene Tage der Bewußtlosigkeit, in wel-

chen nur abgebrochene irre Reden, oder einzelne Laute, die aus der Tiefe der zerrissenen Brust hervorbrachen, jetzt, wo keine strenge Vernunft mehr Wache hielt, den wahren Zustand ihres Gemüthes entdeckten, — auf jene Tage folgte eine tödtliche Erschöpfung, die dem Arzte nicht minder Besorgniß einflößte, als jener gereizte Zustand. Ein Tropfen Arzney weniger oder mehr, ein unversehnes Geräusch, ein unbesonnenes Wort waren im Stande, sie auf Tage zurückzusetzen. Man hat keinen Begriff von dieser Schwäche, wenn man nicht Zeuge davon war. Hier galt es nun die treuste Pflege; nur durch sie konnte die geliebte Kranke genesen. Der Vater hatte trübe Geschäfte, Fanny that, was sie vermochte, und wohl manchmahl darüber, die andern Geschwister sind Kinder. Diese Umstände machten meinen Beystand nicht unbedeutend. Ich war der Familie nothwendig geworden; ich ward es endlich auch der Kranken! Mit sanftem Danke erkannte sie meine kleinsten Leistungen, verstand in ihrer großen Schwäche mich besser, als alle Übrigen, und kannte mich, wenn sie außer Schwester Fanny Niemand unterschied.

Endlich nach langer schmerzlicher Zeit begann sie, sich zu erhohlen. Wie langsam, wie

unvollständig das auch war — wir lebten mit ihr auf. Allmählich erhoben sich ihre Kräfte, sie fing an, zu den Verrichtungen des Lebens wiederzukehren, sie beschäftigte sich mit dem Hauswesen, mit ihren Arbeiten; aber ihr Gemüth war nicht dabey. Das schien gleichsam hinter jener dunkeln Epoche der Krankheit bey ihren getäuschten Hoffnungen geblieben zu seyn. Sie sprach wenig, sie nahm an nichts Theil; nur die Liebe und Dankbarkeit gegen die Ihrigen war erhöht, und in dieß Gefühl, wie in den einzigen lebenden Punct ihres Daseyns, schien sich die ganze Wärme ihres Gemüthes gezogen zu haben. Mit rührender Erkenntlichkeit nahm sie jede Gefälligkeit an, erinnerte sich an jedes Opfer, das ihr Eins oder das Andere in ihrer Krankheit gebracht hatte, erzählte von dem Kummer, den wir um sie ausgestanden, von mancher Äußerung, die wir uns, in der Meinung, sie vernähme es nicht, über sie erlaubt, und die dennoch, wenn sonst nichts ihr Bewußtseyn berührte, tief in ihr Herz gedrungen war, und hauchte gleichsam alle Kraft ihres Wesens in Dank und Liebe aus.

Auch mich umfaßte ihr schönes, nur für Anderer Wohl glühendes, Herz mit erhöhter

Wärme. Ich fühle es wohl, ich bin ihr näher gerückt. Sie glaubt sich mir tief verpflichtet, so wie allen Übrigen, und dieß Gefühl drückt ihre reine Seele nicht; denn sie ist sich des Willens wie der Kraft bewußt, im vorkommenden Fall eben das zu leisten, was sie empfangen, und mehr! So bewegt sich ihr Geist leicht und anmuthig in den zarten Banden, welche die letzten Ereignisse um sie geschlungen haben, und unser Leben wäre ein himmlisches, wenn man nicht in ihren Blicken, im Ton ihrer Stimme so deutlich erkennte, daß ihr Herz gebrochen ist!

Raphael! Mein Innerstes lodert in gerechtem Zorne auf gegen den Verräther, der ein solches Herz zu besitzen von der günstigsten Laune des Geschickes bestimmt war, und es achtlos fallen lassen, oder der Eitelkeit opfern konnte! Wenn es je erlaubt ist zu hassen, so ist es mir in diesem Falle gegen den unwürdigen Höfling erlaubt. Wie selig hätte er seyn, und sie machen können! Und was hat er gethan? O Freund! Wenn ich mir in mancher einsamen Stunde das Bild meines Lebens an ihrer Seite, in ihrer Liebe ausmahle, wenn ich bedenke, wie glücklich mich jetzt schon ihre erhöhte Freundschaft macht, und berechne, was es wäre, sich von

diesem Herzen mit zarter Schwärmerey umfaßt, von diesen Blicken mit Liebe gesucht, von dieser Stimme mit süßen Lauten gerufen zu wissen — dann erzittert meine Seele, Feuer durchlodert meine Adern, und ich muß mich gewaltsam von den Bildern losreißen, um nicht in Gluth und Schmerz zu vergehen.

Es ist jetzt die Rede davon, daß die Mädchen und der kleine Gustav mit einer bejahrten Verwandten, sobald es die Witterung erlaubt, auf's Gut gehn sollen, damit Lucie sich dort erhohle. Wenn das geschieht, so werde ich sie zwar nicht mehr so oft sehen, wie jetzt; aber meine stillen Freuden sollen mir doch nicht um Vieles verkümmert werden. Alle Sonnabend, wenn die Briefe expedirt sind, wird mein treues Roß mich zu ihr tragen; in anderthalb Stunden raschen Rittes kann ich auf den Seitenwegen des Gebirges dort seyn. Ich bringe dann den ganzen Sonntag, und wohl auch den größten Theil des Montags in den Freuden des Landlebens, in einer anmuthigen Gegend, bey ihr zu, sehe an ihrer Seite das Erwachen des Frühlings, sehe ihr krankes Herz in den milden Umgebungen der Natur, der Freundschaft und Liebe sich heilen, darf auch meinen Theil

dazu beytragen, sie trösten, beruhigen, und einen himmlischen Lohn darin finden, wenn ihr Blick mir wieder heiterer strahlt, und ein sanftes Lächeln um die feinen Lippen mir sagt, sie fühle sich minder gedrückt, als vorher!

Arm in Arm werde ich mit ihr die aufblühenden Wiesen durchwandeln, die schönsten Blumen für sie suchen, in junge Schatten des knospenden Waldes, wo es wie ein zarter grüner Schleyer die weichen Äste überwallt, sie führen, aus kühlen Brunnen ihr einen Labetrunk schöpfen. Dann blickt sie freundlich empor, ihr mildes Auge lächelt, ihr Mund öffnet sich zu holden Worten des Dankes, die Luft schweigt in den Zweigen, um dem Ton ihrer Stimme zu lauschen, die Vögel flattern hernieder — denn die Gottheit des Hains ist erschienen — sie fühlt in der reinen Brust die zarte Liebe, welche in der meinen sich für sie regt, und die zu Lust und Leben erwachende Natur um uns her, der Gesang der liebejauchzenden Vögel, und die Gluth, die alle Wesen durchströmt, erhöhen auch das Leben in ihren Adern, ihr Blut wallt rascher, ihr Herz, so lange gedrückt und verletzt durch Kälte, schwillt in schmerzlicher Sehnsucht empor, ihr Blick

fällt auf den Freund, der, seines ganzen Wesens entäußert, nur für sie, in ihr sich fühlend ihr zur Seite steht, sie seufzt, ich stürze zu ihren Füßen — —

O Raphael! Wohin führt mich meine schwelgende Phantasie? Du wirst lächeln, mich wieder einen Träumer schelten, und ich sollte wohl ausstreichen, was ich im wilden Flug der Einbildungskraft geschrieben. Aber — mag es stehen bleiben! Du darfst den Freund auch in seinen Thorheiten und Schwächen kennen!

Drey und dreyßigster Brief.

Alphons Elmwald an seinen Bruder.

Paris den 18. April 1809.

Es ist entschieden. Sie hat sich losgerissen. Vier Monathe habe ich keine Antwort. Nur auf meinen ersten Brief bekam ich einen von ihr. Es war der letzte, und alle Versuche, auf den verschiedensten Wegen an sie zu schreiben, wovon einige ihren Zweck, wie ich gewiß weiß, erreicht haben, sind ohne Erfolg geblieben. Durch dich und Andere erfuhr ich, daß sie schwer krank war, daß der junge Mann, welcher in ihres Vaters Hause lebt, sie gepflegt, daß er sie auf's Land begleitet, wohin sie jetzt geht, um ihre Gesundheit herzustellen, und daß die Stadt ihn ihren Verlobten nennt. Der Vater wünscht die Verbindung, Lucie selbst ist

Neuenbach immer gut gewesen, und daß er sie liebt, habe ich beym ersten Anblick erkannt. Kann ich wohl noch zweifeln?

Ich schreibe dir das Alles klar und ruhig hin. Wie es mit dieser Ruhe beschaffen ist, mußt du nicht fragen. Laß mich selbst darüber nicht nachdenken! Gar nichts denken zu dürfen, hinzubrüten in Todesschlaf, wäre Wohlthat. Sie wird mir nicht. Grausam reißt eine feindliche Wirklichkeit mich aus meinem düstern Versinken empor, in dem ich allein leben kann, weil ich doch leben muß. Jeder Laut, jeder Blick überzeugt mich von meinem Unglück. Warum muß ich erwachen!

Meine Seele war Eins mit ihr. Ich glaubte es auch im umgekehrten Sinne. Daß sie sich los reißen, und mich vergessen konnte, beweißt, daß dieß ein Wahn war. Aber daß jeder Theil meines Wesens auf seine Art schmerzlich dadurch verletzt ist, das wird mir nur zu klar. Ich war seit mehr als fünf Jahren gewohnt, mich als Ein Wesen mit ihr zu denken, auf eine künftige, wenn auch nicht ganz nahe, untrennbare Verbindung fürs Leben mit ihr zu rechnen, und ich kann mich auch jetzt noch an keine andere Richtung meiner Gedanken gewöhnen. Was habe

ich nicht in der letzten Zeit gelesen, gearbeitet, gethan, und mich wie toll in dem Wirbel der Zerstreuungen, die diese Stadt auf jeden Schritt biethet, herumgetrieben! Ich habe als ein Mann kämpfen und abschütteln wollen, was ihrerseits treulos abgelöst, nun von selbst, gleich einem welken Laub, abfallen sollte. Es geht nicht! Nach drey Monathen stehe ich auf demselben Puncte, von dem ich ausging. Ich kann nicht von mir selbst scheiden; so kann ich es auch nicht von einer Neigung, die eins mit diesem Selbst geworden.

Ich begreife, wie Alles gekommen ist. Klatschhafte Zwischenträgerey hatte sie auf eine unwürdige Art von dem Verhältniß der Herzoginn zu mir unterrichtet, ehe ich es ihr entdecken konnte. Damahls war Mißtrauen in ihre Brust eingezogen, welches mein offnes Geständniß nicht mehr beseitigen konnte. Indeß thürmten sich Schwierigkeiten auf Schwierigkeiten. Neuenbachs Leidenschaft lehrte ihn die Vortheile klug gebrauchen, die meine ungünstige Lage ihm über mich gab. Der Vater mag ihr zugeredet, in sie gedrungen haben. Ein neuer Unfall riß mich von meiner alten Bahn weg hierher; die Fürstinn folgte mir unglücklicherweise. Es ist nicht zu zweifeln, daß man Lucien auch hiervon unter-

richtet haben wird. Verlorner Glaube, gekränkte Liebe auf der einen, zärtliche Bewerbung und väterliches Ansehn auf der andern Seite mögen eine Weile gekämpft haben; die Gegenwart voll Leichtigkeit, heiterer Ansicht und froher Hoffnung hat den Sieg über die dunkle schmerzvolle Vergangenheit davongetragen. Was läßt sich im Grunde dagegen sagen? Bey tausend gewöhnlichen Mädchen würde dieß Betragen keinen Tadel verdienen; man müßte es klug, besonnen nennen. Bey Lucien ist es anders. Sie hätte nicht wanken, sie hätte mir allein glauben sollen!

Daß sie nicht antwortet, kommt von der sehr natürlichen Befangenheit her. Es quält sie, mir das alles zu sagen, mir selbst anzukündigen, daß die todten Bande sie nur drücken können, daß sie sich scheut, die Förmlichkeit des Schwurs zu brechen, der sie allein noch hält, daß sie wünschte, frey zu seyn, und nicht den Muth hat, es mir gerade zu gestehen. Doch nein. Sie soll unter diesen gestörten Verhältnissen nicht leiden. Ich weiß nicht, wie lange mein Aufenthalt hier sich noch hinausziehen kann. Es wäre dann auf jeden Fall unredlich, bey neuen Hinderniſſen, und so weiter Entfernung sie nicht wenigstens

zu fragen, ob sie noch ausharren, oder ob sie ihre Freyheit zurück nehmen wolle? Sie müßte dann entscheiden. Von mir kann niemahls die Rede seyn. Mein Schicksal ist für ewig ausgesprochen. Nun wird zwar jene Entscheidung sie keinen Kampf kosten; aber die Form wird beobachtet, und ihr Gewissen beruhigt seyn.

Vier und dreyßigster Brief.

Gräfinn Herminie von S** an den Chevalier Dümesnard.

Rettlingen den 19. Aprill 1809.

Vor acht Tagen erhielt ich Ihr ansehnliches Paket aufgefangener Liebesbriefe, den ganzen Roman jenes Alphons mit dem gefürchteten Bürgermädchen. Sie haben Ihre Sachen klug gemacht. Der zärtliche Ritter scheint eine Ahnung von den Nachstellungen gehabt zu haben, welche seine Briefe erfuhren, und darum die Strahlen seiner Liebe von mehreren Seiten aus auf den Brennpunct seiner Leidenschaft fallen gelassen zu haben. Da sind Einschlüße, andere Aufschriften u. s. w. Wahrlich, eine erbauliche Sammlung für Alexandrinens Hoffnungen! Ich sende sie ihr nicht, wenigstens jetzt nicht; denn

ich habe keine Ursache, sie zu kränken, aber wohl hundert, sie zu schonen; und geschont würde sie wahrlich nicht durch den Ton der glühendsten Leidenschaft für eine Andere, und durch manchen Seitenblick auf sie selbst, wie schonend und rücksichtsvoll dieser auch seyn mag. Das Depot bleibt daher in meiner Hand, ein Pfeil, der vielleicht einst zu rechter Zeit abgeschossen werden kann, wenn irgend eine fürstliche Laune oder Leidenschaft sie vergessen machte, daß sie mich einst ihre Freundinn genannt, ja mir die Rechte einer solchen eingeräumt, oder wenn sie meiner einst nicht mehr zu bedürfen glaubte. Jetzt würde die Mittheilung derselben auch nur Öhl in die Flamme ihrer Liebe und Rachgier gießen.

Ich gestehe Ihnen, daß diese Briefsammlung mir in meiner, nicht eben angenehmen, Einsamkeit eine wahre Freude, eine willkommene Zerstreuung war. Rückgekehrt aus dem warmen lebensvollen Italien, wo bereits der Frühling in aller seiner Pracht herrschte, an meinen nordisch heimathlichen Heerd, wo noch Schnee und Frost mich empfingen, und ein loderndes Kamin-Feuer die Kälte der unwirthlichen, so lange leergestandenen Mauern kaum zu verbannen vermochte, wo, ärger als alle Unfreundlichkeit der Jahres-

zeit, die unfreundlichen Streitigkeiten und Proceßgeschichten meiner warteten, ließ die Lectüre jener Blätter mich zuweilen in ihrer sonnigen Wärme und schönen Lebensgluth die kalte Gegenwart um mich vergessen. Der Geist, der aus diesen Briefen spricht, hat mich ergriffen, und ich gestehe es, er hat in mir ein Gefühl des Mitleids mit dem unglücklichen Paar erregt, in dessen ruhig bürgerliche Lage die ungemeßnen Ansprüche unsrer Fürstinn wie ein Comet verderblich hinein traten. Es muß nicht übel seyn, sich von einem Manne, wie dieser Elmwald, lieben zu lassen, dessen Herzenswärme überhaupt in unserer erstorbenen Zeit wie eine Art von Phänomen einzig dasteht. Ich begreife nun wohl, daß er tiefen Eindruck auf Alexandrinen machen mußte. Aber auch das Mädchen — nehmen Sie mir's nicht übel, wenn ich Ihrer scheinbaren oder wahren Ansicht widersprechen muß! — auch das Mädchen kann nach der Art, wie dieser Alphons für sie fühlt, und mit ihr spricht, kein gewöhnliches, und kein so unbedeutendes Geschöpf seyn, wie Sie sie schildern.

Dem sey nun, wie ihm wolle, das Pärrchen ist entweder schon getrennt, oder wird es näch-

stens. Diese Verzweiflung aber, die nicht in jammernden Klagen, nur in einzeln dunkeln Lauten sich ausspricht, dieß Aufgeben aller Hoffnungen für das ganze Leben, ist ein Seelenzustand, der zu heftig wirkt, um lange zu währen. Der unglückliche Liebhaber muß sich entweder erschießen, oder bey einer Andern trösten; und die hat er ja gleich in der Nähe.

Bis jetzt indessen scheint dieser noch kein Strahl von Hoffnung zu dämmern; vielmehr ist sie höchst entrüstet, und spricht von Haß und Verfolgung gegen den, der doch der unumschränkte Gebiether ihres ganzen Wesens, der Mittelpunct aller ihrer Gedanken ist. Es ist aus jedem Briefe sichtbar, wie sie an ihm hängt, und seine Ansichten, ja seine Winke, gleich denen des Magnetiseurs auf seine Kranke, mit unwiderstehlicher Gewalt auf sie wirken. Zu wie manchem hat er sie nicht schon gebracht, und ohne daß er's verlangte — er dachte wohl nicht daran! — sondern nur, weil er von seinen Ansichten über diesen oder jenen Punct sprach. So hat sie ihre regellose Tagesordnung eingestellt, wacht und schläft zu gewöhnlichen Stunden, reitet nicht mehr wüthend, besteigt kein Cabriolet, kurz, fügt sich in ein häuslich stilles Geleise, wahrscheinlich wie

er es an Frauen seines Standes zu sehen gewohnt ist, und liebt. Und nicht bloß auf ihre Lebensweise, auch auf ihre Meinungen wirkt dieser Umgang ein. Mit Erstaunen entdecke ich in ihren Briefen Spuren von Ansichten, die ich früher nie bey ihr gekannt, und die nur von diesem Schwärmer herrühren können.

Sie sehen, die Sache ist weit gediehen, das Übel sitzt tief, und es ist durchaus nöthig, daß hier bald so oder so ein Ende gemacht werde. Was ich kann, will ich beytragen; denn ich will mir Alexandrinen verpflichten, deren Gunst und Einfluß mir in meinen verwickelten Verhältnissen jetzt von großem Nutzen seyn können. Das darf ich Ihnen wohl sagen; Sie verderben mir mein Spiel nicht, wäre es auch nur darum, weil es Sie unterhält, sich wie in einer Comödie an der Leitung der Intrigue zu ergötzen. Ihnen sind die Menschen Schauspieler oder gar Marionetten, die Geschichte eine Farçe, und der Klügste der, der, unbemerkt in der Scene stehend, die Faden lenken, und die Puppen tanzen lassen kann, wie er will.

Fünf und dreyßigster Brief.

Lucie Florheim an Rosalinden.

Erlhof, den 25. April 1809.

Ich bin auf dem Lande. Hier soll ich mich erhohlen, und ich fühle auch, daß meine Kräfte mit jedem Tag mehr und mehr wiederkehren, und meine Gesundheit sich bessert. Darüber freuen sich Vater, Geschwister und Freunde. Ich allein in geheimem Grauen meiner Seele kann mich nicht drüber freuen. Warum bin ich zum Leben wieder erwacht? Warum hat so viele Liebe und Sorge meiner treu gepflegt? Wahrlich es lohnte der Mühe nicht! Die Vergeßne, Aufgeopferte hätte unbedauert sich in ihre dunkle Schlafstelle legen, und erst jenseits, wo Schmerz und Krankheit, wie die Hülle des Schmetterlings, sich von ihr abgestreift hätten, in's ewige

Morgenroth erwachen sollen. Dort, Rosalinde, wird es schön seyn, dort, wo Licht und Klarheit uns von außen und innen umstrahlen, wo kein Zweifel, wie kein Schatten, mehr statt findet. Dort werde ich einst auch Alphons begegnen. Er hat an mir nicht recht gehandelt. Ich habe ihm verziehen. Ich werde ihm dort nicht ausweichen, wie Dido dem Verräther Äneas; denn mich lehrt mein Glaube lieben und vergeben. Es ist auch nicht schwer, es ist vielmehr süß, dieß Geboth zu üben, und ich thue es mit voller Seele. Ich kann ja gar nicht anders; denn mein Leben und meine Liebe für ihn sind seit langen Jahren Eins bey mir. Besitzen sollte ich ihn nicht, das war im Rathschluß der Vorsicht beschlossen; aber lieben muß ich ihn, so lange ich lebe, und bin. Und seyn werde ich, das steht trotz aller Einwendungen bey mir fest; seyn werden wir, wenn auch diese Bedingung des Daseyns, welche wir hiernieden Leben nennen, aufhört, und einer neuen Umstaltung unseres Wesens Platz macht.

Über diesen Gegenstand entspinnt sich oft ein Streit zwischen Neuenbach und mir. Er ist, wie viele junge Leute, und besonders Dichter, der neuen Schule ergeben; er streift an Mysticismus,

oder vielmehr, in seinem Geiste hat sich ein wunderliches Gebäude von Mystik, Philosophie, Verneinung und Schwärmerey aufgeführt, das sich ziemlich gut anhört, mir aber im Grunde voll Lücken, und für wahre Gemüthsruhe, wenn einmahl rechte Stürme hereinbrechen, nicht wohl hinreichend scheint. Sein ewiges Absolutes, sein Zergehen im Unendlichen, sein Aufgeben aller Persönlichkeit — es klingt, als ob es Etwas wäre; genau untersucht gibt es, mir wenigstens, keine Befriedigung, und in einem trostlosen Kreise kehren dieselben Ideen und Zweifel bey mir wieder. Ach, ich brauche Trost! Das ist es eben. Darum klammert sich mein Herz mit warmem Glauben an das Positive. Er schwärmt, und gefällt sich in dem, was er seinen Schmerz nennt. So genügt ihm ein geschwärmtes System. Er findet den Gedanken, seine Persönlichkeit zu verlieren, schön, erhaben; ich finde ihn trostlos, denn mir übrigt hier nichts mehr. Was ich noch zu hoffen habe, muß ich von dort erwarten, wo aller Kampf Friede, alles Mißverständniß Klarheit, und die hier Getrennten in heiliger Liebe des höchsten Guten vereinigt seyn werden.

Welcher Unterschied ist auch hier zwischen

Eduard und Alphons! Dieser mit der starken Seele hielt fest am Glauben; er war klar, und aus dieser Klarheit und Kraft seines Wesens ging seine Tugend und Religion hervor, wie ein kräftiger Baum aus gesunder Wurzel. Ich konnte mich an ihm halten; seine Erhebung trug mich auf Adlersflügeln zur Gottheit empor. Hier muß ich ewig mißbilligen, bekämpfen, und wenn ich nicht selbst mit versinken will, den unstät wankenden Freund in seinem Labyrinthe allein lassen. Es mahnt mich eben Alles an das, was war, und nicht wieder kommt; und noch einmahl muß ich seufzend sagen: Warum bin ich nicht gestorben! Dann hätte mein Geist ihn umschwebt, ich hätte ihn bewacht; vielleicht sänke er dann nicht so tief in die Fallstricke der gefährlichen Frau, die seine niedern Kräfte und Regungen gegen jedes Höhere, gewiß wider seinen innersten Willen, zum Kampfe aufruft.

Die Fürstinn hat ihn immer um sich, er begleitet sie überall; er wird mit ihr, wie man sagt, eine Reise in's südliche Frankreich machen. Mir schreibt er gar nicht mehr. Seit drey Monathen habe auch ich, nach manchem vergeblichen Versuche, keinen Brief mehr abgesandt. Geschrieben habe ich deren Viele, bis ich krank wur-

de; und nun ich anfange zu genesen, setze ich meine nicht erwiederte Correspondenz mit dem unbewußten Freund fleißig fort. Nach meinem Tode soll er Alles bekommen. Es soll ihm nicht wehe thun. Ich habe es schon so eingerichtet. Er soll nur mit sanfter Wehmuth meiner denken, und wissen, daß ich ihm treu blieb, daß ich mich durch meinen Schwur nicht bloß der Form, sondern dem Wesen nach für gebunden hielt. Er scheint anders zu denken. Er hat meiner wohl über neuer Liebe vergessen; aber er hat seinen Schwur nicht eigenmächtig gelöset. — Wozu diese Beobachtung von Äußerlichkeiten, wenn der Geist, der den Bund belebte und hielt, entflohen ist? Es wäre mir beynahe lieber, wenn er sein Wort zurück nähme, und frey dem freyen Triebe folgte, der ihn seit einem Jahr in entgegengesetzter Richtung von mir hinwegzieht.

Doch ich hatte mir vorgenommen, nicht von ihm zu schreiben. Ich hatte mir's überhaupt lange zum Gesetze gemacht, über diesen Gegenstand mit Niemand, auch mit dir nicht, und kaum mit mir selbst zu reden. Jenes Auf- und Abwogen zwischen Glauben und Zweifel hatte meine Kräfte aufgerieben, und mich dem Tode nahe gebracht. Auch in der Krankheit waren

jene Bilder und Gedanken der Gegenstand meiner Phantasie, und meiner Qual. Aber in die tiefste Stufe des Übels hatte Gottes Vaterliebe den Keim der Heilung gelegt. Die auf's höchste gespannte Kraft sank zusammen, ihre Heftigkeit brach sich, regungslose Unbewußtheit fesselte die äußern Sinne, bis mit dem ersten Erwachen des Lebensfunkens auch Ergebung und Entsagung in der müden Natur sich einfanden. Ich opferte Gott Alles, was ich gelitten, was ich noch leiden sollte, ich beugte mich unter seiner züchtigenden Hand, und entsagte einem Glücke, das mit seinen heiligen Rathschlüßen nicht übereinstimmend scheint. Da Gott mir ihn nahm und das Leben ließ, glaube ich zu erkennen, daß ich noch für Andere zu wirken bestimmt bin. Aber die Bedeutung meines Daseyns ist verloren. In der klaren Ansicht, daß Ergebung das Einzige ist, was mir zu üben übrig bleibt, lernte ich nun mich fassen, und erkennen, daß, nachdem ich über's Ganze im Reinen bin, es thöricht wäre, über einzelne Theile meines verlornen Paradieses mich in unnütze Klagen zu verlieren. Ich nahm mir das um so mehr vor, als solche Erinnerungen, wenn sie recht lebhaft wur-

den, mir mehr als einmahl körperliche Leiden zuzogen, und meine Lieben in Sorge versetzten. Aber ungehorsam schweift dennoch zuweilen die Phantasie in die Gefilde verbothener Seligkeit zurück, und weidet sich mit schmerzlicher Lust an ehemahligen Freuden.

She makes a scourge of past prosperity
To sting thee more and double thy distress. *)

Wie wahr ist dieser Ausspruch des englischen Dichters!

Neuenbach hat sich während meiner Krankheit unauslöschliche Ansprüche an meine Dankbarkeit, wie an mein Wohlwollen, erworben. Kein Bruder, ich muß leider sagen, kein zärtlicher Gemahl hätte mehr für das Weib seiner heißesten Liebe thun können. Mit so viel Bescheidenheit als Zartgefühl machte er keinen seiner Dienste geltend, und war glücklich, wenn ich mir seine Opfer freundlich gefallen ließ, was mir noch rührender war, als alle Dienste und Opfer. Jede Verschlimmerung oder Verbesserung meines Zustandes spiegelte sich treu und sichtbar in seinen Zügen, und zeugte von der Gewalt, mit welcher seine Seele jeden Anschein von Furcht

*) Young.

oder Hoffnung ergriff. Jetzt sind wir auf dem Lande. Er besucht uns oft, er begleitet, er belebt, kann ich wohl sagen, unsere einsamen Spaziergänge, unsere stillen Abendstunden. Er ist ein vorzüglicher Mensch. Ich muß ihn achten, wenn ich anders für das Gute Gefühl und Würdigung haben kann; aber, ach Rosalinde! dieses eigensinnige Herz kennt nur Ein Ideal männlichen Werthes, und Neuenbach gleicht diesem nicht. Das ist der ganze Vorwurf, den ich ihm machen kann. Er würde tausend Mädchen hinreißen, beglücken können; in mir erregen alle seine Vorzüge nur stillen Dank und leise Achtung. Kann ich dafür? Kann ich mein Herz, das seit Jahren, von einem unwiderstehlichen Zauber ergriffen, verlernt hat, etwas außer diesem schön und würdig zu finden, nun zwingen, sich plötzlich einem fremden Maßstab zu fügen, und lieben zu lernen, was es nur schätzen kann?

Sieh, Rosalinde, wie abermahls die rebellische Phantasie mit der besseren Erkenntniß ungestüm dahineilt. Ich breche ab; denn ich kann doch von nichts schreiben, was mich nicht auf den Einen Gedanken führte.

Sechs und dreyßigster Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z** an Gräfinn Herminie von S*.

Paris den 1. May 1809.

Sie muß heirathen, ich sage dirs. Die Dirne muß ihm auf ewig verloren seyn! Sonst kommt kein Friede, keine Klarheit in sein Herz, und, was ich vorhabe, kann sonst nicht geschehn. Schreibe an Dümesnard! Er hat Sachen von größerer Wichtigkeit unterhandelt, als die Vermählung eines obscuren Geschöpfes ist; er hat Geschäfte siegreich zu Ende geführt, an deren Möglichkeit die Geschicktesten verzweifelten. Wie sollte ihm dieß mißlingen? Was er bedarf, laß ihm auf meine Rechnung anweisen; und daß es sein Nachtheil nicht seyn soll, wenn ich durch ihn meinen Zweck erreiche, das kannst du ihn aus eigner Erfahrung versichern.

An unserm Hofe ist, Gott weiß wem? der unselige Einfall gekommen, Elmwald ein Geschäft zu übertragen, das ihn für einige Zeit nach dem südlichen Frankreich führt. Es ist genug, daß ich nicht zu Hause war, damit Alphonsens Feinde freyes Spiel hatten. Er war in Verzweiflung, als er, eben in meinem Zimmer, die Depesche erhielt, und erbrach. Der Mann, der sich sonst so streng zu beherrschen vermag, stand wie niedergedonnert, und bedurfte einer Weile, um sich zu sammeln und Worte zu finden. Das hätte ich nicht erwartet, und sagte es ihm offen. Er sah mich einige Augenblicke starr an, ohne, wie ich glaube, zu verstehn, was ich sprach. Endlich lösete sich seine Erstarrung in einzelne Laute: So weit weg! Und auf so lange Zeit! Nur zu schnell verstand ich den Sinn dieser Worte, und wandte mich beleidigt von ihm ab. Er schien es nicht zu bemerken, schwieg noch eine Weile dumpf, sprang dann auf, und empfahl sich. Ich sah ihm erstaunt nach, ich wollte ihn zurückrufen — er war verschwunden. Fünf Tage blieb er weg. Unpäßlichkeit war der Vorwand, hinter welchem er seine trotzige Entfernung barg. Gestern, als er wieder erschien, fand ich ihn bestimmt, wie

immer, und entschlossen, sogleich nach Marseille abzugehn. Das ist nicht nach meinem Sinn. Ich will ihn nicht von mir entfernt wissen, ihn nicht, außer dem Bereich meines Einflusses, den Erinnerungen an eine nur noch zu lebendige Neigung in seiner Brust überlassen. Ich will mit nach dem Süden Frankreichs, in's Land der Troubadours und der Gaya sciencia, das zu sehn mich lang gelüstet hatte. Aber auf der Stelle abzureisen, ist mir nicht möglich; und so soll er warten, bis ich mit den nöthigsten Voranstalten fertig seyn kann.

Indessen konnte ich aus dem Schrecken, den ihm jene Depesche verursachte, wie aus der dumpfen Ergebung, mit der er sich jetzt in ein unausweichbares Geschick füget, deutlich erkennen, daß der Gedanke, von dem Gegenstand seiner eigensinnigen Anhänglichkeit nun wieder durch einen weiteren Raum und auf längere Zeit geschieden zu seyn, die vorherrschende Qual seiner Brust war. Ich hatte Gewalt genug, ihm dieß nicht zu zeigen; aber ich sehe daraus, wie aus dem Ton ihrer Briefe, die in meinen Händen sind, wie nothwendig es ist, völlig trennende Elemente, die keine Möglichkeit der Vereinigung mehr zulassen, in dieß Verhältniß zu bringen. Was

bisher geschehen, die Aufhebung ihrer Correspondenz, und das nachtheilige Licht, in welchem Lucie dadurch vor ihm erschienen, hat nicht so viel bewirkt, als ich hoffte. Es hat nicht seinen Stolz gereizt; es hat ihn nur tief gekränkt, ohne ihm die Kraft zu geben, sich aus diesen Banden loszureißen. Daher muß man seiner Schwäche zu Hülfe kommen, die freylich in einem Gemüthe, wie das seinige, eine unglaubliche Erscheinung ist, und einen förmlichen Bruch von ihrer Seite veranlassen. Sie soll gezwungen werden, irgend einem andern Freyer, der sich ja bey dem reichen, und, wie Dümesnard berichtet, noch immer hübschen Mädchen leicht finden wird, ihre Hand geben; sie muß durch fremde Gewalt, oder eigene Treulosigkeit aus aller Möglichkeit gerückt seyn, Alphons ihre Hand zu geben, wenn er sich für wahrhaft frey halten, und einem neuen besseren Eindruck, der in seiner Brust aufkeimt, nicht länger eigensinnigen Widerstand leisten soll.

Ich kann nicht mehr ohne ihn leben. Ich habe dir das mehr als einmahl geschrieben. Der Aufenthalt in Paris, wo die Gewohnheit, ihn beynahe täglich zu sehn, tausend zauberische Fäden zwischen uns anknüpfte, macht mir

die Vorstellung, ihn zu entbehren, ganz undenkbar; mein Geist faßt sie so wenig als die der Vernichtung. Auch wären beyde Begriffe so ziemlich eins für mich.

Bey diesem Gefühl, das mich beherrscht, und das, ihm wenigstens ahnen zu lassen, mich kein unzeitiger Stolz verhindert, weil ich es unrecht fände, mich der Sympathie zu schämen, die mich an den vorzüglichsten Mann, den ich je gekannt, bindet — bey dieser Stellung meines Wesens gegen ihn wäre es eine Art Frevel an der Natur, zu zweifeln, ob er auch für mich fühlt. Er muß mich begreifen, weil ich ihn verstehe; er muß das heilige Geheimniß ahnen, das unsre beyden Seelen zu Einer macht, und ich bin überzeugt, daß es nur jene Vorurtheile sind, welche ihn an der vollen Anerkennung dieser Wahrheiten hindern. Sind sie einmahl dadurch zerstreut, daß seine Geliebte einem Andern pflichtmäßig angehört, — das Wort hat zauberische Macht auf so strenge Gemüther wie Alphonsens — dann wird ihn nichts mehr hindern, das innerste Wesen meiner Seele zu erkennen, und sich zu überzeugen, wie sehr sein Gefühl bisher in der Irre geschweift hat.

Ich vertraue auf frühere Erfahrungen, auf so manchen Sieg, den ich, mit, und oft ohne Willen, über trotzige Männerseelen davongetragen. Alexandrine von Z** darf sich ohne Täuschung und ohne Eitelkeit schmeicheln, ein freygegebenes Herz entzünden, beglücken, und fest halten zu können.

Sieben und dreyßigster Brief.

Alphons Elmwald an Lucie Florheim.

Marseille den 16. May 1809.

Es sind fünf Monathe, Lucie, seitdem ich nichts mehr von Ihnen gehört, kein Zeichen der Erinnerung mehr von Ihrer Hand empfangen habe. Daß Sie wenigstens einige meiner Briefe erhalten haben, weiß ich zuverläßig durch postämtliche Zeugnisse. Sie haben mir also aus irgend einer Ursache nicht antworten wollen. Ich vermuthe sie, ohne Ihr Geheimniß durchdringen, ohne Ihr Zartgefühl durch dessen Aussprechen kränken zu wollen. Es läßt sich begreifen, daß Ungewißheit der Zukunft, unaufhörliches Hinausrücken des einst gewünschten Zieles, und stets erneute Schwierigkeiten auch den

treusten Sinn erschüttern, die standhafteste Beharrlichkeit ermüden können. Bieten sich nun von der andern Seite Verhältnisse milderer Art, heitere Aussichten auf ein würdiges Glück dar, gesellen sich hierzu Überredung oder Wünsche theurer Personen, so erzeugt sich ein qualvoller Kampf, der schon darum, weil es ein Kampf ist, die Lösung der verworrenen Fäden auf irgend eine Art wünschenswerth macht. Was in meiner Macht steht, diese Qual von Ihrem Herzen zu nehmen, sey hiermit gethan. Eine neue Reise in Geschäften meines Herzogs hat mich nach dem mittägigen Frankreich geführt. Wie lange mein Aufenthalt hier währen wird, steht nicht in meiner Macht zu bestimmen.

Bey dieser Unsicherheit der Verhältnisse fühle ich, daß es unredlich seyn würde, noch länger das Fortbestehen einer Verpflichtung ansprechen zu wollen, die einst unter ganz andern Aussichten übernommen wurde. Empfangen Sie, verehrtes Mädchen, hiermit feyerlich Ihr einst gegebenes Wort zurück! Ich kann unter den jetzigen Umständen keinen Gebrauch davon machen, und würde es überhaupt nie anders, als mit Ihrer freyen Zustimmung. Sie sind ganz ungehindert. Jede Verbindlichkeit, die Sie viel-

leicht allzugewissenhaft noch gegen mich zu haben glauben könnten, ist hiermit gelöst. Schalten Sie über Ihre Hand, wie über Ihr Herz, nach freyer Willkühr, und seyen Sie versichert, daß, welches auch Ihr und mein Schicksal in der Zukunft seyn möge, die hohe Meinung, ja die Verehrung Ihres Werthes, ein bleibendes Gefühl in meiner Seele seyn wird!

Die Nebenbuhler.

Von

Caroline Pichler,

geborenen

von

Greiner.

Zweyter Band.

Wien, 1821.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Die Nebenbuhler.

Zweyter Band.

Acht und dreyßigster Brief.

Chevalier Dümesnard an die Gräfinn Herminie von S**

D..g den 19. May 1809.

Vor ein paar Tagen habe ich Ihre kathegorische Depesche, oder vielmehr den Imperativ unserer tief in Liebesnetze verstrickten Fürstinn erhalten. Sie muß heirathen! So beginnt die herrschende Alexandrine, und trägt mir kurz und gut dieß Geschäft, wie den Ankauf eines Hauses, auf. Zwar sollte die Schmeicheley, welche gleich darauf folgt, mich bestechen, und geneigt machen, den lieblich eingekleideten Auftrag für minder schwierig anzusehn. Aber bey aller Ehrfurcht für den Befehl einer hohen und schönen Frau, und bey aller Reizbarkeit meiner Eitelkeit für ein Lob aus so schönem Munde,

fühle ich doch, daß die mir angesonnene Aufgabe unendlich schwierig ist, und daß ich nicht versprechen kann, sie gewiß auszuführen. Sie muß heirathen! Wie geschwind fünf zierliche Finger diese drey Worte hinschreiben! Und wie das blonde Köpfchen, das sie dictirte, so gar nichts von den Schwierigkeiten ahnet, die sich erheben, wenn jene todten Buchstaben in's Leben treten sollen! Das ist die Eigenheit der Großen. Das Glück, die Menschen haben sie verwöhnt. Jenes gab ihnen so viele Mittel, jeder ihrer Launen zu folgen; diese fanden sich stets so bereit, die noch übrigen Hindernisse aus dem Wege zu räumen, Berge zu ebnen und Thäler aufzufüllen, daß der Kreis des Möglichen sich für sie in's Unendliche erweitert, und sie meinen, auf gerader gepflasterter Straße bis in den Mond wandeln zu können, wenn ihnen einmahl von einem solchen Spaziergang träumen sollte. Sie muß heirathen! Ich mußte lachen, als ich diesen peremptorischen Ausspruch so trocken hingeschrieben sah. Und wenn sie nun nicht heirathete! Was würden Ihre Durchlaucht thun?

Indessen umsonst soll mich eine schöne Frau nicht gelobt, und eine andre gebethen ha-

ben; und wir wollen versuchen, was sich thun läßt. Auch die Götter im Olymp nehmen mit unserm guten Willen vorlieb. Sollten es die Erdegöttinnen nicht?

Es dämmert eine Art von Plan vor meiner Seele, und ein günstiger Zufall, der mir eben heute einen Brief in die Hand führte, der, wie von dienstbaren Geistern, für unsre Absicht geschrieben scheint, soll mir als ein Unterpfand des Glückes dienen, das meinem Bestreben freundlich zulächeln will. Die kleinen Manöver, welche wir uns von Zeit zu Zeit mit den Briefen der bewußten Personen erlaubten, haben es endlich dahin gebracht, daß beyde Verliebte einander zu mißtrauen anfangen, und er nun mit einer förmlichen Zurückgabe ihres Wortes auftritt. Es wäre auch sonst sehr begreiflich, daß er den Anfang zur Auflösung eines veralteten Bandes machte. Ihn mag es wohl am meisten gedrückt haben. Aber es ist für uns von unschätzbarem Werth, daß er es gethan, und der Brief sollte mit Gold aufgewogen werden. Den soll das schmachtende Täubchen haben, den allein von zehn oder zwölfen, die in meine Hände fielen; aber nicht, ehe die gehörigen Veränderungen daran vorgenommen worden. Lächer-

lich war mir's doch, was er von den postämtlichen Zeugnissen schreibt. Ja freylich bekam er die Recepissen und die Unterschrift glich Luciens Hand. Wer sie unterschrieben, brauchte er nicht zu wissen. Sie soll das jetzige auch unterfertigen, und, bey Gott! er soll keinen Unterschied der Schriftzüge erkennen, so wenig, als sie eine Ahnung davon hat, daß ein Brief, den sie unmittelbar von der Post zu erhalten meint, früher in meinen Händen gewesen, von mir gelesen, und einige Worte geändert worden sind. So steht nun statt eine neue Reise in Geschäften des Fürsten — eine neue Reise in Gesellschaft der Fürstinn, und weiter unten statt: unter den jetzigen Umständen — unter den jetzigen Umgebungen. Sie sehen, es kam nur auf ein Paar Buchstaben an; und diese Umgebungen sind ein modernes vieldeutiges Wort, es läßt sich bequem allerley darunter begreifen, und nichts ist unserm Zwecke förderlicher, als unbestimmte Ausdrücke.

Es thut mir ordentlich leid, daß Lucie jetzt nicht in der Stadt ist, und ich den Genuß, die Wirkungen meiner Gabe Gift mit langen Zügen auf ihrem Gesicht zu lesen, bis nächsten

Sonnabend verschieben muß, wo ich dem dienstbeflissenen Neuenbach versprochen habe, einmahl mit ihm nach Erlhof zu fahren. Dem armen Schlucker können jetzt Rosen blühen; er ist eine Hauptfigur auf meinem Gemählde.

Florheim liebt das Geld unmäßig, die Hoffnung großen Gewinnstes reizt ihn leicht, auch zu gefährlichen Speculationen. Die Continentalsperre kommt da sehr gelegen; es läßt sich etwas mit Colonialwaaren thun. Ich weiß eine Parthie, die an einem sichern Orte liegt, und nur eines muthigen Schmugglers bedürfte, um hereingebracht und äußerst vortheilhaft abgesetzt zu werden. Ein Wink, zu rechter Zeit hingeworfen, kann den Alten locken. Neuenbach muß ebenfalls die Hand in's schmutzige Werk stecken, um mit schwarz zu werden. Sein freysinniger Haß gegen Napoleon, den er nie ermangelt, einen Tyrannen zu nennen, wenn Niemand von den französischen Behörden gegenwärtig ist, soll angefacht, und ihm das Contrebandierswerk als eine republicanische Großthat vorgestellt werden. Gelingt der Plan, und ist das Gold gewonnen, dann erkauft der Vater die Verschwiegenheit des Mitwissenden durch die Hand der Tochter, und Lucie, von dem ersten Geliebten aufgeopfert, am

Rande der alten Jungferschaft, wird ohne grosses Sträuben sich dem Geboth fügen, das sie von der Schmach rettet, unverheirathet zu sterben, und sie überdieß als Opfer kindlicher Pflicht in geziemender Romanenverklärung darstellt.

Das sind ungefähr die Umrisse meines Entwurfes. Wie ich ihn ausführen werde, steht bey der Zeit, der Gelegenheit, und der — Thorheit meiner handelnden Personen. Wer darauf zählt, irrt selten. Schreiben Sie der allzuzärtlichen Herrinn also, daß, so seltsam ihr abrupter Befehl klingen mag, ich doch die Hoffnung nicht aufgebe, ihm Folge leisten zu können, und daß ich mich darauf freue, meine Belohnung, oder wenigstens meinen Dank — wenn auch nicht ganz in dem Sinne, in dem es die Reizende gemeint haben mag, von ihr selbst vielleicht in Kurzem zu hohlen!

Neun und dreyßigster Brief.

Lucie Florheim an Rosalinden.

Erlhof den 7. Junius 1809.

Das beyliegende Blatt ist die Abschrift eines Briefes von demjenigen, den ich einst, und lange Zeit meinen Freund nannte. Ich erhielt ihn vor einigen Tagen. Der Traum ist entflohn, ich bin erwacht. Klagen kann ich nicht. Das war mir nur so lange eine Erleichterung, als eine Änderung oder Verbesserung meines Schicksals möglich war. Es war, glaube ich, die leise Stimme der Hoffnung, die, was sie anders wünschte, mit der Zeit durch Bitten und Klagen vom Himmel zu erhalten hoffte; es war der wehmüthige Rückblick der Erinnerung auf eine schönere Vergangenheit, in welcher die Seele eine Art des Trostes bey der Kälte und Unzulänge-

lichkeit der Gegenwart suchte, weil sie hoffte, ihr Paradies einst wieder betreten zu können. Das ist vorbey. Diese letzten Tage waren die schmerzlichsten meines Lebens. Ich hätte es nicht vermocht, irgend etwas zu thun, irgend Jemand zu sprechen, oder auch nur zu sehn. Unter dem Vorwand eines Rückfalls von Schwäche und Angegriffenheit, den man der Kaumgenesenen gern glaubte, hielt ich mich in meinen Zimmern verschlossen, und streifte nur manchmahl ganz allein durch die tiefdunkle Waldung, die unser Gütchen nah umkränzt. Alle Begleitung, alles Gespräch war mir peinlich, selbst das meiner Geschwister. Jeder äußere Eindruck, der auf irgend eine Art fremd und kalt in das erschütterte Gewebe meiner Gedanken griff, erregte mir empfindlichen Schmerz, so wie ich mich erinnere, daß in den ersten Tagen meines Aufkommens nach meiner Krankheit jeder hellere Lichtstrahl, jeder lautere Ton verletzend durch die zitternden Sinne drang.

Was eigentlich in dieser Zeit in meinem Gemüthe vorgegangen, kann ich nicht sagen; es war überall Dunkelheit, und überall Schmerz. Nun stehe ich oft verwundert vor meinem eigenen Ich, und frage mich, ob ich denn dieselbe

bin, die ich vor fünf Jahren, die ich noch im vorigen Herbste war?

Einige Mahl in den letzteren Tagen kam es mir vor, als sey mein Verstand irre geworden. Ich konnte meinen Gedanken nicht, wie sonst, gebiethen; es drängten sich mir Ideen auf, die ich nicht als die meinigen erkennen konnte. Glaubst du, daß mich das erschreckte? Vielleicht war es ein neues Zeichen der Geistesverwirrung. Es war mir, als sollte ich mich darüber freuen. Neuenbach hat uns zweymahl während jener Periode in Erlhof besucht. Ihn zu sehn war mir ganz unmöglich, ihn, der mich liebt, heiß, treu und bescheiden, und dessen Liebe zu erwiedern, schlechterdings nicht in meiner Macht steht. Je wärmer ich ihn fände, je schneidender dränge der Gedanke des furchtbaren Widerspiels durch mein Herz. Jetzt aber werde ich ihn doch bald empfangen müssen. Ich schaudre davor. Sie sollen mich in Ruhe lassen; ich bin ein abgeschiedner Geist, der nicht mehr in diese Welt gehört, und, wie ein solcher, des ruhelosen, zwecklosen Herumwandelns herzlich müde.

Der Tod war mir so nahe. Warum hat er den geknickten Halm vollends abzusicheln verschmäht? Es kommen mir allerley Antworten,

von Prüfungszeit, irdischer Läuterung, Aufopferung für Andre, für Vater, Geschwister, denen ich etwas seyn könnte. Es flüstert sie mir Etwas in meinem Innern zu, aber sie verhallen an dem dumpfen Sinn, der keine davon aufzufassen im Stande ist. Vielleicht komme ich doch noch dahin, wenn der jetzige Zustand der Vernichtung aufhört. Mein Vater war glücklicher Weise die letzten Wochen gar nicht in Erlhof. Er hat sehr wichtige Geschäfte, erzählte Neuenbach den Schwestern, die ihn Tag und Nacht in Anspruch nehmen. Was sich die Menschen doch abmühen können, Geld zu erwerben! Doch sind sie nicht im Stande, mit Millionen auch nur Einen Augenblick der Vergangenheit zurück zu erkaufen! Auch Neuenbach soll zerstreut, verstört gewesen seyn. Es schien Fanny, als wäre es nicht bloß die Sorge um mein Befinden, was ihn beschäftigte; es war, sagte sie, als beherrsche ihn eine fremde, unangenehme Idee, und er gäbe sich Mühe, heiter und auf die Gegenwart aufmerksam zu scheinen.

Es wird ihm nicht an Kummer fehlen; er ist ja ein Mensch, und einer der Besten. Schon daß er liebt, wo ihm keine Erwiederung werden kann, ist Unglück genug. Ich habe oft darüber

nachgedacht, warum ein so zerknicktes Wesen, das eigentlich seit längerer Zeit nichts gewesen, als eine Zielscheibe für die Pfeile des Schicksals, warum so ein Wesen, das nun einmahl hienieden nicht glücklich seyn darf, nicht die Macht haben sollte, gleich auch die Leiden seiner Lieben auf sich zu nehmen? Ob in dem nun einmahl verkummerten Daseyn ein Paar Dornen mehr oder minder stehn — was liegt daran? Und den Andern wären sie erspart!

Könnte ich nur sagen, ich litte für Vater, für Geschwister, für dich, allenfalls auch für Neuenbach — denn er hätte es wohl um mich verdient — so hätte mein Leiden doch einen erhebenden Zweck! Aber so!

Ich soll Briefe erhalten, Recepissen unterfertigt haben! Welche armselige Erfindung, um einen Treubruch zu beschönigen! Warum wird denn in diesem Abschiedsbrief zum erstenmahl der Fürstinn ganz ohne Rückhalt erwähnt, und daß die Reise in ihrer Begleitung die Aufhebung unseres Verhältnisses nothwendig macht? Wer das nicht verstünde, er müßte mehr als fühllos, er müßte ganz eigensinnig und unaussprechlich gemein seyn, um wider den Willen des erkalteten Freundes noch in einem Bunde zu beharren,

der längst keinen Sinn mehr hat! Und was sollen diese Anspielungen auf Neuenbach? Sollte Elmwald ihn und mich nicht näher kennen, um solche Vermuthungen in's Reich der Träume zu verweisen?

Ich habe nicht geantwortet. Ich werde es nie. Die Unterschrift auf dem Recepisse bestätigt ihm den sichern Empfang. Mehr bedarf es nicht; denn die Antwort, die einzig mögliche, liegt darin. Leb wohl, Rosalinde! Mein Kopf ist müde.

Vierzigster Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

D..g den 6. Junius 1809.

Was ist das für eine Welt, Raphael! und wie arbeiten niedrige Leidenschaften und wilde Triebe nur dahin, was der Schöpfer so schön gebildet, was zum Glücke des Menschen bestimmt war, in Gift und Entsetzen zu verkehren! Was könnte die Erde für ein seliger Aufenthalt guter Geschöpfe seyn, und welch ein Gefangen- und Irrenhaus schlechter, verkehrter Geister ist sie nicht! Habsucht, Eigennutz, Sinnlichkeit, Eitelkeit treiben ihre Bewohner mit Schlangengeisseln ruhelos umher, und weh den Reinen, die in dem Tumult jener rohen Gewalten ihr ganzes Erdenglück und sich selbst wehrlos zu Grunde gehen sehn müssen!

Der Frühling ist jetzt in seiner ganzen holden Jugendkraft und himmlischen Fülle auf diesen Fluren entfaltet. Alle Anger stehn voll Blumen, alle Büsche am Wege voll Rosen, an den Baumzweigen bildet sich ein Reichthum künftiger Früchte aus, Nachtigallen jauchzen von glücklicher Liebe in der Nacht frischumlaubter Äste, tausend selige Paare singen ihre Freude aus den Wäldern, oder brüllen sie von fetten Triften uns entgegen, die ganze Natur ist Mittheilung, Liebe, Seligkeit. Nur der Mensch steht kalt, berechnend, schroff, grausam mitten unter jenen unschuldigen Freuden, und sinnt darauf, wie er sich auf Kosten seiner Mitgeschöpfe, nicht Glück, sondern niedrigen Genuß verschaffe, und opfert alles, was in seinen Bereich kommt, seinen selbstischen Trieben.

Wie wahr ist Schillers Wort:

Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Was in den letzten Tagen um mich vorging, darng mir diesen feindseligen Gedanken auf. Es geschieht so Manches, was ich verabscheue, was ich hindern möchte, und nicht hindern kann, und wovon ich nichts als Verwirrung, ja Unglück vorhersehe.

Luciens Vater, sonst ein streng redlicher Mann, ward von seiner Liebe zum Gelde verleitet, sich in ein eben so gefährliches, als, nach meinem Gefühl, ungerechtes Geschäft einzulassen. Ihn treibt, wie er sagt, die Liebe zu seinen Kindern, der Wunsch, bey den jetzigen, dem Handel so ungünstigen, Zeiten ein Capital zu erringen, wovon er ihnen Landbesitz kaufen, und so ihre Zukunft sichern will. Mir scheint das ein Vorwand, mit dem er Andre, und vielleicht auch sich täuschen möchte. Sein Vermögen ist jetzt schon so bedeutend, daß ein Theil desselben, aus der Handlung gezogen, zu jenem Zwecke hinreichen würde. Auch ist Erlhof ein Besitzthum, das, gut verwaltet, eine Familie zur Noth erhalten könnte. Aber der in glücklichen Speculationen ergraute Kaufmann kann den Gedanken nicht fassen, seine Geschäfte einzuschränken. Ich habe widerrathen, gebethen, ihm die möglichen Folgen, die Gefahr, der er seine Familie aussetzt, vorgestellt. Vergebens! Die Zuversicht auf seine Klugheit und seine Maßregeln ist so groß, d. er meine Einwendungen als Ängstlichkeit verachtet, und jenes Geschäft schon für gelungen ansieht.

Was mich ärgert, ist, daß das unselige Pro-

ject von einem Manne herrührt, dem ich in Dingen des Weltlebens stets die größte Umsicht zugetraut habe. Ein unglückliches Wort, das Dümesnard neulich fallen ließ, warf den ersten Funken in Florheims Seele. Ich sah die Wirkung, die es machte, auf der Stelle mit Schrecken ein. Ohne es scheinen zu wollen, hielt Florheim den Gegenstand fest, und kam oft wieder darauf zurück, wenn Dümesnard davon absprang, oder ich, um das Gespräch abzulenken, etwas anderes auf die Bahn brachte. Dümesnard äußerte sich nach seiner Art, originell, scharf. Ich kenne seine Denkart, ich weiß, wie sehr sein freygesinnter Geist unter der allgemeinen Unterdrückung des Menschengeschlechts leidet; aber was bey Einem sich zur vergeblichen Klage, bey Andern zu dunkelm Haß ausbildet, der über Rachegedanken brütet, spricht sich bey ihm als kalte Ironie aus, die ihm die ganze Welt und ihr allmächtiges Treiben als eine Zucht- und Buß-Anstalt des Schicksals betrachten macht, das die Sünden und Thorheiten dreyer Jahrhunderte ohne Glauben, Kunst und Kraft an den entarteten Enkeln rächt. Er haßt Napoleon; und was dahin zielt, seiner Despotie einzeln oder im Ganzen Eintrag zu thun, ist ihm willkommen.

So sieht er, was Florheim beabsichtigt, nicht in so abschreckendem Lichte. Mich aber dünkt es Unrecht; es läuft deutlich ausgesprochenen Verträgen und beschwornen Gesetzen zuwider, und darum soll es nie, und von Niemand geschehen!

Was Dümesnard über die Zulässigkeit solcher Handlungen überhaupt spricht — von Florheims Absichten weiß er nichts — hat mich nicht befriedigt. Es ist Sophisterey, und hält die strenge Untersuchung eines redlichen Herzens nicht aus. Gegen Florheim habe ich mich deutlich erklärt. Ich habe mich jeder Theilnahme geweigert; doch Treue und Verschwiegenheit habe ich ihm feyerlich zugesagt, und mein Entschluß steht fest, sollte er unglücklich seyn, ihn und die Seinen nie zu verlassen.

Lucie! Theures, unglückliches Mädchen! Warum steht es nicht in meiner Macht, dich rettend diesem Sturme zu entziehn, und in meinen Armen zu bergen? Warum stößest du ein treues Herz eigensinnig zurück? — Doch nein! Das thut sie nicht. Sie ist mir so wunderhold, so gut! Es ist mir, seit sie genesen, ein schöner Stern in ihrer Freundlichkeit aufgegangen, und an was ich nicht mehr denken durfte und wollte,

regt sich jetzt wieder mit dem erwachenden Leben der Natur in mir; ihre sichtliche Achtung, ihre vermehrte Theilnahme beleben die schwachen Keime der Hoffnung, und leise Stimmen flüstern mir zu: Vielleicht!

Elmwald lebte bis jetzt fortwährend mit seiner reizenden Herzoginn in Paris, und soll, so sagt Dümesnard, jetzt mit ihr eine Reise in das mittägige Frankreich angetreten haben. In Paris hat er sich durch die Gewandtheit und das Glück, womit er die eben so schwierigen als wichtigen Geschäfte seiner Mission führte, ungemeine Verdienste um seinen Hof erworben, so, daß er die Hoffnung nähren darf, trotz seiner bürgerlichen Herkunft, durch jene sowohl, als durch die Gunst der Fürstinn, vielleicht bey seiner Rückkehr den Platz des alten Ministers, der sein bitterster Feind war, zu erhalten. Das ist nun freylich für seinen aufstrebenden Ehrgeiz eine schimmernde Aussicht, und für diese wirft ein Mensch, wie er, wohl ein arglos vertrauendes Mädchenherz hin. Auch neuerdings muß wieder Etwas geschehen seyn, wodurch er mittel- oder unmittelbar ihr allzu weiches Herz verwundet hat. Ich war nun zweymahl in Erlhof. Einmahl begleitete mich Dümesnard; aber

Lucie war nicht zu sehn. Fanny sagte mir, sie habe einen heftigen Anfall von Fieber gehabt, und man habe eine Recidive gefürchtet. Seitdem habe sich ihr Körper erhohlt, aber ihre Seele scheine tief zu leiden. Sie will Niemand sehen, kaum ihre Geschwister, und sie hat Fanny weinend gebethen, ihr den einzigen Trost ihres Kummers, die vollkommenste Einsamkeit, für einige Tage zu gönnen. Was wird noch aus allem diesem werden? O hatte ich nicht Recht, wenn ich am Eingange dieses Briefes sagte, daß die Menschen es sind, welche durch ihre Verderbtheit die Schönheit der Schöpfung entheiligen!

Ein und vierzigster Brief.

Alphons Elmwald an seinen Bruder.

** bey Genf, den 10. Julius 1809

Ich bin frey. Die Ketten sind gesprengt. Wozu sie länger tragen, wenn kein Ziel am Ende der mühsamen Bahn den Kämpfer für die Entbehrungen der Gegenwart durch die Aussicht auf eine lohnende Zukunft entschädigt? Meine Zukunft ist weggebrochen; wie in eine unermeßliche Finsterniß blickt mein starres Auge in die weitere Fortsetzung dieses öden Daseyns hinaus, das den Nahmen Leben nicht verdient.

Es sagt uns die Philosophie, es lehrt uns der Glaube, daß diese Erde nur eine Herberge und wir die Pilger seyen, welche durch die vorübergehenden Beschwerden der kurzen Wanderung sich eines schöneren Jenseits in unvergäng-

licher Seligkeit würdig machen sollen. Der Schmerz ist kurz oder leicht, prahlt die Stoa. Die Leiden dieser Zeit kommen nicht in Vergleich mit der Herrlichkeit, die einst an uns soll offenbar werden, tröstet die Religion. Erhabene Sätze für den Glücklichen, oder mindest den Ruhigen! Aber der Weg ist nicht so kurz, die Pilgerschaft nicht so schnell zurückgelegt. Zwanzig bis dreyßig Jahre, unter lähmenden Schmerzen hingeschmachtet, dehnen sich zu einer furchtbaren Ewigkeit aus. O ihr glücklichen kalten Philosophen! Ihr von keinem irdischen Band der Leidenschaft berührten Frommen, denen ihr Stand in früher Jugend die Abstreifung aller weltlichen Neigungen zur Pflicht machte, und die ihr in ruhiger Vereinzelung kein anderes Streben als nach dem Himmel kennt! Ihr konntet solche Lehren geben; aber wer kann sie befolgen?

Ich habe Lucien ihr Wort zurück gegeben. Ich mußte es. Mein düsteres Schicksal soll sie nicht mit in seine bodenlose Tiefe ziehn. Daß sie es nur gezwungen theilen würde, beweiset ihr Stillschweigen seit den letzten fünf Monathen, so wie kein Zweifel darüber bleibt, daß sie meine Briefe erhalten; denn ich besitze die

postämtlichen Zeugnisse, von ihrer Hand unterzeichnet, die mir nur zu wohl bekannt ist. Ich weiß, daß Neuenbach sie liebt, daß sie ihm schon voriges Jahr herzlich gut war. Er ist ihres Vaters Liebling, ein liebenswürdiger edler Mensch. Er hat Vermögen, er kann ihr seine Hand sogleich biethen, und wird sie den Armen ihres Vaters nie entziehn, der dieß zur unerläßlichen Bedingung bey der Wahl seines Schwiegersohnes macht. Kann ich diesen tadeln, daß er seine jüngern Kinder nicht ihrer zweyten Mutter berauben lassen will? Könnte Luciens Stelle je durch eine Andre ersetzt werden? Du siehst, es ist unausweichbar. Ihr Gelübde mag sie genug gequält haben. Wie oft hat sie in früherer Zeit unter seiner Last geseufzt, nicht, weil das Band sie drückte, sondern weil das Geheimniß, die Eigenmächtigkeit des Schrittes, schwer auf der frommen Seele lagen! Nun ist sie frey, und jene Last von ihr genommen. So habe ich mich scheidend noch um sie verdient gemacht.

Auch ich fühle die Erleichterung von Ketten anderer Art. Die letzte Zeit in Paris war eine Zeit unaussprechlicher Qual für mich. Was mich vor einem Jahr an der blendenden Erscheinung dieser Herzoginn reizte, ihre geistvolle Un-

terhaltung, die Sonderbarkeit ihrer Ansichten, ihr Schicksal, dessen unglückliches Opfer sie sich so gern nannte, ihre Launen selbst und ihre Schönheit — erscheint mir nun in ganz anderm Licht. Der Zauber dauerte kurze Zeit, ich sah in **bad schon ziemlich hell; jetzt war der stete Umgang mit ihr mir peinlich, und zuletzt unaushaltbar. Sie ist eine eitle herrschsüchtige Frau, nie gewohnt, ihre Launen, wie ihre Leidenschaften zu zügeln, die in jedem Gegenstand nur sich liebt. Ihre Freundinnen sind die Werkzeuge ihrer Plane, der Mann ihrer Wahl nichts, als der Gegenstand wechselnder Furcht und Hoffnung, das Mittel, ihren in verworrenem Herumtreiben ermatteten Geist zu beleben, ihm angenehmes Gefühl und Beschäftigung zu geben.

Als jene Depesche kam, die mich nach Marseille bestimmte, war ich bey ihr. Sie hat es bey ihrem Vater so einzuleiten gesucht, daß jede wichtige Sendung an sie addressirt wurde. So mußte ich meine Aufträge jedesmahl bey ihr hohlen, und ich konnte wohl erkennen, daß Herrschsucht und Lust an Einfluß eben so viel Antheil an dieser Verfügung hatten, als der Wunsch, mich öfters zu sehen.

Dießmahl kam ihr meine Versendung sehr

ungelegen. Mich vernichtete sie; denn ich sah, wie im Lichte eines schrecklichen Blitzes, meine nächste Zukunft, was ich thun mußte, und gethan habe, Lucien ihre Freyheit zurückzugeben.

Unmöglich war es mir, in dieser Verstörung meines Geistes bey Alexandrinen zu verweilen, und ihre selbstsüchtigen Klagen, die Ausbrüche ihrer Launen, anzuhören. In der Einsamkeit einer schmerzlichen Nacht reiften meine Entschlüsse, und, bereit mich einem Auftrag zu fügen, den abzulehnen ich keine Möglichkeit sah, ging ich Morgens zur Fürstinn.

Ihr erstes Wort, wie ich eintrat, war: Nun, was sind Sie entschlossen zu thun, Alphons?

Was ich muß — gehorchen.

Und Paris verlassen?

Ich zuckte die Achseln.

Soll ich hier allein, schutz- und freundlos zurückbleiben?

Ich sah sie erstaunt an. In dem Augenblick, wo mein Lebensglück zertrümmert vor mir lag, konnte diese Frau daran denken, was ihr an Lebensgenuß und Unterhaltung abging?

Eine unendliche Bitterkeit wallte in meinem Herzen empor. Nur der Gedanke, daß Alexandrine meine Verhältnisse nicht ganz kenne, und

daher das Zerstörende jenes Auftrags nicht bemessen konnte, stimmte mich milder, und erstickte zum Theil meinen Unmuth, der mir eine sehr scharfe Antwort eingegeben hatte. Sie fuhr fort, sich zu beklagen, und nur sich zu sehn. Meine Lage kam in keinen Betracht; nur daß sie mich aus ihrer Nähe verlieren sollte, reizte ihre Empfindlichkeit auf. Sie erklärte zuletzt, daß sie nach Hause schreiben, und die Mission, so gut es möglich wäre, hintertreiben würde.

So sollte mir aus dieser unseligen Neigung noch Heilsames aufgehen? Ich überließ mich einige Augenblicke einer schmeichelnden Hoffnung. Am andern Morgen war sie verlöscht. Alexandrine hatte sich eines andern besonnen. Sie wollte mich begleiten. Ein Blitz aus heiterer Luft hätte mich nicht mehr erschrecken können. Verbannt zu seyn — weiß Gott auf wie lange! — Lucien zu verlieren, und diese Fesseln ohne Erlösung fortzutragen! Ich verstummte lange, ich fühlte mich nicht fähig, ihr zu antworten. Was sie von meinem Schweigen, von meinem sichtbaren Erschrecken gedacht haben mag, weiß ich nicht, und begehre es nicht zu wissen. Sie zürnte, das erkannte ich,

und vertheidigte mich nur schlecht gegen die Vorwürfe, die sie mir mit großer Heftigkeit machte. Nach Tische erhielt ich einen zweyten Brief vom Minister, der meine Abreise sehr dringend machte. Noch diese Nacht sollte ich aufbrechen. Meine Stellung zur Tochter meines Monarchen erlaubte mir nicht, ohne Abschied von ihr abzureisen. Ich überwand meinen Widerwillen, und ging Abends zu ihr, ihr diese Nachricht zu bringen, und ihren Entschluß zu vernehmen. Sie war aufgebracht. Ich ward nicht vorgelassen — ihre gewöhnliche Strafe, wenn ich sie durch etwas gereizt hatte. Ach, sie ahnete nicht, wie wohl sie mir mit dieser Freygebung that! Ich bestellte die Pferde, und schrieb an die Fürstinn. Sie war jetzt wirklich nicht zu Hause, sondern bey einer Freundinn auf dem Lande, auf deren Schloße Souper und Ball war. Man erwartete sie erst am nächsten Morgen zurück. Ich dankte dem Himmel, der mich auf diese Art von einer großen Verlegenheit gerettet, und reisete nach Mitternacht ab. In hastiger Eile durchflog ich Frankreich. Die paradiesischen Thäler der Provence nahmen mich auf. O wenn etwas im Stande wäre, ein wundes Herz zu heilen, diese milden Lüfte, von Orangendüften geschwän-

gert, diese Gefilde voll Rosen, diese Olivenhaine, dieser klare Himmel, der sich in unbeschreiblichen Farbentönen um die blühende Landschaft zieht, müßten es thun! Aber von irdischen Berührungen gesundet kein himmlischer Geist, und mit einem Schmerz, in dem Erhebung liegt, fühle ich in meinem Leid selbst, daß ich ewig bin, daß nur Jenseits dieser Geist finden wird, wessen er nun einmahl zu seiner Vollendung bedarf, Treue, Hingebung und wechsellose Liebe.

Ein Paar Wochen lebte ich nun in Marseille, tief in Geschäften begraben, die alle meine Kräfte in Anspruch nahmen. Von hier aus schrieb ich jenen entsagenden Brief an Lucien, und sah, wie eine Perle in's Meer, alle meine Hoffnungen in den Abgrund düsterer Vergangenheit versinken. Nicht jene Arbeiten, nicht die lebensvolle Thätigkeit einer Meerstadt, wovon man im Binnenlande keinen Begriff hat, nicht die Schönheit der Natur konnten mich auch nur einen Augenblick von meinen schmerzlichen Gedanken abziehn. Sie waren alle bey ihr! Das einzige erleichternde Gefühl gab mir die Bemerkung, daß die Fürstinn mir nicht nachfolgte, daß ich frey athmen, Herr meiner Zeit seyn, und meinen liebgewordenen Kummer hegen durfte,

wie ich wollte. O wie oft fielen mir Constanzens Worte ein:

Gram füllt die Stelle des entfernten Kindes,
Legt in sein Bett sich, geht mit mir umher,
Nimmt seine allerliebsten Blicke an,
Spricht seine Worte nach, erinnert mich
An alle seine holden Gaben, füllt
Die leeren Kleider aus mit seiner Bildung;
Drum hab' ich Ursach, meinen Gram zu lieben.

Wenn ich Abends am Gestade des Meeres wandelte, wenn mein Blick durch unermeßne Fernen glitt, die Sterne aus dem tieferen Blau hervortraten, ihr zitterndes Bild aus der spiegelglatten Meeresfläche wiederstrahlte, und mein Geist den weiten Raum maß, der mich äußerlich — die Entfremdung des Gemüthes, die mich innerlich auf ewig von Lucien trennte, wenn ein ungeheurer Schmerz an meinem Herzen riß: dann fiel es mir lastend auf, wie fremd ich mit meinem Leiden allen diesen um mich beschäftigten Menschen war, wie Niemand mich kannte, Niemand Theil an mir nahm, und ich mit dem Vater da oben ganz allein war, der auch allein wußte, zu welchen unbekannten Zwecken er diese Leiden über mich verhängt hatte.

Und kann, und darf der Sohn des Staubes hier Glückseligkeit fordern, oder auch nur er-

warten? Er darf es nicht! ist die furchtbare Antwort, welche ihm Geschichte, Erfahrung, selbst die Religion zurückgeben. Wirken muß er, Glück verbreiten, nützen, und nach Jenseits blicken. — Aber wie lange noch?

Das ist das Schmerzlichste! Wie lange noch? Zehn freudenlose Jahre — welch ein unübersehbarer Ocean! Ein Menschenleben währt gewöhnlich fünfzig bis sechzig — und ich stehe noch nicht im Dreyßigsten!

Doch ich wollte erzählen, und verliere mich zum zweytenmahl in Klagen. Also, drey Wochen war ich in Marseille, da fing ein ernster Vorsatz, erzeugt durch allerley Zufälligkeiten, durch die Widrigkeit meines Geschäftes, durch meine Stimmung, durch die tägliche Bemerkung, um welche nichtige Dinge der Mensch sich abmühet, und wie wenig der Vereinzelte zum Leben bedarf, sich an, in meiner Seele zu regen. Immer schwerer lasteten die Bande meiner Verhältnisse auf mir. Ein Abend am Ufer des Meeres, wo vor meinen Augen ein junger Mensch vom Bord eines Transportschiffes sich in die Fluth stürzte, und, aller angewandten Hülfe ungeachtet, sogleich verloren war, entschied meine Entschließung. Es war ein Conscribirter ge-

wesen, die Verzweiflung hatte ihn zu der That gebracht, er entzog sich der Last unaufhörlicher Qualen und eines aufgezwungenen Standes durch Selbstmord. Konnte er den Entschluß fassen, auf Kosten seines Lebens einen peinlichen Zustand von sich zu werfen: was wollte ich mich bedenken, meine Freyheit um den Preis einer mühsamen Existenz zu kaufen? Was bedarf ich, wenn ich nur für mich allein zu sorgen habe?

Ich schrieb auf der Stelle an den Minister, und bath um meine Entlassung, oder mindestens um Urlaub für einige Monathe, da meine Gesundheit durch anstrengende Reisen und noch anstrengendere Arbeiten gänzlich zerrüttet, und ich außer Stande sey, meinem verantwortungsvollen Dienste vor der Hand ein Genüge zu leisten. Die Fürstinn hielten ihr Unwillen gegen mich, und einige Festlichkeiten, bey denen sie, halb incognito, halb errathen, zu glänzen hoffen konnte, in Paris fest. So konnte ich darauf zählen, noch einige Wochen einsam zu bleiben, und während dieser Zeit konnte mein Vorhaben, das ich durch ärztliche Zeugnisse und alle Erforderlichkeiten unterstützte, gelingen.

Man nahm in K** mein Gesuch mit Erstaunen, aber auf mancher Seite nicht mit Un-

willen auf. Zwar der Fürst fand sich durch meinen Entschluß, seinen Dienst verlassen zu wollen, gekränkt. Das that mir weh; denn er hat stets väterlich an mir gehandelt. Auch bewilligte er diese Bitte nicht, und gab mir nur Urlaub auf sechs Monathe, nach welcher Zeit ich mich wieder melden sollte. Der Minister aber schien meinen Wunsch zu dem seinigen zu machen. Er sprach in zierlichen Redensarten sein Bedauern, einen so geschickten und verläßlichen Arbeiter zu verlieren, aus, und erklärte, daß der Rücksicht für meine Gesundheit jede andere Forderung weichen müsse u. s. w. — So kam denn mit dieser Depesche auch schon mein Nachfolger an, ein junger Mensch, den der Minister seit langem begünstigt, und immer gern an meinem Platz gesehen hätte. Froh, meines Wunsches so schnell gewährt zu seyn, übergab ich nun Geschäfte, Rechnungen, Gelder, dem neuen Ankömmling, und floh in ein reizendes Thal der Schweiz, wo mich, wie ich hoffe, Niemand vermuthen, Niemand finden wird. In Marseille gab ich ganz andere Spuren an, und das wird man auch nach K** und Paris berichten. Du, und mein Vater sollen allein wissen, wo, und wie ich lebe. Laßt es allen Übrigen, die keinen Theil daran

nehmen, ein Geheimniß bleiben! Haben sich erst in O..g die Sachen nach ihrer jetzigen Richtung fest gestaltet, ist geschehen, was ich seit sechs Monathen kommen sah, und hat mein Gemüth so viel Ruhe gefunden, daß ich hoffen darf, euch nicht zur Last zu fallen: so erscheine ich wieder unter Euch. Der Vater kann mich doch vielleicht auf seinem Gütchen brauchen. Was ich bedarf, mir zu erwerben, soll mir in keiner Stellung meiner äußern Verhältnisse schwer fallen, und für Andre habe ich nicht mehr zu sorgen.

Zwey und vierzigster Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z* an Gräfinn Herminie von S*

Straßburg den 22. Julius 1809.

Ich bin auf der Rückkehr zu meinem Vater. Das Ungeheure, Unbegreifliche ist geschehen. Noch hat mein Geist nicht Freyheit genug errungen, um Alles zu ordnen, und in den zurechtgelegten Begriffen den Faden zu finden, der aus diesem Labyrinthe führen kann. Ich erzähle dir, was ich weiß, was in seiner fragmentarischen Abgeschnittenheit, wie ein Geist aus einer andern Welt, zerstörend, schreckend in das Leben tritt. Alphons ist weg von Marseille, er hat um Urlaub, ja um seine Entlassung angesucht — und ist verschwunden.

Da stehn die Buchstaben kalt, schroff, todt;

aber ihre Bedeutung dröhnt fürchterlich hallend durch mein ganzes Wesen nach. Also entflohn! Und warum? Und wohin? Zu ihr! Das war mein erster Gedanke. Aber er ist auch dort nicht. Ich habe das zuverläßig erfahren. Und wo ist er?

Eine undurchdringliche Nacht deckt seine Spur von dem Augenblick an, als er Marseille verließ. Es kam Alles so schnell, so unerwartet! Ich hatte in Paris keine Ahnung von dem Sturme, der sich mir an den Küsten des mittelländischen Meeres bereitete. Sonst hätte ich gewacht, gehindert — o ich hätte die Welt aufgebothen, um den Einzigen zu halten!

Er ist mir unentbehrlich. Das fühlte ich in den letzten Tagen zu Paris, wo eine Aufwallung meines Stolzes über seinen kalten Abschied und seine übereilte Reise mich abhielten, ihm sogleich zu folgen. Warum habe ich es nicht gethan? Warum habe ich leichtsinnigen Aufforderungen zu Unterhaltungen Gehör gegeben? Warum mich von thörichten Einflüsterungen der Eitelkeit abhalten lassen, mich ihm zu zeigen, wie ich war, ganz das liebende hingegebene Weib, die nun einmahl außer ihm keine Seligkeit kennt, die er verwöhnt hat mit dem raschen Spiel seines Geistes, seines reichen Herzens, mit dem

Anblick seiner Liebenswürdigkeit. — Das Alles wäre nun verloren, dahin! — Nein! Nein! Es darf nicht dahin seyn! Ich muß ihn finden. Schreibe an Dümesnard! Er soll Alles aufbiethen, was seine Connerionen, seine Erfindungskraft, und mein Gold ihm möglich machen.

Am 29. Junius war er noch in Marseille. Schönhelm, den der Minister, allzudienstfertig in Erfüllung dieses Wunsches, dahin sandte, um ihn abzulösen, fand ihn sehr düster, sehr bleich, und wohl leicht so krank, als die ärztlichen Zeugnisse bestätigten. Er ließ sich Pässe nach Straßburg geben, und reisete am dritten Tage ab. Schönhelm, der kein Arges daraus hat, weil ihm Alphons alles in der lichtvollesten Ordnung übergeben, und in den letzten Tagen erstaunlich viel gearbeitet, gewirkt hatte, läßt ihn reisen, und glaubt, was jener ihm ganz ruhig sagt, daß er über Straßburg zu seinem Vater gehen, sich dort erhohlen, hierauf nach K.. kommen, und den Herzog um eine Anstellung bitten werde, die seine Kräfte, und somit seine Gesundheit weniger in Anspruch nehme. Kaum kann ich es Schönhelm verdenken, daß er nicht zweifelte. Er ist der Mann nicht, um Alphons zu durchschauen, wenn sich dieser geflissentlich

vor ihm verbergen wollte. Aber dem Minister, der aus dem alten Groll, den die Schwäche immer gegen die Kraft fühlt, Alphons seit Langem haßt, und seine Bitte mit voreiliger Gefälligkeit erfüllte, kann und werde ich das nie verzeihen!

Seit jenem Tage nun ist er verschwunden. Schon auf der fünften Post von Marseille aus verlor sich seine Spur. Ich habe Schönhelm schreiben, und ihm bey der angedrohten Ungnade meines Vaters befehlen lassen, alles aufzubiethen, um den Flüchtigen zu finden. Es blieb fruchtlos. Alphons hatte zu viel Zeit gewonnen; bis ich in Paris aus K.. seine Bitte um Urlaub vernahm, nach Marseille schrieb, und Schönhelm antwortete — waren Wochen vergangen. O ich hätte verzweifeln mögen!

Jetzt eile ich zurück, da in Frankreich für meine Angelegenheit nichts mehr zu thun, nichts zu hoffen ist. Daß er sich nach Deutschland gewendet, bleibt auf jeden Fall das Wahrscheinlichste. Hat er doch Vater, Geschwister, und die abgeblühete Schöne dort! Da muß sich auch früher oder später eine Spur zeigen, die aufzusuchen und zu verfolgen das Ziel all meines Strebens seyn soll. Was dazu gethan werden

kann, muß geschehen, und so zähle ich auch auf deine Liebe, Herminie, auf deine erprobte Treue. Du wirst die Freundinn im härtesten Kampfe mit ihrem Geschick nicht verlassen.

So schwer hat noch kein Schlag desselben, das meiner seit zehn Jahren nicht geschont hat, mich getroffen! Er zernichtet nicht bloß mein gegenwärtiges Glück — o es war so schön! — er hebt auch die Hoffnung des künftigen auf, die sonst dem Unglückseligsten bleibt, indem er den Gegenstand all meiner Wünsche und Bestrebungen in der düstersten Nacht der Ungewißheit birgt, und mir die Freyheit läßt, mich den qualvollsten Ahnungen hinzugeben. Warum ist er geflohn? War er wirklich krank? Hat ein mir unbekanntes Unglück seinen Geist verwirrt? Was wird er beginnen?

Was je quälend durch mein Leben ging, verschwindet vor der Pein dieser Ungewißheit, dieses furchtbaren Geheimnisses. Ich leide, wie ich noch nie gelitten. Wer mich liebt, muß seine Treue jetzt an mir bewähren, muß seine Kräfte anstrengen, um mich aus dieser schrecklichen Lage zu ziehn. Ich kann, ich darf das von meinen Freunden fordern.

Eine Unpäßlichkeit, die natürliche Folge ei-

ner überschnellen Reise von Paris hierher und der letzten Erschütterungen, hält mich hier in Straßburg wahrhaft folternd zurück. Was kann jeder versäumte Augenblick Unersetzliches verschulden! Daher schreibe ich dir, so viel Anstrengung mich auch jetzt ein Brief kostet, damit zu Hause und durch Dümesnard Alles geschehe, was möglich ist, und ich viel gethan finde, wenn ich, sobald es meine Gesundheit erlaubt, dem Briefe folge.

Vor allem soll Dümesnard seine Wachsamkeit über die Briefe, die Lucie erhält und absendet, verdoppeln. Dann soll er den Betrieb des Heirathsgeschäftes, von dem du mir neulich Nachricht gegeben, nicht erkalten lassen. Wer weiß, was, aller Wachsamkeit zum Trotze, von dem verliebten Thoren gewagt und ausgeführt worden ist! Denn daß er die Armselige noch mit aller Gluth seines starken Herzens liebt, ist mir nur zu gewiß. Ist sie aber erst die Verlobte oder Frau eines Andern, dann würden gerechter Zorn, beleidigter Stolz und bessere Erkenntniß die gehörige Umstimmung seines Gemüthes bewirken; und was dann geschehen soll, überlaßt mir! Haben wir ihn nur erst wieder, und ist jenes verhaßte Geschöpf beseitigt, dann wird

sich's zeigen, was Geist, Schönheit und Größe über ein Herz wie seines vermögen.

Damit von keiner Seite ein Aufenthalt unserer Maßregeln möglich sey, folgen hier Wechsel auf **. Laß sie dir auszahlen! Gib hin, verschwende, wirf das Geld mit vollen Händen weg, nur schaffe mir ihn wieder!

Drey und vierzigster Brief.

Gräfinn Herminie von S* an Chevalier Dümesnard.

Rettlingen den 31. Julius 1809.

Eine Stafette bringt Ihnen, mein Freund, den Auszug eines Briefes unserer abermahls ganz unglücklichen Freundinn. Der Liebling ist entkommen — das Vögelchen ist ausgeflogen. Niemand weiß, wohin? Das gibt natürlich nichts als Schmerz, Unruhe, und üble Laune. Die Wahrheit zu gestehen, nachdem ich die Briefe des jungen Menschen an seine Geliebte gelesen hatte, gab ich den letzten Schimmer der Hoffnung für Alexandrinens Wünsche auf. Dieser Mensch ist kein Ehrgeiziger, wie Sie glauben, obwohl er seinen Antheil Eitelkeit haben mag, wie sein ganzes Geschlecht. Er vermag es, nach so langer Zeit noch mit seinem Mädchen zu re-

den, wie ein verliebter Jüngling von achtzehn Jahren; er sieht noch in ihr den Inbegriff aller Vorzüge, er glaubt sie zu seinem Glücke, zur Ergänzung seines Wesens nothwendig; kurz, es ist eine Liebe, wie sie in der jetzigen Welt beynahe unglaublich scheint. Das ist der Mann nicht, um in Alexandrinens Schlingen hängen zu bleiben!

Auch ist es gewiß nur dieß strenge Weigern von seiner Seite, dieß Scheitern aller ihrer Plane, ihrer Künste an dem Felsen seiner eigensinnigen Treue, was ihm in Alexandrinens Augen den hohen Werth gibt. Es ist das Versagte, nach dem sie mit aller Kraft strebt; es ist der gekränkte Stolz der nicht in Mitte des begonnenen Werkes ohnmächtig abstehen will. Hat sie's doch vermocht, nachdem er von Paris weg war, eine Weile dort ohne ihn sich trefflich zu unterhalten! O es brauchte wahrlich nichts, als einer neuen Erscheinung, eines sehr lebhaften Interesses irgend einer, wenn auch nicht eben zärtlichen, Natur, um sie mit den Wunden der verletzten Eitelkeit auch des Eigensinnigen, der sie schlug, vergessen zu machen. Und wenn es uns nicht gelingt, den liebenswürdigen Flüchtling ihr wieder zu schaffen, wer-

de ich auf so etwas denken müssen. Es schwebt mir auch schon ein Gedanke vor. In der politischen Welt bewegt es sich sehr rasch. Wie wäre es, wenn Amor der Staatskunst Platz machte, und wir es versuchten, ihre Eitelkeit, die jener Stolze verwundet, mit den schmeichelnden Hoffnungen bedeutenden Einflusses und politischer Wichtigkeit zu heilen? Ich fürchte ihre Rückkehr, wenn Alles um sie in der einst bewegten Gegenwart nun öde und todt ist, sie überall Leerheit, Langeweile fühlet, wenn alle ihre Launen erwachen, und Niemand mehr um und neben ihr vermag, ihr eine heitere Miene abzugewinnen. Ich kenne diese Stimmung; ich habe sie in den vier Jahren unseres nähern Zusammenlebens mehr als einmahl mit ihr durchgemacht, und zittre davor. Lassen Sie uns daher, lieber Chevalier, allen unsern Scharfsinn anstrengen, um entweder eine Spur des Entflohnen und mit ihr ein Spielzeug für die rastlose Phantasie unsrer Erlauchten, oder ihn selbst — oder einen Ersatz für ihn zu finden!

Vier und vierzigster Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

D..g den 21. Julius 1809.

Seit ich dir geschrieben, mein brüderlicher Freund, habe ich wieder recht schöne, und recht wehmüthige Tage durchlebt. Das Räthsel, dessen Lösung ich damahls schon halb ahnete, hat sich auch, wie ich es dachte, erklärt. Luciens letzter Rückfall, ihre tiefe Schwermuth, ihr ängstliches Vermeiden jeder Gesellschaft hatten den Grund in dem unseligen Verhältniß, das nun schon seit fünf Jahren ein unversiegbarer Quell von Leiden für dieses vortreffliche Herz ist, und nichts als Bitterkeit in ihr stilles Leben strömt. Der wankelmüthige Elmwald, nachdem er den Winter über, treu und pflichtvergessen in den Armen seiner reizenden Herzoginn, in al-

len Freuden und Zerstreuungen des lauten Paris durchgeschwärmt, hat endlich — wie soll ich sagen? — die Grausamkeit, oder Redlichkeit gehabt, seiner alten Verpflichtungen als eines stets noch lastenden Bandes zu gedenken, und Lucien feyerlich ihr Wort zurückzugeben.

Dieser Dümesnard spürt Alles aus. Von ihm habe ich auch diese Nachricht. Die Fürstinn meldete sie mit großem Triumphe einer ihrer Freundinnen am Hofe zu K.. und dort verbreitete sich die Nachricht unter den Vertrauten dieses Liebeshandels, bis sie auch an den Chevalier gelangte.

So ist nun das Band förmlich zerrissen. Jede Verpflichtung Luciens hört auf, und was sie noch an den Falschen fesseln könnte, wäre eine Schwäche, die ich ihrem Gemüthe nicht zutrauen kann. Jetzt zwar leidet sie noch sehr. Das ist begreiflich, und sehr verzeihlich; denn, wie leicht es auch vorauszusehen war, daß Elmwald über kurz oder lang diesen Schritt thun würde, thun müße — die zarte Liebe scheidet sich so schwer von der Hoffnung, und so lange es nicht geschehen war, war sein Unterbleiben noch im Reiche der Möglichkeit. Nun aber tritt das Gefürchtete, Geahnete, grell in die Wirk-

lichkeit, und die erschütterte Natur bebt zusammen, als hätte sie den Fall nie als möglich gedacht. Es geht uns ja mit lieben aufgegebenen Kranken eben so. Wir wissen, daß wir sie bald verlieren müßen, wir meinen auch uns mit gehöriger Fassung darauf bereitet zu haben, und wenn endlich der letzte Augenblick kommt, fühlen wir den Schmerz eben so neu, so stechend, als hätten wir seine Möglichkeit nicht ahnen können.

Als ich sie zuerst nach jenen Tagen des Leidens wieder sah, als sie mir entgegenschwebte, die edle schlanke Gestalt, in dieser tödtlichen Bläße, mit dem Ausdruck gänzlichen Verzichtleistens auf jedes irdische Glück — ach sie erschien mir wie der verklärte Geist eines unglücklichen Mädchens, dem hiernieden der Gram um einen Treulosen das allzuliebende Herz gebrochen, und das selbst noch jenseits des Grabes die Spur unvergeßlicher Leiden in den himmlischen Zügen trägt!

Freundlich, mit einem Lächeln, dessen geduldigen Ausdruck, wie es um die zartgeöffneten Lippen schwebte, zu schildern, jeder Pinsel, jede Feder verzweifeln muß, begrüßte sie mich, und entschuldigte ihre Weigerung, mich neulich

zu empfangen. Ach! Bedurfte sie dessen wohl gegen den Freund, der ohnedieß alles weiß, und auch unwissend alles entschuldigt, was von ihr kömmt, wie weh es ihm auch im ersten Augenblicke thut! Sie hatte mir die Hand geboten. Ich faßte sie, ich sah ihr in das große, blaue — so schmerzlich emporgerichtete Auge. Der Gedanke an ihr Unglück, an das, was sie mir, was ich ihr hätte seyn können, wenn kein Unwürdiger früher die Blüthe dieses himmelreinen Geistes geknickt hätte, ergriff mich; ein wunderbarer Streit erhob sich in mir, mein Auge schwoll von Thränen, ich hielt ihre Hand, ohne sprechen zu können. Aber mein Blick mochte ihr sagen, was in meiner Seele vorging. Sie blickte weg, die weichen Augenlieder senkten sich beschattend über die reinen Sterne, sie wollte ihre Hand leise aus der meinen ziehn. Aber ich hielt sie fest, ich schaute sie unverwandt an, ach, ich hätte gern dieses Engelsbild fest und unzertrennlich in mich aufgenommen! Lucie! hob ich endlich an: Sie haben schwer gelitten, und Sie sind nicht offen gegen einen Freund, der sein Leben gern für einen schönen Augenblick des Ihrigen gäbe.

Sie erröthete. O dieß Erröthen beschreibt

sich nicht! Es war ein Unterlaufen der durchsichtigen feinen Haut mit dem schönsten blassen Morgenroth, das eben so schnell verging, als es entstanden war — das Vorübergleiten einer himmlischen Erscheinung, die nur durch ein flüchtiges Glänzen auf einen Moment sichtbar ward.

Verzeihen Sie! hob sie nach einer Pause an: Wozu meine Last auf das Herz meiner Freunde wälzen? Jeder trägt an der seinigen genug. Daß Sie Theil nehmen würden, wußte ich; daß Sie errathen oder erfahren würden — konnte ich denken. Erlassen Sie mir das Sprechen!

Sie wandte sich ab, ich glaubte das innere Zittern zu sehen, das durch ihr ganzes Wesen ging, und mein Herz wallte in Zorn gegen den Unseligen auf, der dieses Leiden über sie gebracht hatte. Doch bekämpfte ich die Äußerung dieses Unmuths, die sie vielleicht, wie redlich sie auch gemeint war, hätte verletzen können; denn das ist wohl sichtbar, daß jenes schimmernde Bild jetzt noch in ihrem Herzen lebt. In dem Augenblick trat Jemand ins Zimmer, und unser Gespräch war zu Ende. Sie beherrschte sich mit unglaublicher Kraft. Freundlich nahm sie an den gleichgültigen Unterhaltungen Theil. Sie

führt wieder das ganze große Haus, wacht über ihre Geschwister, bereitet dem Vater schöne Tage, kurz, sie ist die Seele, und der beglückende Genius der ganzen Familie.

Mir ward so wohl, so weh an ihrer Seite. Wie bezaubert horchte ich dem Klange ihrer Stimme, folgte ich ihren Bewegungen, wenn sie kam, oder ging. Selbst ihre Trauer um einen Andern machte sie schöner in meinen Augen. Die gemischte Empfindung des Mitleids, der Liebe und Bewunderung bewährte ihre Macht, wie es Empfindungen dieser Art thun, über ein längst ergriffenes Herz. Der Tag war entscheidend für mich. Ich kann mich nicht mehr von ihr losreissen, wie ich es früher öfters wollte, und du es mir riethest; ich will sie fort und immer fort lieben. Ach, es ist doch möglich, daß jetzt, wo das letzte Band, die hohle Form, die sie noch hielt, gerissen ist — es ist doch möglich! sage ich.

Das heimliche Versprechen hinter dem Rücken des Vaters hat sie sehr gedrückt; sie hat bestimmt dadurch gelitten. Nun ist sie frey, ihr Bewußtseyn gereinigt, und die unsäglichen Leiden, welche die Verbindung mit einem Unwürdigen über sie gebracht, müssen selbst für ihr, gegen sich nur allzustrenges, Herz eine hinrei-

chende Genugthuung für das Vergehen eines leidenschaftlichen Augenblicks seyn. Es ist aller Grund vorhanden, zu glauben, daß sich ihr Geist nach und nach an diesem gehobnen Bewußtseyn aufrichten werde; sie wird freyer um sich blicken, ihr richtiger Verstand, von keiner Angst niedergehalten, von keinen Zweifeln über die Gesinnung eines Falschen, die nun offen am Tage liegt, verworren, wird sich und Andre im rechten Lichte erkennen. Dann wird auch ihr Gefühl sich zurechtfinden, sie wird ruhiger werden, die Zeit, die allgewaltige, wird mit ihren lindernden Schwingen das wundenheiße Herz kühlen, und allmählich der brennende Schmerz zu tiefer Wehmuth, und endlich zu sanfter Ergebung herabsinken. Dann wird sie anfangen zu begreifen, daß es das Schicksal nicht so schlimm mit ihr gemeint, indem es sie aus einer Verbindung gerettet hat, die in ihrem Entstehen schon den Keim ihres Todes und unendlicher Qualen in sich trug, und ihr vielleicht, wenn es zu spät war, die Überzeugung des unglücklichen Mißgriffes hätte geben müssen. Raphael! Ich glaube, ich darf hoffen!

Sie ist so unaussprechlich gut gegen mich! Wie kann ich ausdrücken, was in mir vorgeht,

wenn sie mich mit so weicher Stimme, mit so gütigen Blicken begrüßt, und mir meinen Kummer theilnehmend abfragen, oder ihn doch zerstreuen will! Ich war neulich sehr verstimmt. Ihres Vaters unseliges Project, und was Trübes daraus für sein ganzes Haus und für Lucien entstehn konnte, lag mir im Sinne. Wie soll ich die zarten Bemühungen theilnehmender Freundschaft und innigen Wohlwollens schildern, womit ihr schönes Herz meinem Kummer entgegenkam, und mich zu erheitern bemüht war — sie, die Arme, die in dem Augenblicke weit mehr als ich des Trostes bedurfte! Ich war außer mir, und wenig fehlte, so stürzte ich, überwältigt von meinem Gefühl, ihr zu Füßen, und bekannte ihr Alles, meinen Kummer, und meine Gluth für sie.

Schon schwebte das gefährliche Geständniß auf meinen Lippen, schon hatte mein Blick es früher halb ausgesprochen, da — weiß Gott! welche Macht dieß zauberische Mädchen über mich hat! — da hielt eine verborgene Kraft, die von ihr auszuströmen schien, mein aufwallendes Gefühl in strengen Schranken. Es lag etwas Unerklärliches in ihrem Betragen, das immer gleich freundlich blieb, und mir dennoch ein offenes Geständniß unmöglich machte. Als ich nachgedacht

hatte, dankte ich es ihr. Es war der Schutzgeist meiner Liebe, der unsichtbar durch sie, die Schwesterseele, so himmlischer Abkunft wie er, ein voreiliges Wort, das meinen Wünschen eher nachtheilig als vortheilhaft seyn konnte, auf meinen Lippen zurückhielt. Nein! Jetzt ist keine Zeit, sie meine ganze Liebe wissen zu lassen. Ihr Herz muß erst ruhiger, für einen zweyten Eindruck empfänglicher, und manches Trübe, was sich um uns zeigt, beseitigt werden. Florheim ist sehr nachdenklich. Ich fürchte, sein gewagter Plan, der ihm im Anfange in zu günstigem Lichte erschien, entfaltet nun seine Schwierigkeiten und Gefahren. Alles dieß muß aufgeklärt, aller Zweifel gelöst, und heller Sonnenschein um uns seyn, wenn ich das schöne Fest meiner Liebe feyern, und ihr gestehn darf, daß sie seit dem ersten Augenblick unserer Bekanntschaft mit stiller ausschließender Macht in meinem Herzen geherrscht hat.

Fünf und vierzigster Brief.

Derselbe an Denselben.

D . . g den 10. August 1809.

Es ist eine niederschlagende Bemerkung über die Unzulänglichkeit und Halbheit unsrer Natur, wenn wir auch an den edelsten Menschen Schwächen bemerken, und uns gestehen müssen, daß das Ideal unsrer Liebe, unsrer Verehrung, doch nicht ganz das ist, wofür es unser heißes Herz im Spiegel der verklärenden Einbildungskraft hielt. Lucie ist eine der Vorzüglichsten, vielleicht die Vorzüglichste ihres Geschlechts, und dennoch unterliegt auch sie dem Erbübel dieses Geschlechts: Laune und Inconsequenz. Sie hat mich sehr gekränkt. Daß sie in unverwarnter Jugend von einer schimmernden Erscheinung geblendet, diese für Wirklichkeit nahm, und sie mit allem Feuer

erster Liebe umfaßte, war natürlich; daß sie dann trotz Stürmen und Hindernissen dieß Bild treu in ihrer Brust bewahrte, war edel und groß; daß sie aber jetzt noch — nachdem beynahe ein Jahr darüber hingegangen, seit sein eigenes Geständniß sie von seinem Wankelmuth unterrichtet, sein nachfolgendes Betragen dieß Geständniß nur zu sehr bewährt, er ihr durch sechs Monathe, berauscht von seiner neuen Leidenschaft, nicht mehr geantwortet, und endlich seit zwey Monathen durch eine unumwundene Erklärung auch das letzte Band, das ihn noch hielt, gelöst hat — daß sie jetzt noch mit eigensinniger Hingebung an ihm hängt, an seinen Werth glaubt, und ein Herz, das sich ihr mit treuer Neigung weiht, durch Kälte und Mißtrauen zu kränken vermag, das ist zu viel — es ist unrecht!

Ich habe vorgestern einen höchst unangenehmen Tag zugebracht. Du weißt, wie widerlich mir Besuche in fremden Häusern, besonders alle zahlreichen Gesellschaften sind; indessen konnte ich nichts thun, um die Ausführung eines lange verschobenen Projectes zu hindern, das denn vorgestern Statt fand. Es sollte nach Rostau zu einem Oheim Luciens gefahren werden, der ein Paar Stunden von Erlhof ein sehr schönes

Landgut bewohnt. Zwey Monathe war schon von diesem Besuche als etwas Unvermeidlichem gesprochen worden. Allerley Hindernisse hatten sich dazwischen gelegt; endlich kam er vorgestern zur Ausführung.

Wir fuhren hin. Der Weg ist angenehm, und geht zwey Stunden durch liebliche Thäler fort. Lucie saß mir gegenüber im Wagen. Sie war schön, wie seit langem nicht. Die Bläße, welche Krankheit und Gram auf ihren Wangen zurückgelassen hatten, fing seit ein Paar Tagen an, einem zarten Rosenhauche zu weichen, und der Ausdruck ergebnen Kummers, der noch in den großen blauen Augen herrschte, während der schönste Sommermorgen und die lächelnde Natur umher ihre erheiternde Gewalt über ihr Inneres behaupteten, und einen gefälligen Zug um die feinen Lippen bildeten, verklärte die holde Gestalt in überirdischem Lichte, und zog meine Seele in meine Sinnen, die bezaubert ihren anmuthigen Bewegungen folgten, und dem Klang ihrer melodischen Stimme horchten.

Recht fröhlich gestimmt kam ich in Rostau an, und fand das Haus und seine Bewohner ganz so, wie ich mir sie vorgestellt hatte. Ei-

tel prunkend, nur nach Glanz ohne wahren Genuß strebend, nur in Bewunderung ihren Stolz, nur im gehaltlosen Verkehr mit eben so seichten Menschen ihre Freude suchend, hatten sie die Stadt auf's Land mitgeschleppt, und brachten nur darum einige Sommermonathe auf ihrem Gute zu, weil es zum Ton gehört, in dieser Zeit nicht in der Residenz zu leben, und weil dort, wo sie das reichste Haus in der ganzen Umgegend machen, sich Pracht und Vermögen noch auffallender zeigen lassen.

Alles, was ich in dem ganzen Hause sah, von jedem zierlichen und kaum zum Gebrauch tüchtigen Möbel, bis zu den bunt, wie zum Ball, geputzten Töchtern, und der eben so prächtigen Mutter hinauf, athmete diesen Geist. Ich beobachtete Lucien. Auf sie schien das Alles keinen so widrigen Eindruck zu machen. Nun rasselte es nacheinander von lärmenden Kutschen zum Hofthore herein. Es waren Gäste aus der Nachbarschaft, jene Gräfinn, dieser Baron, jene reiche Banquiersfamilie, kurz der Saal füllte sich mit Gestalten, die bald in leerem Geplauder alle Nichtigkeit der sogenannten schönen Welt kund gaben.

Lucie blieb freundlich, wie vorher; sie un-

terhielt das Gespräch und schien von der Schaalheit der Menschen um sie her nichts weniger als angeekelt. Das ist der Fluch des conventionellen Lebens, daß es mit seinen Gespenstern, falsche Schaam und falsche Ehre, auch die Besten unter ihr Joch schreckt, und Seelen, wie Lucien, zwingt, ihren nichtigen Formen zu huldigen, um sich nicht lächerlich zu machen. Als ich sah, daß es nicht möglich war, sie in einem ernstern Gespräch festzuhalten, verließ ich das Zimmer, und stellte mich im Eßsaal an ein Fenster, das die Aussicht auf den wirklich schönen Garten, und eine mahlerische Fülle von Blumen beth, die gewiß eben so schön, und nicht viel seelenloser waren, als die Püppchen, welche im andern Zimmer schnatterten.

Bald darauf führte eine läppische Neugierde, um einen Zug Bauernwägen zu sehen, die jenseits des Gartens den Berg herabkamen, den ganzen Schwarm hinter mir her. Nur Lucie war mit einem Paar älterer Frauen bey ihrer Tante geblieben. Das laute Volk scheuchte mich in den Gesellschaftssallon zurück, und wie ich in die Thüre trat, hörte ich, daß von dem Hofe zu K.., von der Herzoginn, und ihrem Freunde die Rede war. Das Gespräch fesselte

meine Aufmerksamkeit. Ich näherte mich. Eine Generalinn von F..., die sonst in K.. lebt, erzählte eben von dem Verhältniß der Fürstinn zu Elmwald, als von einer bekannten Sache, jedoch in einem Tone, der einige Mißbilligung zu verrathen schien. Nicht ohne Verwunderung hörte ich, daß Elmwald von Marseille aus, wohin er ohne die Herzoginn gegangen war, um einen Urlaub, oder wie Andere meinten, um seine Entlassung angesucht habe, und die Fürstinn allein in K... zurück erwartet werde. Die Damen ergossen sich in spöttische und leichtsinnige Bemerkungen, in welche nur die Generalinn nicht einzustimmen schien. Lucie schwieg ganz. Ich konnte ermessen, welchen Eindruck dieß Gespräch auf ihr Herz machen mußte. Ich trat zu ihr, und suchte unter einem leichten Vorwand sie zu vermögen, das Zimmer zu verlassen. Sie faßte meine Absicht nicht, oder wollte sie nicht fassen; sie blieb, und sog — ich konnte sehn, wie begierig! — das tödtliche Gift ein, das jene Gespräche für sie enthielten. War doch Er der Gegenstand derselben! Sah man doch deutlich, daß keines von den Weiblein, die ihn kannten, es über sich vermochte, sein Benehmen in seinem wahren Lichte zu sehen! Jede

hatte eine Entschuldigung für den bezaubernden Verführer, jede wußte Eine seiner schimmernden Eigenschaften herauszuheben, und mit echter Weibesnatur nur auf die Frau, die ihnen an Schönheit, Hoheit und Unglück verdunkelnd gegenüberstand, alle Schuld und Schmach zu häufen! Ich kann dir nicht sagen, wie jenes Geklatsch mich empörte, wie es mir wieder klar ward, was ich hundertmahl beobachtet, daß man diese weichen Seelen despotisiren muß, um ihrer Billigung bey jeder, auch der zweydeutigsten, Handlung gewiß zu seyn. Der Freund, der sich ihnen zärtlich und bescheiden naht, wird nicht erkannt, und meist zurückgesetzt. Sie wollen nicht auf Gleich und Gleich behandelt, sie wollen unterjocht seyn; dann erst ist ihnen wohl.

Die Wirkung dieser Unterhaltung auf Lucien war sichtlich. Eine höhere Lebhaftigkeit sprach aus ihren Zügen und Blicken; Unruhe, Schmerz, und vielleicht eine leise Hoffnung, wie thöricht sie auch seyn mochte, bemächtigten sich ihres Geistes. Ich versuchte es später, als nach der Tafel jenes Gespräch längst von der Gesellschaft vergessen war, den Gegenstand desselben von ferne zu berühren; ich glaubte, es würde ihr willkommen seyn, sich gegen den theil-

nehmenden Freund über das, was ihren Busen sichtbar bewegte, aussprechen zu können. Raphael! Welche Verkehrtheit in dieser sonst so klaren Seele! Mit einem Ausdruck der Züge und der Blicke, den in Worten zu geben ewig unmöglich bleibt, sah sie mich eine Weile schweigend an; dann, indem eine Thräne in dem wunderschönen Auge glänzte, sagte sie sanft: Lieber Neuenbach! Ich fühle die ganze Güte Ihres Benehmens gegen mich; aber gönnen Sie mir nur noch heut die Freyheit, über das, was ich seit einigen Stunden in meine Brust aufgenommen, schweigen, und dessen Eindrücke erst mit mir selbst in's Reine bringen zu dürfen!

Das war doch zu bitter! Auch erwiederte ich nichts, und trat, mit einer stummen Verbeugung gegen sie, zu einer Gruppe junger Männer, die in der nächsten Allee nach Art dieser jungen Herrn die wichtigsten Angelegenheiten ihres thatenreichen Lebens, Pferde und Theater, abhandelten.

Meine Stimmung war für den Rest des Tages verdorben; und nun zwang uns zu meinem größten Verdruß ein aufsteigendes Gewitter, in die Zimmer zurückzukehren, und den Rest der Zeit durch ein abgeschmacktes Spiel,

wahrlich nicht zu tödten, aber in eine unendliche Ewigkeit auszudehnen. Welche schalen Gedanken, welcher hirn- und anstandslose Witz da ausgekramt wurde! Und selbst Lucien wagte es Mancher sich in seiner Gemeinheit zu nähern. Mir kochte die Galle über, und als die Reihe an mich kam, aus aufgegebenen Worten eine Erzählung aus dem Stegreife zusammenzusetzen, gab ich ihnen meine Meinung von ihrem Spiele, wie von ihrem Betragen, ziemlich deutlich zu verstehen. Es wirkte, die Bursche wurden still, und das Spiel hatte bald darauf sein erwünschtes Ende.

Über dem Nachhausefahren war Lucie ganz still, und in sich versunken. Wahrscheinlich regte die unermüdete Hoffnung auf's Neue ihre Schwingen in ihrer allzutreuen Brust, weil doch aus jenen Gesprächen hervorzugehn geschienen hatte, als ob das Verhältniß Elmwalds zur Herzoginn — wenigstens für den Augenblick gestört sey. Ich war weit entfernt, den Lauf dieser angenehmen Gedanken durch mein Gespräch zu unterbrechen, ich ließ sie sich ungehindert in den Welten ihrer Erinnerung und Hoffnung ergehen; aber ich kann nicht läugnen, daß ich diesen Tag einen Blick in Luciens Inneres

gethan hatte, der meine Erwartungen sehr niederschlug. Wie ist es möglich, daß sie noch mit dieser Gewalt an diesem Gegenstand hängt? Was kann ich für die Zukunft hoffen, wenn sein Bild nach Allem, was vorgegangen, noch so ausschließend in ihrer Brust herrscht, und, was ich bin und leiste und fühle, so gar wenig Werth für sie hat? O Raphael! Wie ich dir im Eingang des Briefes sagte, es sind schmerzende Erfahrungen über die Unzulänglichkeit alles menschlichen Strebens und Seyns, wenn wir an den Besten so unbegreifliche Schwächen entdecken!

Seitdem habe ich sie nicht mehr gesehen; und ich hatte Augenblicke, wo ich mir wünschte, sie nie wieder sehn zu dürfen. Ich wollte nicht mehr nach Erlhof gehn, ja ich wollte einen Vorwand zu einer längern Reise und Abwesenheit suchen. Es läßt sich aber nicht thun, ohne unerhörtes Aufsehen zu erregen; und du weißt, Aufsehen ist das, was mir unter vielen widerlichen Dingen am widerlichsten ist. Zudem auch bedarf Florheim meiner jetzt sehr. Ich finde ihn jeden Tag ernster, ja ängstlicher. Es scheint, sein geheimnißvolles Geschäft raube ihm die Freyheit, wie die Besonnenheit seines

sonst so klaren Geistes. O warum hat er sich von dem unseligen Mammon blenden lassen! Meine Warnungen wurden überhört, und jetzt ist wohl nichts mehr zu thun, um das Geschehene zu hindern. An mir soll er auf jeden Fall einen verschwiegenen Vertrauten, und, wenn ich ihm schon kein Helfer seyn wollte, doch einen treuen Freund finden.

Sechs und vierzigster Brief.

Lucie Florheim an Rosalinden.

Erlhof den 12. August 1809.

In einer Gemüthsstimmung, wie die meine, wäre vollkommene Ruhe und Entfernung von allen Eindrücken der vielbewegten Außenwelt das einzige, wovon ich mir Linderung meines Zustandes versprechen könnte. Im Kreise der Meinen, wenn ich gar kein fremdes Wesen um mich erblicke, keine ungewohnte Einwirkung mich aufregt, ist mir am besten. Aber man läßt mich diese Ruhe nicht lange genießen. Sie meinen es gut, sie denken mich zu zerstreuen, weil sie der Anblick fremder Gegenstände und Personen angenehm anspricht, weil die frohen, nach jedem äußern Eindruck haschenden, Herzen sich durch mannigfaltige Berührungen in ein

behagliches Spiel gesetzt fühlen. Das ist nun Alles nicht so bey mir. Aber ich habe gut reden. Sie glauben mir nicht, sie ziehen mich mit sich fort, und weigere ich mich einmahl, so muß ich Vorstellungen und Ermahnungen anhören, denen ich dennoch das Geschwirre eines Gesellschaftssaales vorziehe, weil es mein Inneres nicht so unmittelbar verletzt.

So waren wir vor einigen Tagen in Rostau bey dem Oheim. Neuenbach begleitete uns wie immer. Ich sehe ihn gern um mich, denn ich achte ihn herzlich. Mag man ihn für meinen bestimmten Bräutigam halten! Mir verschlägt das nichts; denn meine Hoffnungen sind zu Ende, und Er weiß zu gut, wie er mit mir steht, und von welcher Art meine Gefühle für ihn sind, als daß ich einst den Vorwurf fürchten müßte, ihn mit täuschenden Erwartungen hingehalten zu haben. Also fuhr er mit mir, dem Vater und Fanny hinüber, und nachdem mein Widerwille gegen jeden Besuch überhaupt überwunden war, gab ich mich dem wohlthätigen Eindrucke hin, welchen die Fahrt durch ein wunderschönes Thal auf mich machte, das waldbekrönte Hügel zu beyden Seiten umkränzen, ein rascher Fluß durchströmt,

und freundliche Bauerhöfe, mitten in ihren Pflanzungen liegend, verschönern. Nach zwey Stunden kamen wir bey dem Oheim an. Wir hatten ihn heuer noch nicht besucht; meine frühere Kränklichkeit und des Vaters Geschäfte hinderten uns daran. Ich sah also zum erstenmahl seit dem vorigen Herbst, wo der Zufall eine ganz andere Gesellschaft hingeführt hatte, dieses Haus wieder.

Ich hatte mich auf den Eindruck gefürchtet; er war nicht so schmerzlich, als ich gedacht. Nur wehmüthige Empfindungen bemächtigten sich meiner. Ich hätte mich gern meinen Thränen hingegeben, wenn ich gekonnt hätte; aber keine Bitterkeit mischte sich in meinen Schmerz.

Ich dachte eines Verstorbenen, eines durch den Tod zerrissenen Bandes; denn so fängt nach und nach, da alle Spur der Erinnerung, des Zusammenhangs sich verloren hat, mein Verhältniß an, mir zu erscheinen, und ich versank nicht ohne geheime Wollust in die Vergangenheit. Ich blickte die Stellen an, wo eine nun verschwundene Gestalt mir erschienen war; ich rief mir Worte, Blicke, Beziehungen zurück; mir war so weh, und doch so wohl. Ich war in meiner Welt, der Vergangenheit; was

um mich war, ging mich nichts an. O daß man mich so gelassen hätte!

Du kennst den Oheim und die Tante. Es sind gute, lebensfrohe Menschen. Ihnen ist nicht wohl, als wenn es um sie von Menschen wimmelt, und recht viele da sind, um die äußerst geschmackvolle Einrichtung, den ausgesuchten Tisch zu bewundern. So rasselte denn, da man unseren Besuch gewußt und sich darauf vorbereitet hatte, ein Wagen nach dem andern in's Schloßthor, und bald war unsere Gesellschaft auf vier und zwanzig Personen angewachsen. Unter diesen trat eine Frau von mittleren Jahren, der zwey sehr hübsche und sehr junge Mädchen folgten ein. Der Ausdruck dieser Gestalt fiel mir auf. Es war ein edler, ziemlich hoher Wuchs; in den regelmäßigen, obgleich nicht schönen, Zügen lag Geist und Hoheit; ihr Anstand war der der feinsten Welt, ihre Sprache gebildet. Die Unterhaltung wurde bald sehr lebhaft. Die Fremde äußerte sich bestimmt und klar über alle Gegenstände, mitunter auch wohl streng. Jetzt fiel das Gespräch auf Jugendbekannte der Tante, die ihre frühern Jahre in K** zugebracht, auf den Hof daselbst, und einige Verhältnisse in der Residenz. Mit einmahl erhob sich aus

verschiedenen kleinen Beobachtungen, und dem Umstande, daß ich die Fremde, Frau Generalinn, nennen hörte, die Gewißheit, daß ich Frau von F**, die Correspondentinn meiner Tante, die Nachbarinn der Herzoginn in Lindenhain, die Theilnehmerinn jenes unseligen Landaufenthalts vor mir sähe. Wie mich das innerlich aufregte, kannst du denken. Ich that nun, was ich, ohne mich zu verrathen, thun konnte, um jenes Gespräch zu unterhalten. Zwar fing mein Herz an, aus seinen tiefsten Wunden zu bluten; aber ich mußte hören, ich mußte wissen, was zu wissen war. Es kam auch bald, wie ich es gewünscht hatte. Ich erfuhr nun, daß die Herzoginn von Z** an ihres Vaters Hofe zurückerwartet würde. Sie hatte Paris schnell verlassen. Warum? wußte man im Publikum eigentlich nicht. Die Generalinn glaubte die Ursache darin zu finden, daß Paris seinen größten Reiz für sie verloren habe. Ich horchte gespannt. Der Tante sah ich das brennende Verlangen an, mehr zu wissen. Die Generalinn beobachtete eine anständige Zurückhaltung. Es waren viele ihr fremde Personen im Zimmer. In dem Augenblicke zog ein Lärmen außerhalb des Gartens fast die ganze Gesellschaft neugie-

rig in den Eßsaal, um zu sehen, was es wäre. Da rückte die Tante ganz nahe an die Jugendfreundinn, und fragte halbleise: Ist der Cabinetssecretär noch in Paris, oder mit ihr fort?

Das ist's eben! erwiederte die Generalinn gleichfalls leise: Er hat Paris vor ein Paar Monathen verlassen müssen; ein Befehl seines Herzogs bestimmte ihn nach Marseille. Von dort nun schrieb er um die Enthebung von seinem Geschäfte, weil seine Gesundheit gelitten habe.

Um seine Enthebung?

Oder wenigstens um einen Urlaub. Darüber herrscht noch Dunkel am Hofe. Niemand weiß, was eigentlich an der Sache ist. Genug, die Herzoginn kommt allein.

Und ist ihr Verhältniß mit Elmwald zu Ende?

Die Generalinn zog die Schultern: Auch hierüber weiß ich Ihnen nichts zu sagen. Ich wünschte es von Herzen, und nach allem, was, und wie ich von dieser Trennung erzählen hörte, ehe ich K** verließ, darf ich glauben, daß das zweckwidrige Bündniß endlich zerrissen ist.

Die Tante ergoß sich in Bemerkungen, bey welchen die Herzoginn und ihr Freund übel wegkamen; sie war sehr genau, aber sehr gemein unterrichtet.

Die Generalinn widersprach in Manchem. Aus ihren Reden ging mehr Achtung für Elmwalds Character hervor. Sie tadelte weit strenger das Betragen der Herzoginn, die excentrische Richtung ihres Geistes, die Freyheit, mit der sie sich über die Gesetze der weiblichen Sitte hinaus zu setzen wagt. Die Übrigen stimmten ihr bald bey; die Elmwald persönlich kannten, entschuldigten ihn eifrig. Mein Herz war von tausend streitenden Empfindungen bewegt; ich wußte nicht, ob die Urtheile der Generalinn, die streng und scharf, wie mit spitzen Fingern, in das Innerste der Gemüther zu greifen, und seine zartesten Saiten wie mit einem Messer zu zerlegen schien, oder die gemeinen Ansichten der Andern, die Alles nieder zu sich in den Staub der Alltäglichkeit zogen, mir weher thaten.

Jetzt gerade trat Neuenbach, der mit den Übrigen das Zimmer früher verlassen hatte, in die Thüre, und hörte einen Theil des Gespräches, das natürlicher Weise auch für ihn Wichtigkeit hatte. Mir war das sehr unangenehm; denn ich konnte ermessen, auf welche Art ihn das berührte, und erfuhr es bald aus seinem Benehmen. Er suchte mich zu bewegen, daß ich das Zimmer verließe; er wollte mich abziehn,

zerstreuen. Mein Gott! Ich erkenne seinen guten Willen, wie ich soll; aber konnte ich fort, wenn von jenen Gegenständen gesprochen wurde? Ich that, als verstünde ich seine Absicht nicht, und blieb. Das verstimmte ihn; und nach Tische, als er mir den Arm both, um mich zum Kaffeh, der im Garten servirt war, zu führen, fing er, wahrlich zur Unzeit, an, jenen Gegenstand abermahls zu berühren, und an meiner mühsam gehaltnen Fassung mit leisen Versuchen des Tröstens, Zuredens, zu rütteln. Das konnte ich nicht aushalten. Mit schmerzlichem Gefühl, aber gewiß sehr sanft bath ich ihn, meiner in dem Augenblicke zu schonen: ich würde mich finden, und dann offen mit ihm reden. Er war gereizt. Finster sah er zur Erde nieder, und schwieg; und als wir die Gesellschaft, hinter der wir ein wenig zurückgeblieben waren, erreicht hatten, ließ er mit einer Verbeugung meinen Arm los, und trat zu den Männern. War das recht? Ich glaube nein; auch trug es nicht bey, mein ohnehin tief aufgeregtes Gemüth zu beschwichtigen.

Von diesem Augenblicke an war er gespannt, mißmuthig, und fand es so wenig der

Mühe werth, sich Gewalt anzuthun, daß Jedermann es bemerken mußte, und Einige sich sehr unzarte Scherze deßhalb gegen mich erlaubten. Das vollendete die Gährung, in welcher mein Inneres sich befand, weil es mir deutlich zeigte, welche Vorstellung man von meinem Verhältniß zu Neuenbach hatte, und zwar in dem Augenblick, wo alle Fibern meines Herzens durch jene Erinnerungen, durch die Muthmassungen und Möglichkeiten, die sie in mir aufgeregt hatten, in peinlicher Erschütterung waren. War Alphons wirklich krank? War es Vorwand, um sich von der Herzoginn los zu machen? Warum hatte sie, die jeden Schein mit Füßen trat, ihn nicht auch nach Marseille begleitet, und kam ohne ihn zurück? Und was konnten seine Aussichten seyn, wenn er wirklich seine Entlassung gefordert hatte? Das alles wirrte sich in meinem Gehirn hin und her — und ich sollte Auskunft über Neuenbachs Verstimmung geben!

Gegen Abend, als es bald Zeit war, nach Hause zu fahren, zog ein Gewitter herauf, und nöthigte uns den Garten zu verlassen. Es brach bald darauf mit solcher Gewalt aus, daß es Niemand wagen durfte, nach Hause zu fahren, und die schon bespannten Wagen wieder fortge-

schickt wurden. Wir versammelten uns im Saale, und es wurde vorgeschlagen, ein gemeinschaftliches Spiel zu spielen. Wir setzten uns in die Runde, und allerley Witziges, oder witzig seyn Sollendes kam auf die Bahn. Ich gab nicht viel Acht, doch sah ich zuweilen Neuenbachs tadelnde, ja beynahe trotzige Blicke von der Seite auf mich geheftet; denn er hatte weit von mir seinen Platz gewählt. Ach! dachte ich: Wie magst du dich um ein Nichts so quälen, während so bittere Schmerzen in meinem Herzen wühlen! Bey den freylich nicht immer feinen Scherzen der jungen Leute verzog sich seine Miene mißbilligend, und als die Reihe zu erzählen an ihn kam, gab er statt der Posse, wie andere thaten, eine ernste fast pathetische Erzählung, die versteckte aber doch kennbare Anspielungen enthielt, und die Gesellschaft, nicht zum Lachen — dazu waren sie zu artig — aber zum Gähnen brachte. Das that mir weh. Ich schätze Neuenbach zu sehr, und fühle mich ihm zu sehr verpflichtet, als daß ich nicht wünschen sollte, er möchte überall den vortheilhaften Eindruck machen, den sein Character verdient, und der in größern Gesellschaften durch ein unsicheres, halb

zierliches, halb steifes Betragen meist verloren geht.

Wir fuhren spät nach Hause. Er behielt seinen Trotz gegen mich auch beym Abschied, obwohl er wußte, daß wir uns wohl acht Tage nicht wieder sehen werden. Der arme Freund! Ich konnte nichts, als ihn bedauern. Mein Kopf war zu sehr mit meinen eigenen Gedanken, mein Herz mit meinen Sorgen erfüllt, als daß ich einen Versuch hätte machen können, seinen Unmuth zu zerstreuen; denn ich fühlte zu sehr, daß es mir in jener Stimmung nicht gelingen würde, und so ließ ich ihn lieber unversöhnt scheiden. Ich hoffe, es wird sich wieder Alles in sein Geleise finden.

Seit diesem Tag nun in Rostau habe ich meine ergebene Fassung, das mühsame Werk langer Kämpfe, nicht wieder gefunden. Was ich dort gehört, hat tausend Gedanken in mir entzündet, die beunruhigend in mir arbeiten, und sich nicht zur Ruhe wollen sprechen lassen. O Gott! Wenn er krank wäre, und allein im fremden Lande, auch von ihr verlassen, die ja herzlos nur sich in ihm gesucht, und, nun er ihr keine Unterhaltung mehr biethen kann, sich von ihm zurückzieht. Er war nie von starker

Gesundheit; Reisen, anstrengende Geschäfte, und ein ganz verschiedenes Clima können höchst nachtheilig auf ihn gewirkt haben. Und sie verläßt ihn! O wenn ich bey ihm seyn, wenn ich — Thörichtes Herz! Stille die vorlauten Wünsche! Hemme die unnützen Sorgen! Er ist vielleicht nicht krank, es ist vielleicht ein verliebter Zank, nichts weiter, auf den eine schönere Versöhnung folgt. O Rosalinde! Das thut sehr weh! Dennoch sage ich es mir recht oft vor, um jede aufstrebende Hoffnung, jede thörichte Rückkehr gewaltsam zu ertödten. O warum bin ich in Rostau gewesen!

Sieben und vierzigster Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z** an die Gräfinn Herminie von S**.

Frankfurt den 13. August 1809.

Habe Dank, geliebteste Herminie, für die Sorge deiner treuen Freundschaft, mit der du dich deiner leidenden Alexandrine angenommen, und ihr in dem thätigen klaren Freund, der auf dein Geheiß mich schon hier erwartete, als ich trüb, an Geist und Körper leidend, von Straßburg ankam, eine so schöne Gabe gesendet hast! Seitdem hat er wie ein verständiger theilnehmender Arzt nicht bloß durch seine Thätigkeit und seine weit verbreiteten Verbindungen Anstalten getroffen, den herrschenden Wunsch meiner Seele zu erfüllen, und so durch Heilmittel

mein wundes Herz zu behandeln; er hat auch durch die Ruhe und Sicherheit seines Geistes wohlthätig auf mein allzugereiztes Gemüth gewirkt. Es dämmern Hoffnungsstrahlen von fern am umnachteten Horizont meines Lebens. Dümesnard hat einige Spuren des Flüchtlings entdeckt. Sie weisen nach der französischen Schweiz. Was er erfährt, und mit unsäglicher Mühe auf tausend Wegen bewirkt, theilt er mir redlich und schnell mit, und erquickt durch die helle Ansicht, in die er es zu stellen, und alle Möglichkeiten und Vermuthungen in ein klares Ganzes zu ordnen weiß, mich fast eben so sehr, als durch jene Nachrichten.

Es ist seltsam, was Lagen, Stimmungen aus dem Menschen machen, und wie sie ihn oft in ein von dem ehmahligen ganz verschiedenes Wesen umformen können. In der veränderten Stellung stellt auch Alles um uns her sich verändert dar. Wir sind auf einen andern Punct in dem labyrinthisch geordneten Bau getreten. Anders reihen sich nun Säulen, Pfeiler, Wände um uns, wir sehen nicht mehr, was wir früher erblickten; was uns damahls entging, zeigt sich jetzt im schönsten Licht. Die Gegenstände sind dieselben, auch wir tragen dieselbe Gestalt, die-

selben Züge, wir meinen auch noch dasselbe Gemüth zu seyn, weil wir uns der ungeheuern Umstaltung kaum bewußt werden, welche Zeit und Schicksale mit uns vorgenommen haben — und wie anders erscheint uns Alles, wie anders fühlen wir uns zu Allem!

Als ich zuerst den Chevalier in Mayland traf, war die weite Welt mit allen ihren Blüthen, Freuden und Strahlen mir, düster aus der düstern Heimath Kommenden eben aufgegangen. Zu Hause hatte ich es nicht mehr ausgehalten, mein Gemüth war tief verletzt, und alle meine Hoffnungen auf Erdenseligkeit weggebrochen. Da floh ich nach dem Lande der Farben und Töne, da fand ich dich, die zu Hause mir fremd geblieben war. Unsere wunden Herzen, von ähnlichem Leid bewegt, schloßen sich aneinander, und um uns her fing es an zu tagen. Helle Lichter eines vielbewegten Lebens im milden Süd zuckten um uns auf, aller Reiz der Kunst, und alle heiligen Erinnerungen der Geschichte umfingen uns mit unbegreiflichem Zauber. Mein Herz schwoll hoch auf, es wollte nur empfinden, nur genießen, nur schwelgen in dem Ocean der Seligkeit, der mich umfloß.

Weißt du noch beym Besehen des Doms in

Mayland wie wir oben standen, schwelgend in der Unermeßlichkeit des Gesichtskreises, die Lombardie zu unsern Füßen, ein tiefblauer Himmel über uns gewölbt, und von fern die Spitzen der Alpen im Sonnenglanz verklärt? Ich war außer mir! Da tönte es von Tritten hinter uns, fremde Männer stiegen zu uns herauf, es waren der Chevalier und seine Begleiter. Sie stellten sich nicht fern von uns, und ich hörte Dümesnard mit seiner gehaltnen Stimme und seinem stets ruhigen Ton sich in scharfzergliedernde Bemerkungen, in Tadel, in Verbesserungs-Vorschläge einlassen, den Gesammteindruck mit klugem Sondern in seine einzelnen Theile zerlegen, so daß es mich kalt überlief über den nüchternen Verstandesmenschen, der es vermochte, in diesem Augenblick das botanisirende Messer an die Blüthe seines Gefühls zu bringen, sie zu zerlegen, und in ihre Bestandtheile aufzulösen, bis zuletzt nichts als eine traurige Leiche überblieb. Von dem Augenblicke an war mir der Chevalier fast widerlich; und es bedurfte meines vollen Vertrauens auf dein Urtheil, um nicht sehr scharf über den ganzen Werth des Mannes abzusprechen. Nur um deinetwillen lernte ich ihn zuerst ertragen, und bey näherem Zusammenleben achten.

Seitdem sind an sechs Jahre verflossen. Mein Inneres hat manche Veränderungen erlitten. Sie waren meist sehr schmerzhafter Art, gleich den letzten. Zeit, Erfahruug, und oft hintergangene Erwartung haben mich besonnener gemacht. Ich habe einsehn gelernt, daß die Äußerlichkeiten oft, ja fast allemahl täuschen; ich habe heiße Gluthen plötzlich erlöschen, und in den scheinbar reichsten Gemüthern Schwäche, Inconsequenz gefunden. Das hat mich nachsichtig mit fremder Art zu seyn, es hat mich minder fordernd für mich selbst gemacht. Jetzt sah ich Dümesnard wieder, und jetzt fand ich ihn einen ganz Andern!

Seine Ruhe beschwichtigte die reizbare Beweglichkeit meines Gemüthes, seine klare Ansicht half mir die innere Verwirrung meines Kopfes ordnen, und selbst seine Kälte stieß mich nicht mehr ab; denn was hatten nicht Leidenschaftlichkeit und heißes Gefühl mir verheißen, und was ward mir gehalten? So finde ich mich durch seine Gesellschaft angenehm angesprochen, und durch das, was er für mich gethan und noch ferner zu thun gedenkt, getröstet.

Ich sehe ihn beynahe täglich, und wenn mein Gemüth sich seiner tröstenden Theilnahme er-

freut, so fühlt auch mein Geist sich befriedigend durch seine vielseitigen Kenntnisse angeregt, und sein oft schneidender Witz, seine Sophisterey belustigen mich, ohne mich mehr wie einst in jener phantastischen Zeit zu verletzen.

Ich habe Briefe von meinem Vater erhalten. Er ist trostlos über Elmwalds Entweichung. Er schreibt in Ausdrücken von ihm, die alle meine kaum beschwichtigten Schmerzen wieder aufgeregt haben. Er versichert, ihn nicht missen zu können. Er stand neben ihm wie seine eigne Jugend, und schien wenigstens den fürstlichen Gebiether wie ein Sohn zu lieben. O mein Vater! Du bist es nicht allein, der leidet, dem dieser Trotzkopf durch seine herzlose Entfernung jede Freude des Lebens geraubt! Auch mich hat er, ganz arm an jedem Glück, allein, freundlos in einer fremden Welt zurückzulassen vermocht, in die ich nur um seinetwillen ihm gefolgt war! Wer hätte das von Alphons geglaubt!

Man meldet mir den Chevalier. Er wird mir Wichtiges zu bringen haben; denn er erwartete bis heut eine Antwort aus Lausanne, wohin er in unserer Angelegenheit geschrieben. Ich freue und fürchte mich auf diese Nachricht. O wenn ich ihn nicht mehr besitzen, mich seiner

nicht mehr freuen soll wie einst, dann will ich lieber auch gar nichts mehr von ihm wissen, dann sey, was nicht mehr schön seyn kann, lieber ganz aus der Wirklichkeit gestrichen, und der beraubte Lenz mit allen seinen abgestreiften Blüthen in's Meer der Vergessenheit versenkt! Leb wohl!

Acht und vierzigster Brief.

Gräfinn Herminie von S** an den Chevalier Dümesnard.

Rettlingen den 25. August 1809.

Was soll ich sagen, mein Freund? Wie soll ich mich ausdrücken, um mein Erstaunen, meine Bewunderung und mein Vergnügen lebhaft genug zu schildern? Sie in beständigem Umgang mit Alexandrinen, beyde angenehm von einander angesprochen, beyde mit einander sehr zufrieden, und wenn mich nicht Alles trügt, beyde so ziemlich auf dem besten Wege, sich einander noch mehr zu werden? Wer mir das vor einem halben Jahr noch gesagt hätte! Als einen Träumer hätte ich ihn verlacht, und seine Prophezeyhung als Unmöglichkeit verworfen.

In dem Briefe Alexandrinens, welcher mir Nachricht von dem Zusammentreffen in Frank-

furt gab, war der Entflohene wohl noch mit reger Trauer gedacht, aber doch, wie mich dünkt, mit weit mehr Ruhe, als nach den frühern Äußerungen zu erwarten war. So bewährt sich denn vielleicht auch hier das Gesetz der Contraste, und die flammensprühende unstäte Alexandrine findet sich durch die Klarheit und Ruhe des welterfahrnen Freundes nach so vielen Stürmen beschwichtigend angesprochen. Nun, es soll mich freuen, wenn es sich macht, und ich die erste Veranlassung gab, daß zwey so verschiedene, ja entgegengesetzte Gemüther sich einander freundschaftlich nähern.

Freundschaftlich! — Merken Sie das Wort wohl, mein lieber Chevalier! Mehr als Freundschaft kann und darf aus Eurer Verbindung nicht werden. Im Grunde paßt Ihr doch nicht zusammen, und die streitenden Elemente, ungeduldig des allzufesten Bandes, würden sich früh oder spät gewaltsam losreißen und es sprengen. Das verlieren Sie ja nie aus den Augen, mein Freund, und halten Sie sich hübsch in der Negative! Seyen Sie Alexandrinen recht viel, suchen Sie mit Ihrer ruhigen Weltansicht auf dieß aufgeregte allzureizbare Gemüth wohlthätig zu wirken, glauben Sie aber dem Rathe

einer alten Freundinn, die ihre reizende Schöne besser, als Sie, lieber Chevalier, besser, als jene vielleicht sich selbst kennt! Dieß Gemüth ist nicht für Ruhe und Stille gemacht. Sie sucht sie wohl aus natürlichem Bedürfniß, wenn sie einmahl von Leidenschaften und selbst geschaffnen Widerwärtigkeiten wie jetzt müde gejagt ist; aber sie vermag sich nicht darin zu halten. Nur in stetem Wechsel, nur in lebhafter Aufregung, ja in Stürmen bewegt sich ihr Herz am freysten, und fühlt alle seine überwiegenden Kräfte genügend in's Spiel gesetzt. Alexandrine hätte ein Mann werden, und ein Land zu regieren haben sollen. Das wäre ein Wirkungskreis, ihren Fähigkeiten, so wie ihrer Liebe zur Herrschaft angemessen.

Indessen gefällt es mir wohl, euch zuzusehen, und zu beobachten, wie lange und unter welchen Abwechslungen sich eure Verbindung erhalten wird. Nur das lassen Sie mich Ihnen einschärfen, lieber Chevalier! Vergessen Sie über der schimmernden neuen fürstlichen Geliebten die alte bewährte Freundinn nicht, deren Schilderungen eigentlich Sie das meiste Gute danken, welches die schöne Alexandrine von Ihnen weiß!

Neun und vierzigster Brief.

Chevalier Dümesnard an die Gräfinn Herminie von S**

Frankfurt den 1. September 1809.

Mit lebhaftem Vergnügen entfaltete und las ich Ihren Brief, meine schöne Freundinn, und in ihm die Beweise Ihrer gütigen Theilnahme. Wenn ich auch nicht selbst, sey es durch innere Harmonie unserer Seelen, oder durch meine Beobachtungsgabe, auf dieselben Ansichten von dem Character unserer reizenden Erlauchten, und der nothwendigen Gestaltung, die jede Verbindung mit ihr annehmen muß, gekommen wäre, so würde ich Ihre weisen Rathschläge, schon weil sie von Ihnen kamen, befolgt, und mich gegen allzu verführerische Lockungen verwahrt haben. So aber, wie die Sachen jetzt stehn, ist für

meine Ruhe nichts zu besorgen. Von Ihnen gewarnt, von meinen eigenen Bemerkungen geleitet, und durch täglichen Umgang mit der schönen, übergeistreichen Frau in täglicher Übung der Waffen erhalten, lerne ich, wie Rinaldo bey Armiden, den Pfeilen dieser Augen, der Melodie dieser Stimme, dem lebendigen Spiele dieser Phantasie, den zauberzerstörenden Schild, den Sie, als mein treuer Ubaldo, mir gereicht, entgegensetzen, und befinde mich leidlich dabey. Damit soll aber gar nicht gemeint seyn, als wäre ich unempfindlich gegen so viel Schönes, das ich stets vor mir sehe. Alexandrine ist sehr schön, und kann, wenn sie will, sehr liebenswürdig seyn. Sie fand es bis jetzt nicht der Mühe werth, dieß ganz, so wie sie es kann, gegen mich zu seyn. Ich erkenne das wohl; denn ich habe sie in Mayland in allem Glanze ihrer Unwiderstehlichkeit gesehen. Daß ich diesen Unterschied fühle, sichert mich auch für den Zeitpunct, wo es ihr einmahl, der Abwechslung wegen, oder weil sie nichts Besseres zu thun wüßte, einfallen könnte, sich mir eben so zu zeigen. Ich habe ihr zu genau in die Karten geschaut, und werde mich zu hüthen wissen. Aber mich ergötzt dieses Spiel; es füllt manche leere Stunde mei-

nes nicht sehr beschäftigten hiesigen Aufenthaltes aus, und bereichert mein Buch der Erfahrungen. Es könnte zu mancherley gut seyn, diese Herzoginn, die ihres Vaters Herz und somit vielleicht seinen Scepter in Handen hat, seine gewogene Freundinn nennen zu können; es könnte — doch wozu alle Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten aufzählen, die sich in der Ferne der Zukunft verworren vor meinem Blick bewegen! Laßt uns der Gegenwart genießen, so lange sie uns lächelt, und nicht forschen, was drüber hingeht! Für jetzt soll es meine Aufgabe seyn, die schöne Unglückliche zu trösten, ihr entweder den entflohenen Freund wieder zurückzuführen, oder, wenn das nicht gelingt, zu versuchen, was ich ihr gelten kann. Auch werden Sie wohl einsehen, meine schöne Freundinn, daß der Eifer, womit ich den ersten Theil meines Planes ausführen werde, sehr von dem abhängt, was ich vom zweyten zu hoffen habe. Werden Sie mich deßhalb eigensüchtig oder wohl gar falsch schelten? Ich denke, nein! Daß jener düstere Mensch, mit seiner eigensinnigen Liebe für die alte Schöne, eine Frau wie Alexandrinen nicht beglücken kann, ist erwiesen; eben so erwiesen ist, daß noch kei-

ne ihrer Leidenschaften länger gedauert hat, als bis sie des Heißgewünschten ganz sicher war. Was thun wir für Übels, wenn wir jener unrecht gepaarten Verbindung ein Ende machen, die Keinem Glück, und Alexandrinen, indem sie, langsam und allmählich aufhörend, selbst den Reiz eines verschönernden Unglückes verliert, keinen wahren Verlust zuziehen kann? Lassen Sie uns also klar erkennen, was wir wollen, und dann mit raschen Schritten auf unser Ziel los schreiten! Daß ich auf Ihren Beystand zählen kann, weiß ich, und werde Ihre Hülfe vielleicht bald in Anspruch nehmen.

Fünfzigster Brief.

Lucie Florheim an Rosalinden.

Ellhof den 1. September 1809.

Vor zwey Monathen habe ich einen frevelhaften Gedanken ausgesprochen, indem ich dir in einem meiner Briefe schrieb: Wenn nur so ein Wesen, das nun einmahl hienieden nicht mehr glücklich seyn kann, auch die Macht hätte, die Leiden seiner Lieben auf sich zu nehmen! Ob in einem verlornen Daseyn ein Paar Dornen minder oder mehr stehn, was liegt daran? Das war eine Großsprecherey; und der Himmel hat mich dafür gestraft. Ach, ich bin nicht so edel, als ich damahls in der Eitelkeit des Unglücks dachte! Wenn wir recht unglücklich sind, sind wir so geneigt, uns für bes-

ser als andere Menschen zu halten; wir erheben uns in der Idee eben so hoch über sie, als der Himmel sie im Glück über uns gestellt hat; wir vermessen uns, recht viel dulden und leisten zu können; und wenn das Schicksal uns beym Worte nimmt, wie jetzt mich, o wie stürzt die geträumte Größe in Staub zusammen! Wie fehlt es uns an Allem, was wir damahls zu besitzen glaubten, an Kraft, an Willen, selbst an Geduld und Liebe!

Mein Vater kam gestern zu ungewöhnlicher Stunde nach Erlhof, und ließ mich in den Garten rufen. Ich fand ihn allein in der Laube. Es stand etwas in seinem Gesichte, das mich auf den ersten Blick wie ein Frost durchrieselte — etwas Trübes, Gespanntes. Er hieß mich zu ihm sitzen, und sah herum, ob wir nicht gestört werden könnten. Das alles vermehrte meine Angst, und mit klopfendem Herzen setzte ich mich neben ihn. Nun fing er nach einer langen Einleitung wegen meines Alters, das schon über die Zeit der ersten Blüthe hinaus sey, an, von der Nothwendigkeit zu sprechen, in dieser Welt, die von so wilden Stürmen bewegt werde, einen festen Anhaltspunct zu haben. Er schilderte das traurige Loos eines unverheiratheten Mäd-

chens, selbst wenn es Vermögen habe; er sprach von der Unsicherheit der Glücksgüter in unserer jetzigen stürmischen Zeit, und von dem Elend, das eines einsamen Frauenzimmers warte, wenn es arm, hülflos, alternd, unter harten Fremden, unter noch härteren Verwandten zurückbleiben müsse. Er kam endlich darauf, daß sein Vermögen nicht so groß sey, als es der Ruf schildere, daß ich noch vier Geschwister hätte, und daß die jetzige Zeit, wo die übermäßige Einwirkung fremder Gewalt auf die Handelsverhältnisse Deutschlands den Stand des Kaufmanns unsichrer mache als je, ein festes Zusammenwirken, ein für einander Stehen Mehrerer dringend nothwendig mache. Kurz, er rückte immer näher mit einem Antrage, den ich voll Grauen nicht erst in der gegenwärtigen Stunde, sondern schon seit langem hatte kommen sehn; ja ich kann nicht einmahl sagen, daß es ein Antrag war, denn er sprach es als Befehl aus. Er hieß mich mit deutlichen Worten, jetzt, wo unsrem Hause ein höchstwichtiger und bedenklicher Zeitpunct bevorstünde, die langverkannte Liebe eines reichen, geschickten und redlichen Mannes mit Dank zu erkennen, Neuenbach, der mich mehr liebte, als ich verdiente, meine

Hand, und dadurch unserm ganzen Hause eine feste Stütze zu geben.

Ich erwiederte nichts. Ich war unfähig dazu. Ich fühlte, daß ich erbleichte, und welche Veränderung in meinen Zügen vorging. Mein Vater sah sie nicht, oder wollte sie nicht sehen; vielmehr verlangte er eine Antwort auf der Stelle. Ich winkte mit der Hand, und bath schweigend um Schonung. Jetzt verstand er meine innere Bewegung nur zu wohl. Entrüstet fuhr er empor, und überhäufte mich mit Schmähungen, mit Äußerungen seines Unwillens gegen Einen, dessen Verhältnisse nie an eine feste Verbindung mit mir denken lassen könnten, und der weder Neuenbach, noch einem Andern den Platz in meinem Herzen streitig machen könne. — Das vermuthete mein Vater aus frühen Ereignissen; von den letztern Begebenheiten weiß er nichts. — Ach, wie weh that er mir mit diesen Worten, die auf einen Glauben an den Bestand unserer Verbindung hinwiesen, indessen ich so schmerzlich vom Gegentheil überzeugt bin!

Der Zorn meines Vaters war so heftig, daß es mir in manchen Augenblicken scheint, als könne der Widerwille, der sich unwillkührlich gegen eine Verbindung mit Neuenbach in mei-

nem Betragen ausgesprochen, unmöglich allein eine solche Wirkung hervorbringen, da mein Betragen ja niemahls zu entgegengesetzten Hoffnungen berechtigt hatte. Es kam mir vor, als lägen hier andere Gründe verborgen, die vielleicht noch beunruhigender seyn könnten, als das, was ich schon vernommen.

Wie dem auch sey, das Unangenehmste, was mir in meiner Lage geschehen konnte, ist eingetreten. Häuslicher Unfrieden, und der Unwille meines Vaters liegen auf mir. Es waltet ein mißtrauischer Geist zwischen uns Allen. Im größten Zorn ging mein Vater nach jener Unterredung von mir. Seitdem hat er kein Wort mehr mit mir gesprochen, mich keines Blickes mehr gewürdigt, und ist ohne weitere Äußerung außer einigen finster drohenden Ausdrücken in die Stadt gefahren. Die Geschwister sehen mich und sich untereinander ängstlich an, und ihre Mienen fragen mich um die Lösung des bangen Räthsels.

Wie mir diese zwey Tage her gewesen, kannst du ermessen. Die Unmöglichkeit, irgend eine Verbindung dieser Art einzugehn, steht klar vor mir. Ich kann nicht Neuenbach, ich kann keinem andern Manne mehr meine Hand reichen; denn

ich kann für keinen auch nur so viel Neigung fühlen, als nöthig ist, damit er leidlich mit mir lebe. Mein Gefühl ist zerknickt. Wenn ich diese Zeit her Niemanden, selbst dir nicht, geklagt habe, kam es daher, daß ich jede Berührung, auch die leiseste, der wunden Stellen scheute; ich weiß, wie sie unaushaltbar schmerzen würden, und ich bin es den Meinigen schuldig, mich besonnen, und zu meinen Pflichten tüchtig zu erhalten.

Das meinem Vater deutlich zu machen, ist unmöglich. Er, dessen Herz bey strenger Rechtlichkeit und allgemeinem Wohlwollen selbst in der Jugend kein besonderes Bedürfniß ausschließender Neigung, keinen Begriff von den heiligen Banden innerer Harmonie gehabt, wie sollte der in seinem sechzigsten Jahre mich verstehn!

Was aber ist zu thun? wirst du fragen. Mein Entschluß ist gefaßt; er geht aus der Erkenntniß der Unmöglichkeit hervor. Ich kann nicht. Ich sehe den Sturm kommen, den ich dadurch über mein Haupt ziehe; aber ich bin es Neuenbach, den ich über Alles achte, schuldig, ihn nicht unglücklich zu machen. Er müßte es an meiner Seite werden.

Darum war es frevelhaft, jenes im Eingang dieses Briefes erwähnte Wort auszusprechen; denn ich kann, und darf es nicht halten. Eine schwache Hoffnung habe ich noch. Neuenbach wird die Hand des Mädchens vielleicht selbst nicht wünschen, deren zerrissenes, durch einen Andern, Mehrgeliebten, zerrissenes Herz er nur zu wohl kennt.

Ein und fünfzigster Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

D..g den 6. September 1809.

Was soll ich dir schreiben? Wie soll ich dem Gefühl Worte geben, das jetzt meine Brust beseligend und schmerzend erfüllt? Ich stehe am Wendepuncte meines Lebens; nicht bloß das Glück oder Unglück meiner Zukunft — der ganze Inhalt meines Daseyns liegt auf der furchtbaren Wagschale. Wird sie sinken oder steigen?

Der alte Florheim hat meine Liebe zu seiner Tochter erkannt. Wenn ich mich auch mit der höchsten Bescheidenheit betrug: dem Augen des Vaters, unter dem wir lebten, konnte diese Wahrnehmung nicht länger entgehn, und wohl weiß ich, daß in der Zeit der gefährlichen Krankheit Luciens all mein Thun und Reden mich ver-

rathen haben muß. Wie wäre es auch möglich gewesen, sich in dieser Lage zu beherrschen? Wer das vermocht hätte, müßte mehr oder minder als ein Mensch gewesen seyn. Ich konnte aus des Vaters Benehmen und manchen Äußerungen wohl schließen, daß ihm ein Tochtermann, der in der Zukunft seine Geschäfte mit Treue und Klugheit führen, und sein liebstes Kind nicht von ihm entfernen würde, nicht unerwünscht wäre. Keines von uns brach die zarte Schranke des Schweigens, welche inniges Gefühl und Ungewißheit um unsre Gemüther gezogen. Lucie mußte wissen, daß, und wie heiß ich sie liebte, und Beyde konnten leicht vermuthen, daß auch ich in ihren Seelen zu lesen wünschte. Es war eine schmerzliche und doch schöne Zeit diesen Frühling und Sommer hindurch, wo ich sie, kaum von einer schweren Krankheit genesen, sich langsam erhohlen, und gleich einer matten Blume das schöne Haupt schüchtern wieder erheben sah. Ich durfte ihr nahe seyn, ich durfte zuerst ihre noch müden Schritte durch Feld und Wald, durch das erwachende Leben der Natur leiten; ich führte sie auf die zarten aufsproßenden Gräser, wo die meisten Blumen dufteten, und die sanftesten Schatten kühlten. Und wenn sie dann

nach Hause kam, recht erschöpft und müde, wir ihr einen bequemen Sitz unter dem luftigen Peristyl des Landhauses bereiteten, sie dankbar lächelte, mir freundlich zuhörte, wenn ich vorlas, und nur zuweilen ein düsterer Schatten über die schönen Gesichtszüge flog — o wie war ich selig!

Später wurde es mir nicht so gut. Herzenswunden sind schlimmer zu behandeln, als das Gift des Körpers. Nach jenem gewaltsamen Riß durch ihr Inneres war unser Beysammenseyn nicht mehr so tröstend. Ich fand den Schlüssel zu ihrem Herzen nicht, ich konnte sie nicht begreifen; aber selbst in dieser räthselhaften Stellung lag ein neuer Reiz für meine bezauberte Seele. Sie sprach nie von dem, was ihr Gemüth bewegte, sie vermied sichtlich jede Erinnerung, und wies sogar Theilnahme und Trost streng ab. Warum that sie das? Sollte der gerechte Unwille in ihr die gekränkte Zärtlichkeit besiegt haben? Scheute sie nur mein Eindringen in das Geheimniß ihres Kummers, weil sie mir verbergen wollte, was aus mancher Ursache mich tiefer, als jeden Andern, ergreifen mußte? War es Schonung, Stolz, Eigensinn? Gott weiß! Sie machte mir das Le-

ben mit ihr schwer, aber doch — o wie so unendlich schön!

Jetzt auf einmahl, nachdem zwey Monathe in diesem stillen Beysammenseyn verflossen, rückt der alte Florheim sichtbar näher. Er begegnet mir mit mehr Güte und Vertrauen, als je; und ich muß mich um so mehr darüber verwundern, da ich ihm meine Hülfe und Mitwirkung zu seinem geheimen Plan geradezu verweigert habe. Endlich nach manchen Unterredungen, die in engern oder weitern Kreisen diesen Punct umgingen, tritt er vor drey Tagen unumwunden mit dem Antrag hervor, mir Luciens Hand, und einen bestimmten Theil am Gewinnste seiner Handlung zu geben. Er glaubte in mir den Menschen zu finden, der einst seine Stelle unter seinen Kindern vertreten, was er erworben, verwalten, vermehren, und so das wohleingerichtete Haus in liebevoller Einigkeit zusammenhalten könnte.

So sehr mich dieß Vertrauen rührte, so entzückend im ersten Augenblick der Gedanke vor mir stand, Lucien, und mit ihr den Inbegriff meiner Wünsche zu besitzen, so kalt durchschauerten mich im nächsten Momente die Fragen: Aber wird auch Lucie einwilligen? Wird die Freundschaft, die sie für dich fühlt, nicht zu kühl seyn,

um sie zu diesem Entschlusse zu vermögen? Werden der Wunsch des Vaters, das Bewußtseyn, wie glücklich sie dich und ihr ganzes Haus macht, jene milde Wärme zu höherer Gluth steigern? Oder soll ich zittern, daß ein anderes, längst als unwerth erkanntes, Bild noch zu mächtig in ihrer Brust herrsche?

Aber warum sollte ich eben dieß, das schmerzlichste von Allen, fürchten? Warum sollte ich nicht hoffen dürfen, daß eine klare Überzeugung den früheren Irrthum allmählich heilen, und das Bewußtseyn, geliebt zu seyn, eben so allmählich Platz in ihrem Busen gewinnen könnte? Sind denn solche leise Einwirkungen der mächtigen Zeit etwas Unerhörtes, und haben sie nicht vielmehr in den Tiefen des menschlichen Herzens ihren festen Grund?

Und dennoch — warum bange ich? — Warum verläßt mich jede Zuversicht, wenn ich an den Augenblick denke, wo der Vater sie mit diesem Plane bekannt machen wird, und ich zu ihr hintreten, den entscheidenden Ausspruch aus ihrem Munde vernehmen soll? Wenn sie mich ausschlüge? Wenn ich die Schmach erfahren müßte, jenem Andenken aufgeopfert zu werden! —

Ich würde es nicht ertragen; Schmerz und verletzter Stolz würden mich zu ihren Füßen entseelen. In wenig Tagen muß mein Schicksal entschieden seyn. Es sind nur wenig Tage; aber jeder hat vier und zwanzig Stunden, und in jeder Stunde wechseln Entzücken und Verzweiflung, Himmel und Hölle in meiner Brust!

Zwey und fünfzigster Brief.

Franciska Florheim an Rosalinde.

Erlhof den 8. September 1809.

Sie werden nicht ohne Befremden, mein schätzbarstes Fräulein, in diesen Zeilen die Hand Ihrer Freundinn, meiner Schwester Lucie, vermissen. Ihr Unvermögen, in der Lage, in welcher sie sich befindet, Ihnen irgend eine Schilderung ihres und unsers Zustandes zu geben, muß sie entschuldigen. Weiß doch ich kaum, was ich schreibe. Uns hat ein großes Unglück getroffen. Die Hoffnung eines ungemeinen Gewinnstes — die lockendste Anreizung für einen Kaufmann, für einen Vater vieler Kinder — hat den unsrigen vermocht, sich in eine gewagte Speculation mit den durch fremde Tyranney so hoch verpönten Colonialwaaren einzulassen. Viele hun-

dert Centner von allen Arten derselben sind auf Rechnung meines Vaters nicht allein in unsern Magazinen, sondern theils auf dem Wege von Hamburg bis hierher, theils an letztgenanntem Orte selbst vorfindig gewesen, durch einen schändlichen Verrath ergriffen, und von den Französischen Mautbehörden mit großem Aufsehn in Beschlag genommen worden. Diese Hinwegnahme zertrümmert nicht allein das ganze äußere Glück unserer Familie, denn der allergrößte Theil von meines Vaters Vermögen ist auf jene Ankäufe verwendet worden; sie droht auch noch das innere Heiligthum unserer Ruhe anzugreifen, indem wir fürchten müssen, daß meines Vaters Freyheit, ja vielleicht sein Leben in Gefahr sey. Napoleon, entrüstet über so manchen Versuch der Deutschen Handelsleute, sich eine Freyheit, die ihnen von Gott und Rechtswegen zukömmt, durch einen fremden Usurpator nicht rauben zu lassen, soll sich schon vor längerer Zeit erklärt haben, daß er das nächste Mahl ein furchtbares Beyspiel aufstellen wolle, wenn seine Befehle abermahls übertreten würden. Es ist geschehen. Was wir zu erwarten haben, steht in Gottes Hand.

Mein Vater hat sich entfernt. Wohin? wis-

sen wir nicht. Verstörung und Jammer herrschen in unserm Hause. Neuenbach soll unsere Stütze seyn. Ihm hat der Vater im Fliehen uns übergeben; er hat ihn der Schwester zum Gemahl, uns zum Vater bestimmt. Dafür soll er seine Sache, erst hier in O..g, und, wenn es nöthig ist, auch in Paris vertheidigen, bey den obersten Behörden die Ungerechtigkeit des Verfahrens muthig beweisen — man hat sich offenbare Partheylichkeiten und Übervortheilungen erlaubt, ohne welche die ganze gegen meinen Vater erhobene Beschwerde nicht Statt hätte haben können — und seiner Braut, seinen künftigen Geschwistern das Vermögen und den Vater erhalten.

Was das für Auftritte waren, als die Gensd'armen unten im Magazin erschienen — ich war damahls gerade in der Stadt — als keine Vorstellungen, keine Klagen über ungerechte Beschuldigung, gegen die zu wohl unterrichteten französischen Beamten mehr galten, als man den Vater überall unter den härtesten Bedrohungen im Hause suchte, jeden Winkel durchstöberte, Neuenbach ihrer Wuth kaum mehr Einhalt zu thun vermochte, sich, nachdem er sie endlich durch Bitten und heimlich gebothene Ge-

schenke entfernt hatte, auf's Pferd warf, und pfeilschnell nach Erlhof eilte, wo der Vater sich verborgen hielt, dem ein Freund ein Paar Stunden früher von dem Ausbruch des Unglücks Kunde gegeben hatte — das vermag ich Ihnen nicht zu schildern. Mir kräuseln sich die Haare auf dem Scheitel, und die Angst schnürt mir die Kehle zu, wenn ich nur daran denke. Eine Stunde nach Neuenbach traf auch ich in Erlhof ein. Hatte ich in der Stadt Schreckliches erlebt, so wartete nun das Schmerzlichste auf mich. Der Vater war, während ich und Neuenbach uns noch in der Stadt befanden, nach Erlhof gekommen. Sein erstes Wort fragte nach Lucien. Sie erschien, und bebte zurück, als sie den Ausdruck der Verzweiflung in seinem Gesichte sah. Er führte sie in's nächste Zimmer, schloß es ab, entdeckte ihr mit bleichen zitternden Lippen, am ganzen Körper bebend, die Lage seiner Angelegenheiten, und erklärte ihr, daß es nur Ein Mittel gäbe, ihn von der Schande, vielleicht vom Tode, und seine Familie vor Elend zu retten: sie müsse sich entschließen, Neuenbachs Hand, und zwar auf der Stelle anzunehmen, damit dieser bewogen werde, für sie und die ihrigen Alles, auch das Schwerste zu unterneh-

men, und, wenn es doch mißlänge, und er, unser Vater, seinem Schicksale unterliegen müßte, seine Stelle bey uns allen zu vertreten.

Meine Schwester stand vernichtet. Sie erbleichte, die Heftigkeit der innern Erschütterung gab sich in ihren Zügen, in dem Zucken ihrer Glieder kund. Sprechen konnte sie nicht im ersten Augenblick. Der Vater drang in sie. Endlich fand sie doch den Muth, eine Weigerung zu stottern. Da entflammte sich sein furchtbarster Zorn; er drohte ihr mit seinem Fluch. Lucie bebte, und schwieg noch. Da stürzte der Vater vor ihr auf die Kniee, und beschwor sie bey dem Andenken ihrer Mutter, sein Leben, das Glück ihrer Geschwister, zu erhalten. Sie sah ihn an, ihr Auge brach, sie stammelte: Ja, ich will — und sank dem Vater ohnmächtig in die Arme. Er rief nach den Leuten. Man brachte die Schwester zu Bette, und erweckte sie nur mit Mühe. Als ich ankam, unterrichteten mich die Worte der Dienstleute zum Theil von dem Vorgefallenen. Ich eilte zu Lucien, fand sie aber so erschöpft, daß sie erst nach ein Paar Stunden fähig war, mir in abgebrochenen Sätzen zu erzählen, was man von ihr gefordert, was sie bewilligt. Ich erschrack vielleicht nicht minder,

als die Arme selbst; denn mir ist der Zustand ihres Herzens, den sie mir vor einiger Zeit enthüllt, nur zu gut bekannt.

Daß Neuenbach sie jetzt nicht sprechen darf, wenn nicht ein einziger Blick auf sie ihm verrathen soll, mit welchem Gefühl sie seine Hand annimmt, und somit das ganze Opfer vereitelt wird, versteht sich von selbst. Der Schrecken, den das Unglück des Vaters ihr verursacht, und ihre noch sehr reizbare Schwäche sind für jetzt hinlängliche Entschuldigung, um die unglückliche Braut dem Auge des unerwünschten Bräutigams zu entziehen. Aber wie lange wird sich das noch thun lassen?

Wenige Stunden nach jener Scene reiste mein Vater ab, nachdem er mit Neuenbach eine lange und heftige Unterredung gehabt. Dieser geht verstört im Hause umher, fragt jetzt ängstlich nach Luciens Befinden, und scheint im nächsten Augenblick froh, daß er sie nicht zu sehen braucht. In Luciens Gemüth arbeitet ein Sturm, den ich vertoben, und sich selbst stillen zu lassen für's Beste halte. Jede fremdartige Einmischung scheint mir das Geschäft der Seele eher zu stören, als zu fördern. Sie ist meist stumm, und spricht kein Wort, als was vonnöthen

ist, um anzudeuten, was sie unumgänglich bedarf.

Ach, wenn Sie, mein verehrtes Fräulein, sich entschließen könnten, unser Haus, dieß Haus der Trauer und des Elends, in dieser Zeit zu besuchen, wenn sie nur auf zwey Tage herüberkommen könnten — L** ist ja nur vierzehn Stunden von Erlhof entfernt, und ich würde Ihnen die Pferde bis Morfeld entgegenschicken— welche unendliche Wohlthat wäre das für Lucien, für uns Alle! Ihre Gegenwart, Ihre milde Freundschaft allein würden den starren Kampf von meiner armen Schwester Herz lösen, und segensreich vollenden, was unsere Einmischung nur verderben könnte. Überlegen Sie diese meine Bitte! Sie ist der Zweck des gegenwärtigen Briefes. O verwerfen Sie sie nicht, und glauben Sie, daß nicht allein Lucie, daß die Geschwister alle, die mit so inniger Liebe an ihr, wie an einer zweyten Mutter, hängen, Ihnen zeitlebens für diese Wohlthat dankbar seyn würden!

Drey und fünfzigster Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

O..g den 10. September 1809.

Der schreckliche Schlag, den ich lange mit Furcht über unsern Häuptern schweben sah, ist gefallen. Was bald überall bekannt seyn wird, Florheims Unglück und der Fall seines Hauses, brauche ich dir nicht mehr länger gewissenhaft zu verschweigen. Er hat sich gegen meinen Rath, gegen meine dringendsten Vorstellungen und Bitten in eine tollkühne Speculation mit Colonialwaaren eingelassen, die er, von dem Gewinn gelockt, in ungeheurer Menge von Hamburg hat kommen lassen. Beynahe sein ganzer Credit war in Anspruch genommen, um die Summen herbeyzuschaffen, die jener Ankauf erforderte; alles war, wie er dachte, mit großer Schlauheit und

Umsicht eingeleitet, und er rechnete sich mit der Leichtigkeit der Fabel vom Milchtopfe die Tonnen Goldes her, die er im Geiste schon in seinen Cassecoffern sah.

Ein unglückliches Zusammentreffen, einer von jenen tükischen Zufällen, womit das Schicksal der menschlichen Klugheit spotten zu wollen, und mit unsern weisesten Planen nichts als ein höhnisches Spiel zu treiben scheint, mußte es veranlassen, daß ein ehmahliger Commis des Hauses, den Florheim vor ein Paar Jahren eines bedeutenden Fehlers wegen verabschiedet hatte, eine Ahnung von dieser Geschichte erhielt. Der Mensch, seit er aus dem Comtoir entlassen war, hatte so eine Art von Mäkler und Speculanten gemacht, wie sie die Zeit haufenweise gleich Pilzen hervortreibt, die alle schmuzigen Winkel durchstöbern, und jede Gelegenheit erfassen, wo sich ihnen Gewinn beuth. Bey diesem gesellte sich noch die Rachsucht dazu. Er kam, Gott weiß wie? auf die Spur dieser Unternehmung, er verfolgte sie, ward immer gewisser, nahm sich aber wohl in Acht, etwas vor der Zeit merken zu lassen, und ließ Florheim ungewarnt immer tiefer, immer sicherer, sich mit unauflöslichen Banden umstricken. Jetzt, da Al-

les auf dem Punct war, um für gelungen angesehn zu werden, und Florheim seine Reichthümer beynahe in Sicherheit glaubte, brach auf einmahl das Unglück aus.

Ein Wagen, welchen man so unverdächtig über die Grenze zu bringen hoffte, wie schon früher fünf ähnliche angekommen und in Florheims Magazinen abgeladen worden waren, wurde ergriffen, und fast in demselben Augenblick, wie jenes Verfahren an der Grenze Statt hatte, erschienen französische Douaniers, von Gensd'armes begleitet, hier im Hause, um die Magazine zu durchsuchen. Es war deutlich, daß hier Verrath im Spiele war. Florheim hatte nur eben so viel Zeit, um nach Erlhof und von da über die Grenze zu entweichen. Wir konnten uns der Durchsuchung nicht widersetzen. Die Waaren wurden sowohl im Hause, als auf den Wegen, wo sie sich noch unterwegs befanden, ergriffen, und selbst, was zwar gekauft aber ungepackt in Hamburg liegt, soll confiscirt werden. Der Schaden ist ungeheuer. Florheims ganzes Vermögen erliegt ihm, und wollte der Himmel, daß dieß das Schlimmste wäre, was uns bevorsteht! Aber auch seine Freyheit, ja vielleicht sein Leben ist bedroht, wenn man seiner habhaft werden soll-

te. Die Verkettung der Umstände, aufgefangene Briefe, unbehuthsame Äußerungen erregen den Verdacht, daß er sich mit Englischen Emissärs in geheime Verbindungen eingelassen, und Manches zum Schaden unsrer Unterdrücker gethan haben soll. Wer, der ein wahrhaft deutsches Herz im Busen trägt, kann ihm das verargen? Dennoch stürzt es vielleicht ihn und seine Familie in rettungsloses Unglück.

Du kannst denken, wie zerrüttet das ganze Haus ist. Auf mir liegt die Last aller Geschäfte, aller Verwirrungen und Unannehmlichkeiten, welche die unberufene Einmischung unsrer Dränger in das Innerste unserer Angelegenheiten mit sich bringt. Ich muß mit diesen übermüthigen Peinigern reden, unterhandeln, abwenden, was sich abwenden läßt. Mein Innerstes empört sich, nur mit Anstrengung halte ich den Ausbruch gerechten Unwillens gegen unsre Tyrannen zurück, und diese Qual greift mein Gemüth nicht viel minder an, als die zerrüttete Lage des Hauses, an das ich mich mit so vielen und so schmerzlich-süßen Banden gebunden fühle.

Dennoch, so bitter jene Verhältnisse sind, umstrickt mich noch ein drittes, das in seinen wunderbaren Verschlingungen noch empfindlichere

Martern enthält, das mich innerlich zersplittert, ein Chaos in mir aufregt, und mich über meine eigenen Wünsche und Aussichten so ungewiß macht, daß es Augenblicke gibt, wo ich, keines klaren Gedankens mehr mächtig, im glühenden Gehirn wie Zuckungen des Wahnsinns fühle. Es ist meine Stellung zu Lucien. In jener furchtbaren Stunde, als der alte Florheim, an Ehre Glück und Leben verzweifelnd, sich mit der Angst des Schiffbrüchigen an dem letzten Anker der Hoffnung hielt, sprach er mit Lucien über die Nothwendigkeit, sich einem Beschützer und Retter in die Arme zu werfen, er sprach von meiner Liebe zu ihr, er rieth ihr, meine Hand anzunehmen. Mir sagte er dasselbe, als ich eine Stunde darauf nach Erlhof kam, um ihn zur schleunigen Flucht aufzumahnen. Er legte Luciens, seiner Kinder, seines ganzen Hauses Geschick in meine Hand. Es war eine entsetzliche Unterredung; denn Florheim war nicht ergeben, nicht einmahl gefaßt — er war in Verzweiflung. Was Lucie auf seinen Antrag erwiedert, weiß ich nicht. Daß es ein Geheimniß bleiben kann, würde in jeder andern Gelegenheit alle meine Hoffnungen niederschlagen, mich mit Eiseskälte auf ewig von ihr entfernen. Nein! Wenn diese über alles ge-

wünschte und geliebte Hand sich nicht freywillig in meine fügt — ich würde ihr muthig entsagen, und mein unaussprechliches Elend mit stolzem Selbstgefühl ertragen. Durchaus kein Zwang, nicht einmahl Überredung darf einen Theil an ihrem Entschluße haben. Frey muß er aus der zarten Neigung, aus dem Bewußtseyn, treu geliebt zu werden, aus der Erkenntniß, daß nur solche Liebe dauernd glücklich machen kann, hervorgehn; sonst laß uns Jedes seinen Weg einsam, aber muthig, gehen!

Ich habe dir das Alles ruhig, wie es scheint, hingeschrieben. Wie es in mir stürmt, schildert keine Feder, spricht kein Wort aus. Die Lage des Hauses forderte meine ganze Besonnenheit; ich habe kaum soviel, um zusammenhängend zu denken. Seit vier Tagen ist Florheim fort, Lucie krank. Ob ihres Vaters Schicksal, das Unglück ihres Hauses allein sie so heftig erschüttert hat? Ob der geäußerte Wunsch ihres Vaters sie so erschreckt? Wer kann mir das sagen? Und doch hängt von dieser Entscheidung das ganze Wohl oder Weh meiner Zukunft, der ganze Werth meines Daseyns ab. O nur einen Strahl des Lichts in dieser Nacht, in der zuletzt noch mein Verstand untergehn wird! Man ruft mich ab. Leb wohl!

Vier und fünfzigster Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z* an ihren Vater.

Frankfurt den 12. September 1809.

Es war mein fester Vorsatz, mein erlauchter theurer Vater, schon vor einigen Wochen zu Ihnen, in mein liebes K**, in Ihre Vaterarme wiederzukehren, wo allein von jeher mir so recht wohl war, und aus denen ich mich nie entfernte, ohne mich dafür gestraft zu fühlen. In Paris waren meine Geschäfte, wie meine Lust zu Ende. Sie hatten Ihren Commissionär abgerufen, um ihn in Marseille zu andern Aufträgen zu brauchen. Er verließ Paris mit einer Eile, die mir halb lächerlich, halb ärgerlich schien. Was sollen diese Seltsamkeiten? Wie will ein schöner, genialer junger Mann, dem die große Welt und ihr leichtes sicheres Wirken nie fremd war, uns

überreden, der Aufenthalt in Paris sey ihm widerlich? Da liegt etwas Anderes, zum mindsten eine Falschheit zum Grunde; und falsch — soll der Mensch, der starke, höhere, nie seyn! Mögen schwache Naturen mit diesen gebrechlichen Waffen kämpfen! Die kräftige Seele bedarf ihrer nicht. Und sollte ich Alphons zu den Schwachen rechnen müssen? Beynahe! In K** und zumahl in Lindenhain habe ich ihn nicht so erkannt. Aber das war Blendung des ersten Augenblickes. Das Anziehende der Erscheinung. Ihre allzugütige Meinung von ihm, selbst, daß er krank, niedergeschlagen und einer zarteren Sorge bedürftig schien, mag mich bestochen haben. Ich sah etwas Außerordentliches in ihm. Es ist nicht das erstemahl daß er mir so erging, wie es, glaube ich, allen besseren Menschen oft ergeht, die ein nie zu verwirklichendes Ideal höherer Menschheit in der gehobenen Brust tragen. Wir suchen es außer uns — ein sehr verzeihlicher Irrthum! — wir schwören in den Jahren hoffnungsreicher Jugend darauf, daß wir's finden müssen. Etwas Ähnliches zeigt uns das Schicksal; wir fahren schnell zu, wir großen Kinder, und meinen, den Regenbogen, da, wo er auf der Erde steht, mit allen seinen brennen-

den Sonnenfarben leicht zu fassen. Aber der schöne Schein hebt sich vor unsern Blicken auf, steht plötzlich anders wo, und wir greifen in nichtige Luft. Glücklich noch, wenn es so geht, und uns nicht die thauende Wolke selbst mit all ihren düstern Nebeln und bittern Thränen bleibt, daß wir das Leben über der entflohenen Täuschung verweinen!

Dießmahl hat zum Glück die meinige nicht so lange gewährt, daß ihre Flucht mich unglücklich gemacht hätte. Ich habe geirrt; ich nahm das mehr als Alltägliche für Außerordentliches, das nicht Gemeine für Erhabenes. Ein Jahr, der Aufenthalt in Paris, das täglich ungestörte Zusammenseyn haben mich nach und nach über meinen Irrthum sanft belehrt. Nicht daß ich den Mann in Ihren Augen, mein theurer Vater, verkleinern wollte — zu den Geschäften Ihres Hofes ist er so trefflich geeignet, wie vielleicht kein Anderer; sein gebildeter Geist, seine sittlichen Vorzüge machen ihn als Menschen schätzbar, und daß er Ihr Vertrauen und Ihr Wohlwollen erworben hat, bürgt für das nicht Alltägliche seiner Verdienste — aber, was ich an ihm zu finden glaubte, hatte meine Phantasie in ihn hineingelegt. Die Wahrheit gibt es mir nach

einiger Zeit zurück, und er steht in seiner eigenthümlichen Gestalt vor mir.

Wie wunderlich, ja wie unbegreiflich ist sein Betragen! Ich schweige von seinem Benehmen gegen mich, und erwähne bloß seines Verfahrens in seinen Dienstverhältnissen. Er sucht unter dem Vorwand zerstörter Gesundheit um zeitliche Enthebung von seinen Geschäften oder wenigstens um Urlaub an, erwartet kaum Ihre allzugütige Erlaubniß, und eilt so sehr sich seinen Verpflichtungen zu entziehen, daß der Curier, der die Depeschen sehr schnell bringt, ihn schon beym Einpacken findet. Dann reiset er fort, sagt Niemand, wohin? und läßt keine Spur, keine Möglichkeit des Auffindens zurück. Heißt das Ihren Dienst ganz und gar aufgeben? Soll es ein Zug von Genialität seyn? Kann er unabhängig ohne Anstellung leben? Und wenn er nicht kann, wo ist, ich will nicht sagen die Klugheit und Consequenz, nur der alltägliche Menschenverstand bey diesem Verfahren?

Doch wozu mich länger bey einer Erscheinung aufhalten, die ich aufs Beste wie einen flüchtigen Traum betrachten muß, der mir einige Stunden lieblich vorgaukelte, und nun durch die Helle des Morgens und ein etwas unsanftes

Rütteln entflohen ist. Das ist vorbey. Elmwald ist für mich, und wahrscheinlich auch für unsern Hof todt. Ich betrachte ihn so, und von Todten muß man nichts als Gutes reden.

Als alle meine Bemühungen, einige Nachricht von Ihrem, Ihnen einst so ergebenen und brauchbaren, Diener einzuziehen, vergebens blieben, und ich mich überzeugt hielt, daß meine längere Anwesenheit in Paris weder Ihren noch meinen Absichten mehr nützlich seyn könne, beschloß ich, in Ihre Vaterarme, an Ihr Vaterherz zurückzufliehen, wo mir wieder wohl seyn, und mein Geist und Körper von vielfachen Erschütterungen ausruhen sollten. Ich kam krank nach Straßburg. Ich fühlte mich so aufgerieben, so angeekelt von Allem! Noch recht schwach, aber ohne bestimmtes Leiden, gelangte ich endlich nach Frankfurt. Die Stadt ist freundlich, belebt. Selbst die Spuren alterthümlich reichsstädtischen Wesens, die Überreste einer kräftig frommen Vorzeit, sprechen mich begütigend an, und das Herrliche, was einst war, und nicht mehr ist, in den Erinnerungen an die ehmahlige Größe des Deutschen Kaiserthums, und sein großartiges Wirken im Gegensatz mit dem, was Deutschland nun zu dulden und zu klagen hat,

klingt harmonisch in die elegisch weiche Stimmung meines Gemüthes ein. Mir ward besser, ruhiger in den Mauern der altberühmten Reichsstadt.

Da ließ sich ein Paar Tage nach meiner Ankunft ein Fremder in meinem Vorzimmer melden, der mir Nachrichten von meiner liebsten Freundinn, unserer geschätzten Gräfinn Herminie, zu bringen hätte. Wie sollte er nicht willkommen seyn, der so Willkommenes für mich bey sich hatte! Er ward vorgelassen. Es war Chevalier Dümesnard, dessen Sie sich noch wohl erinnern werden, als er vor vier Jahren in K** war, um zwischen Ihnen und dem Hofe, dem er damahls diente, das Ausgleichungsgeschäft wegen den Salzquellen bey ** zu betreiben. Ich war damahls nicht zu Hause; aber ich hatte ihn früher in Mayland kennen gelernt. Dort hatte sich ein Bild von ihm in meinem Geiste festgesetzt, das mir in der Stimmung, in welcher ich mich bey seinem Wiedersehen in Frankfurt befand, nicht eben erfreulich erschien. Ich betrog mich auch dießmahl; aber dießmahl hielt die Gegenwart bey weitem mehr, als die Erwartung versprach. Dümesnard ist, wenn Sie wollen, das gerade Widerspiel von Ihrem Elm-

wald; doch, wie Extreme sich meistens berühren, so kann ich auch sagen, daß diese beyden Polaritäten der männlichen Natur auch die gleiche Wirkung auf Andre nicht verfehlen können, sich alsogleich bemerklich, und das Studium ihrer seltsamen Erscheinung anziehend zu machen.

So wie Elmwald in seiner feinen Gestalt, mit den dunkeln Zügen und Augen, aus denen ein feuriger, ja heftiger Geist sprühet, mit der reizbaren Beweglichkeit seiner Seele das glühende Gefühl selbst in einer leichtdurchsichtigen Verkörperung scheint, so spricht sich in Dümesnards gehaltenem ruhigen Äußern die Erscheinung des Verstandes und dessen Herrschaft über sich selbst und die Welt aus. Dieß beurkundet sich in der würdigen, mehr vollen als hagern Gestalt, in den edlen Zügen, aus deren klarem Zusammenklang Besonnenheit, Ruhe und Scharfsinn blickt, in dem hellblauen Auge, das sich in jeden Begegnenden zu senken, und sein Innerstes mit scharfer Auffassung zu erkennen scheint, in dem feinsten Ton der großen Welt und all ihrer Leichtigkeit und Sicherheit des Taktes.

Sein erster Anblick muß, wie der Elmwalds, überraschen, und doch jeder so ganz anders, ja

entgegengesetzt. Seltsam! Ist es doch, als bestünden wir aus mehreren Naturen, oder hätten mehrere Seelen, die oft einander entgegengesetzt zu fühlen und zu schließen im Stande sind, und jede bedeutende Erscheinung rege die Eine oder Andre mächtig auf, indeß die Übrigen daneben in Schlummer liegen, und nur jene aufgeregte mit unwiderstehlicher Kraft wirkt. Wenn Elmwalds Persönlichkeit mächtig ergreift, zarte Theilnahme fordert, und den Wunsch, ihm gefällig zu werden, sich seinen Ansichten zu fügen, sich ihm mit jeder feinern Regung des Herzens willenlos hinzugeben, erregt; wenn sein tiefes düsteres Gemüth uns unwillkührlich in seine dunkeln Wirbel zieht, und wir den Gluthen seines Gefühls folgen müssen: so fesselt Dümesnards Erscheinung den Geist, belebt jede höhere Fähigkeit, entzündet den Witz, und läßt uns unser Selbst in freyer bequemer Beweglichkeit fühlen. Er entnimmt uns gleichsam den beengenden Schranken, welche Alltäglichkeit und hergebrachte Form um uns ziehen; die Sonderbarkeit seiner Ansichten blendet zuerst, und reizt zum Widerspruch; die Klarheit seines Geistes löst aber diesen bald in heitern Einklang auf, und so fühlen wir uns nach und nach in eine höhere Region gestellt, von wo aus wir das

Leben in ganz anderem Lichte betrachten lernen. Er ist erstaunlich gescheidt; ein ausgebreiteter Umgang mit Menschen von allen Ständen, allen Nationen, vielfache Reisen, und ein Verstand, der alle gemachten Erfahrungen zu einem hohen Ganzen zu verarbeiten wußte, machen ihn nicht bloß zu einem Weltmanne, sondern zu einem Manne der Welt. Dieser gehört er an, nicht Einem Volke, Einer Caste, Einem Glauben; und wenn es einen Kosmopoliten im höhern Sinne gibt, so ist es Dümesnard.

Diesen Mann, mein erlauchter Vater, bringe ich ihnen nun nächstens; und wenn auch für diesen Augenblick keine diplomatische Angelegenheit, wie damahls, seine Gegenwart bey uns erheischt, so bringt er mir die wenigen Wochen gern zum Opfer, um mein durch so mancherley Widriges aufgescheuchtes Gemüth in seiner wohlthuenden Nähe wieder zur Ruhe zu bringen. Ich habe ihm das nicht eben gesagt; aber er erkannte es, und both sich an, mich zu begleiten. Auch zieht der Wunsch, Herminien, die er seit Langem kennt und schätzt, und mit ihr in stetem Briefwechsel steht, bey uns wieder zu sehen, ihn nach K**. Der Herbst wird sie von ihrem traurig einsamen Landgute, wie ich hoffe, in die Re-

sidenz zurückrufen; auch naht sich, wie Dümesnard sagt, die Entscheidung ihres Processes. Ach, lassen Sie mich, theurer Vater, diese Angelegenheit meiner Freundinn, Ihnen, wie meine eigne, ans Herz legen, und geben Sie der Unglücklichen, die eine unselige Verbindung um alle Freuden einer hoffnungsreichen Jugend betrogen hat, durch die ausgesprochene Scheidung mit einer unabhängigen, wenn auch beschränkten, Existenz die Möglichkeit wieder, noch einmahl zu verkosten, was Zufriedenheit sey!

Es ist mir schon ein Paarmahl der Gedanke durch den Sinn gefahren, ob sich aus ihr und dem Chevalier nicht ein passendes und vergnügtes Paar machen ließe? Lächeln Sie immer über meine Heirathsstifterey! Ich habe mich selbst belächelt. Nein! Den Chevalier, so wie ihn keine Heimath fesselt, darf auch kein häusliches Niederlassen niederheften. Ich kann, ich mag ihn mir nicht als Ehemann denken; und Herminie bedarf eines weicheren nachgebendern Gefährten, als dieser Chevalier nie seyn würde. Aber ein schönes Leben soll uns und Ihnen in unserm Kreise für den nächsten Herbst und vielleicht den Winter aufgehen; denn ich verzweifle nicht an der Möglichkeit, unsern Kosmopoliten wenigstens

auf ein halbes Jahr in K** zu halten; und seine freysinnigen Ansichten, seine ausgebreiteten Verbindungen, sein nicht unbedeutender Einfluß auf viele deutsche Höfe, könnten Ihnen vielleicht eben so nützlich werden, als des aufgegebenen Flüchtlings dienstbeflissene Leistungen.

Fünf und fünfzigster Brief.

Lucie Florheim an Rosalinden.

Erlhof den 13. September 1809.

Es waren drey unendlich trübe und doch schöne Tage, die du, treue bewährte Freundinn, in dieser bangen Zeit bey mir zubrachtest. Nimm nochmahl meinen innigsten Dank dafür. Vergelten kann ich dir diese Liebe nicht; aber fühlen kann ich sie. Sollte ich länger leben, als ich wünsche, und glaube — denn die Stürme des letzten Jahres haben meine Gesundheit sehr erschüttert—so wird mir vielleicht der Himmel einst freundlich eine Gelegenheit zuführen, wo ich dir das warme Gefühl meines Herzens durch Thaten zeigen kann, wie du mir das deinige bewiesen.

Von meinem Vater wissen wir nichts, und

diese Unwissenheit ist kein kleiner Zusatz zu unserm übrigen Jammer. Aus Allem, was wir hören, so widersprechend es oftmahls klingt, so wechselnd Furcht und Hoffnung sich in unsern Herzen bewegen, geht doch nach und nach die traurige Überzeugung hervor, daß es viel schlimmer mit uns steht, als wir Anfangs dachten, und der Verlust unseres Vermögens nur ein Theil des Unglücks ist, das über unsern Häuptern schwebt. Ich errathe mehr, als man mir aus Schonung sagen will, daß auch ein starker Verdacht politischer Umtriebe auf dem Vater ruht, und daß es sehr schlimm wäre, wenn man seinen Aufenthalt entdeckte. O was ist der Verlust des Vermögens gegen diese Sorge!

Viele Leute rathen uns, daß Eins von uns, oder ein bewährter Freund des Hauses gerade zu nach Paris gehe, um dort unmittelbar mit den obersten Behörden, von deren Willkühr so manches abhängt, mit Muth und Klugheit zu unterhandeln. Nur so, meinen sie, könne vielleicht die Sache beygelegt, und vielleicht noch ein Theil des Vermögens mit Aufopferung des übrigen gerettet werden. Das scheint auch mir sehr glaublich, und gern würde ich, wenn sich Jemand fände, der mich begleiten, und an Ort

und Stelle meine Schritte leiten wollte, mich zu dieser, freylich sehr schweren, Reise entschließen. Bin ich auch nur ein Mädchen, so fühle ich doch den Muth dazu in meiner Brust, für Vater und Geschwister Alles zu wagen. Aber dafür sind wieder Andere, welche von dem Zorn und der Allmacht unserer Unterdrücker eine so betäubende Vorstellung haben, daß sie sich, einer französischen Behörde in ihrem ungerechten Beginnen mit Klugheit zu widersetzen, oder wohl gar sich mit ihr in einen Kampf einzulassen, für unräthlich, ja für unmöglich halten. Unter diesen ist leider auch Neuenbach. Er haßt die Fremden, aber er ist so überzeugt von ihrer Alles bewältigenden Übermacht, daß ein Hervortreten, ein Eingreifen in das Getriebe dieser Ungerechtigkeiten ihm wie die Handlung eines Unsinnigen erscheint, der sich dem im heftigsten Schwung umwälzenden Mühlrade entgegenstemmen wollte. Das war noch gestern sein eigener Ausdruck. Alles, was er wagen zu können glaubt, sind Versuche unter der Hand, Anregungen von Weitem her, bey denen der Urheber, wenn sie ja bekannt würden, keiner Verantwortung ausgesetzt würde. Ich bin nicht seiner Meinung. Aber der Vater hat mich ihm

als Braut zugesagt; ich darf meinen Willen dem seinigen nicht geradezu entgegenstellen, und viele von unsern Verwandten, die in der Abwesenheit meines Vaters ein Wort bey unsern Angelegenheiten mitsprechen zu müssen glauben, hat er von der Richtigkeit seiner Ansichten überzeugt. Was bleibt mir übrig, als mich auch hier zu fügen! Ich habe es im Schwersten meines Lebens gethan. Seitdem gilt Alles, was geschehen kann, mir vollkommen gleich, und wenn man in der Versammlung der Familienglieder meine Vorschläge als Thorheit, meine Entschlossenheit als Tollkühnheit verwirft: so habe ich, nachdem ich Alles geopfert, weder Kraft noch Lust, ferner zu widerstehen.

Mit Neuenbach habe ich eine Unterredung über unser neues Verhältniß bis jetzt zu vermeiden gesucht. Die Lage meines Vaters, die Angst der Tochter dienten mir zum billigen Vorwande, jetzt keine Heirathsangelegenheit zu berühren. Wir haben uns also noch nicht gegen einander erklärt. Aber wie lange wird es anstehn, so muß auch das besprochen werden! Gott gebe mir Kraft dazu!

Du warst nicht Einer Meinung mit mir, als du schiedest; du meintest, ich sollte offen mit

Neuenbach sprechen, ihm den Zustand meines zerstörten Innern enthüllen, ihm geradezu sagen, daß ich nur durch meines Vaters stürmisches Eindringen in mich bewogen worden, ein übereiltes Ja zu sprechen; es sollte Alles klar zwischen uns Beyden seyn.

Ich habe seitdem deinen Reden reiflicher nachgesonnen, und die Gründe, die mich damahls abhielten, dir beyzustimmen, vor meinem Gewissen, vor Gott geprüft. Wenn ich mit Neuenbach offen rede, dann — muß er zurücktreten, und das Opfer, welches ich dem Wunsche meines Vaters brachte, ist vereitelt. O, noch empört sich meine innerste Natur, noch beben alle meine Fibern, wenn ich an den Augenblick denke, wo der alte ehrwürdige Vater todtenbleich mit der Angst der Verzweiflung mir zu Füßen sank! O Rosalinde! Der Vater zu den Füßen der Tochter! Sein angedroheter Fluch hatte mich niedergedonnert, ich war mir meiner kaum mehr bewußt; dennoch war mein Sinn noch nicht gebrochen. Aber als er niedersank — als ich ihn vor mir knieen sah — da riß es mit ungeheurer Gewalt an meinem Herzen. Es war der Riß, der mich von aller Hoffnung auf Glück trennte. Ich willigte ein.

Seitdem vegetire ich nur. Aber darf ich thun, was meines Vaters Werk zerstören hieße? — Ich muß ausharren, ich muß vollenden, was ich gelobt. Wirf mir nicht ein, dieses Schweigen sey Unredlichkeit gegen Neuenbach! Braucht es zwischen ihm und mir dürrer Worte, um ihn über die Stellung meines Herzens in's Klare zu setzen? Er kannte meine frühern Verhältnisse, er weiß um die Begebenheiten der letzten Monathe, ihm ist nichts unbekannt. Dennoch nimmt er stillschweigend, weil er sich nicht erklärt, mein Opfer an, und beredet sich wohl, es sey keines, oder er werde es verdienen, meine Wunden würden sich ausheilen, die Zeit würde die Eindrücke mildern, und wie die Gemeinplätze alle heißen, womit die gewöhnliche Lebensansicht über Verhältnisse abspricht, die sie zu verstehn, und folglich zu beurtheilen unfähig ist. So laß mich thun, was meine Pflicht von mir heischt! Gott hat dieses Schicksal über mich verhängt; ich beuge mich unter seiner züchtigenden Hand. Vielleicht versöhnt die Größe des Opfers, und die Geduld, mit der ich es bringe, den über Alles Heiligen; und seine väterliche Langmuth gewährt der stillen Bitte des leidenden Kindes die einzige Wohlthat, deren es fähig ist, und legt es bald in die Arme der vorangegangenen Mutter.

Sechs und fünfzigster Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

K** den 17. September 1809.

Ich habe einen wichtigen, einen feyerlichen Tag erlebt. Wie ich mir's schon seit einigen Tagen vorgenommen, habe ich mit Lucien über unser Verhältniß gesprochen — offen, wahr, redlich. Nie, nie wird sich das Andenken dieser Scene aus meiner Seele verlieren. Seit dem 6ten dieses Monaths, wo der Vater sich heimlich von hier entfernte, wissen wir nichts von ihm; wahrscheinlich hat er noch kein Mittel gefunden, uns unentdeckt Nachricht von seinem Aufenthalt zu geben. Indessen mußte hier der gebiethenden Nothwendigkeit gewichen, und eine Menge Veränderungen in dem Haushalte gemacht werden, der von Pracht und Eleganz bis zur Beschränktheit herabgesetzt werden soll-

te. Diese Einrichtungen, denen Lucie trotz ihres Kummers mit unbegreiflicher Fassung und Klarheit vorstand, die Ungewißheit über das Schicksal des Vaters, die ganze trauervolle Lage des Hauses machten es mir theils unmöglich, theils unräthlich, in diesen Tagen der Verwirrung jene ruhige Fassung selbst zu erringen, oder bey Lucien vorauszusetzen, die zu einer Erklärung von der Art, wie sie mir bevorstand, unumgänglich nothwendig war. So trug ich die Last der Ungewißheit und meines schweren Kummers noch einige Tage; als aber das Meiste in den häuslichen Verhältnissen geordnet war, und ich einem ruhigen Abend an ihrer Seite entgegen sehen konnte, nahm ich mir vor, das ängstliche Band zu zerreißen, und mein Schicksal, welches es auch sey, kennen zu lernen.

Ich trat in ihr Zimmer, und bath sie, die Kleinen, die da spielten, wegzusenden. So sehr ich nach dieser Unterredung verlangte, so lag doch die Last dessen, was ich zu fürchten hatte, wie Felsen auf meiner Brust. Sie hob das schöne Auge zu mir. Ach, es ließe sich ein Buch über Alles das schreiben, was in diesem Momente in ihren Zügen lag! Ich setzte mich

zu ihr, die Beklemmung nahm mir die Sprache; sie mochte es mir anmerken, und mit unendlicher Freundlichkeit sagte sie: Lieber Neuenbach! Sie haben etwas auf dem Herzen. Was ist es? Lassen Sie es Ihre Freundinn wissen, deren Schicksal von jetzt an so enge mit dem Ihrigen verbunden ist.

Diese Anrede! — Ich wußte nicht, wie mir geschah; es überwältigte mich, ich stürzte zu ihren Füßen, und drückte mein Gesicht in ihre Hände, die vergeblich strebten, mich aufzurichten.

Nicht also, mein Freund! fuhr sie fort: Lassen Sie keine stürmische Leidenschaft die seltenen Augenblicke der Ruhe trüben, die uns so nothwendig sind, um uns gegenseitig begreifen zu lernen. Was haben Sie?

Ich stand auf, ich sah sie an. Trotz aller meiner Vorsätze ermangelten mir jetzt die Worte. Endlich sagte ich ungefähr dieß: Ihr Vater, theure Lucie, hat in den letzten Augenblicken seines Hierseyns eine Verfügung getroffen, die von der Art war, um mich zum glücklichsten Menschen zu machen, und mir ein Loos zuzusichern, das, so schön zu träumen, ich nur im längstentflohnen Momente erster Täuschung, wagte. Seitdem habe ich mich gewöhnen müssen,

diese Hoffnungen nicht bloß zu verschließen, ja sie zu vertilgen. Lucie! Sie wissen, daß ich Sie geliebt, und daß ich geschwiegen. Aber jetzt, da ihr Vater Ihre Hand in meine legt, jetzt darf ich nicht länger schweigen; ich muß Sie um Ihre Erklärung bitten.

Ich fühlte, daß ihre Hand in der meinigen zitterte; sie hub das gesenkte Haupt empor, und wollte sprechen —

Ich unterbrach sie: Lassen Sie mich ausreden! Ich habe mich vorbereitet, und weiß, was ich zu sagen habe. Hören Sie mich gütig an! Der Zustand Ihres Herzens war mir bis zu einer gewissen Epoche bekannt. Seitdem haben Sie mir Ihre Mittheilungen entzogen. Ich muß vermuthen, daß ältere Eindrücke, trotz alles Vorgefallenen, noch ihr Recht behaupten, und darum frage ich Sie — Hier stockte der Fluß meiner Rede. Was ich noch gesagt, wie ich es gesagt — Gott weiß es! Genug, der Sinn war, sie solle mir sagen, ob sie mir ihre Hand freywillig gäbe, ob sie hoffen könne, mich einst, wenn auch nicht jetzt, so lieben zu können, als zu einer glücklichen Ehe nothwendig ist; sonst — o Raphael! Wie war mir zu Muthe, als ich das Folgende aussprach! — sonst gäbe ich ihr hier

feyerlich das Wort ihres Vaters und ihre Freyheit zurück, und würde dessen ungeachtet keine meiner Verpflichtungen gegen ihr Haus als aufgehoben ansehn, sondern alles freudig erfüllen, was zu ihrem und der Ihrigen Wohl gereichen könne.

Ich hatte geendet, und stand in banger Erwartung. Ihr Zittern währte fort, sie hatte beständig zur Erde gesehen. Jetzt erhob sie das Haupt, ich sah Thränen aus ihren Augen rollen, die sie mit Freundlichkeit, aber tiefer Wehmuth zu mir erhob.

Guter, edler Mensch! sagte sie: Ich verstehe Sie, und ich danke Ihnen diese Großmuth mit tiefem Gefühl. Erlassen Sie mir in diesem Augenblick die Antwort! Ich bin zu bewegt. Haben Sie Nachsicht mit mir! Morgen, Neuenbach, morgen! Mit diesen Worten faltete sie die zarten Hände bittend um meine, hub sie so zu mir empor, sah mir mit den leuchtenden Augen durch Thränen in die Seele, und ich riß sie außer mir an die Brust, drückte einen heißen Kuß, den ersten, mit dem meine Lippen sie je berührt, auf ihren Mund, sie widerstrebte nicht, und ich verließ sie rasch.

Am andern Morgen weckte mich ein Billet von ihr. Hier ist die Abschrift.

Mein theurer Freund!

Haben Sie Dank für die zarte Schonung, mit welcher Sie mich gestern einer, in jenem Momente, unmöglichen Auseinandersetzung überhoben! Ich habe mich gesammelt, eine Nacht ist beruhigend über mich hingegangen, ich habe mich selbst wieder gefunden, wie ich seyn soll, und will. Ja, ich nehme das Anerbiethen Ihrer Hand an. Ich thue es freywillig, ohne irgend einen Zwang, und wie vor Gottes Angesicht. Er wird, ich hoffe, ja, ich weiß es, mir Kraft geben, alle Pflichten, die jener Entschluß in sich begreift, mit Liebe und Ernst zu erfüllen. Nehmen Sie dieß Wort als ein heiliges Gelöbniß an! Bleiben Sie, wie Sie es bis jetzt mit edelmüthiger Aufopferung waren, der Schützer meiner unglücklichen Geschwister, der Stellvertreter meines noch unglücklichern Vaters, und glauben Sie, daß die heilige Flamme der Dankbarkeit und Freundschaft nie erlöschen wird in dem Herzen

Ihrer

Verlobten Lucie.

Mit stürmendem Entzücken las ich das Blatt zum erstenmahl. Sie war mein, war es freywillig, war es gern! Ich drückte meine Lippen

darauf, und meine Thränen flossen in seliger Begeisterung. Aber ich las wieder, und wieder; und mein Entzücken sank, meine Thränen stockten. — Was stand denn eigentlich in dem Blatte? Sie gab mir die Hand aus Dankbarkeit und Achtung; sie hoffte, Gott werde ihr die Kraft verleihen, ihre Pflichten gegen mich zu erfüllen. — Also nicht ihr Herz — himmlischer Beystand sollte sie dazu führen?

Ich war ganz unglücklich, und schon entschlossen, hinüber zu eilen, und ihr ihr Wort zurückzugeben. Da trat der Sachwalter des Hauses ein. Mannigfache Geschäfte forderten meine ganze Aufmerksamkeit; Stunden verginngen, das aufgeregte Gefühl beruhigte sich unter ganz heterogenen Einwirkungen, und als ich um zwölf Uhr in mein Zimmer kam, und das theure unselige Blatt hervorzog, blickten mich die Züge desselben wieder ganz anders an. Es war nicht das Entzücken des ersten Augenblicks, nicht die Muthlosigkeit des zweyten. Es war eine ruhige Schätzung der Umstände, ein stilles Zufriedensprechen mit dem, was, anders zu fordern, Unbilligkeit, ja Unsinn wäre.

Bis vor drey Monathen hat sie sich noch durch andre Bande für gebunden gehalten, und,

wie deutlich auch schon damahls der Treubruch des Falschen ihr vor Augen stand, doch hing noch eben so wohl ihr Herz als ihr Pflichtgefühl an ihm. Könnte ich nun jetzt eine leidenschaftliche Liebe von ihr fordern? Wäre eine solche schnelle Umstimmung natürlich, ja, wäre sie nur möglich? Stünde es nicht noch bey ihr, von meiner Entsagung Gebrauch zu machen, und sich ihre Freyheit zu bewahren? — Sie thut es nicht, sie nimmt freywillig meine Hand, sie versichert mich ihrer Freundschaft und Dankbarkeit; folglich ist ihr der Gedanke, in der Verbindung mit mir Glück zu finden, nicht fremd. Das muß mich beruhigen, und es thut es auch.

So stellte sich mir endlich nach reifer Überlegung die Sache dar, und als man mich zu Tische hinüber rief, vermochte ich es, mit stiller freudiger Fassung, die aber das Glück meines Herzens nicht kund werden ließ, in ihr Zimmer zu treten, wo sie arbeitend bey den Kindern saß. Sie stand sogleich auf, und ging mir entgegen. Ihr Auge schien etwas ängstlich auf meines gerichtet. Ach, der Gedanke, sie ist freywillig die deinige, berauschte mich zu sehr, als daß ich ihr mit Worten hätte danken können; aber ich zog ihre Hand an meine Lippen, an mein Herz,

mein Auge brachte ihr meinen Dank, sie verstand mich, und als ich, unbemerkt von den Kindern, nach einer Weile meine Lippen ihrer Wange näherte, hielt sie schweigend dem leisen Kuße still.

O welche süße Beruhigung drang in mein Herz! Ich saß dann an ihrer Seite, die Kinder um uns. Schöne Bilder einer seligen Zukunft zogen vor mir vorüber. Seitdem bin ich glücklich, wie ein Kind. Lucie ist immer gleich, so freundlich, so liebevoll, so beglückend! Ja, sie soll auch glücklich werden; mein Leben soll keinen andern Zweck haben, als diesen, und ich fordre das Schicksal und ihren Alphons heraus, ob sie mehr für sie thun können, als ich zu leisten entschlossen bin!

Sieben und fünfzigster Brief.

Alphons Elmwald an seinen Bruder.

Paris den 15. September 1809.

Die Überschrift dieses Briefes sagt dir, wo ich bin, und ich kann denken, daß sie dich in Erstaunen setzen wird. Um dich alles Rathens zu überheben, sage ich dir schnell, was es bedeute, und vielleicht wunderst du dich dann noch mehr, oder bedauerst den Schwachen, der, einmahl von mächtigen Banden gehalten, auch wenn sie gerissen sind, ihre Spur unvertilgbar in der ergriffenen Seele trägt.

Ich bin in Paris in fremden Angelegenheiten. — Fremd? — Nein, das ist Unwahrheit. Wer einmahl das Schicksal Anderer zu seinem eigenen gemacht hat, kann der sagen, daß er nicht an dem eigenen baue, wenn er für jenes sorgt?

Und wahrlich, das thue ich mit dem Eifer, mit welchem ich einst meinem eignen Glücke nachstrebte, als ich noch eins zu erringen hatte.

Der alte Florheim — doch dich werden Zeitungen und Gerüchte von dem Unglücke dieses Hauses im allgemeinen unterrichtet haben, und du kennst die äußern Umrisse einer Begebenheit, welche in eurer Gegend Aufsehen genug erregt hat. Sein Fall ist entschieden, seine Freyheit, ja vielleicht sein Leben in Gefahr, wenn nicht schleunig und kräftig am rechten Orte für ihn gehandelt wird. Mein Entschluß war bald gefaßt, als ein sonderbarer, vom Himmel gesandter, Zufall mich in Genf mit der wahren Lage der Angelegenheiten bekannt machte. Mein letzter Aufenthalt in Paris sicherte mir bedeutende Verbindungen; ich konnte hoffen, etwas zu Florheims Gunsten zu bewirken. Daß ich Gefahr laufe, wenn ich mich mit Eifer für die Sache eines Geächteten verwende, weiß ich. Schreibe mir nichts darüber! Ich habe mich geprüft, und Alles erwogen. Auf jeden Fall wäre es zu spät. Bis mein Brief zu dir, der deine zu mir gelangt, ist das Entscheidendste schon geschehen, und Florheims Sache auf gutem Wege, oder die meine mit ihm verloren.

Doch es lebt ein muthiger Geist in mir; er heißt mich auf meine Kraft vertrauen, er heißt mich hoffen. Gilt das Streben dießmahl doch nicht eigentlich mir, so wird sich auch mein feindseliges Schicksal hier nicht wieder bewähren. Wie es auch gehn mag, es wird Viel gut werden, mein Vorhaben mag gelingen, oder nicht. Einmahl noch erhältst du Nachricht von mir. Sag dem Vater bis dahin nichts von dem, was ich dir vertraut! Sein Herz würde die bange Sorge um den Sohn kaum tragen; er ist alt und kränklich. Komme ich glücklich ans Ziel, dann ist es immer Zeit, ihm so viel von dem Geschehenen zu entdecken, als er zu wissen braucht. Geht es schlimm, dann erfährt er seinen Schmerz noch immer früh genug, und warum soll er ihn in ängstlicher Erwartung vorwegnehmen? Leb wohl!

Acht und fünfzigster Brief.

Lucie Florheim an Rosalinden.

D..g den 29. September 1809.

Es ist geschehen. Wir haben uns erklärt. Ich habe Neuenbach freywillig und klar meine Hand zugesagt. Ein Rückschritt ist nicht mehr möglich; und so ist das Opfer erfüllt. Als ein edler, feinfühlender Mensch hat er mir das Wort meines Vaters zurück gegeben, jenem Versprechen entsagt, und mir in einem Augenblick, der zu heilig, in einem Ton, der zu wahr war, um Zweifeln Raum zu geben, betheuert, daß er bereit sey, alles, was er bisher für unser Haus gethan, eben so fortzusetzen, ich möchte nun die Seinige werden, oder nicht. Konnte ich nun anders, als üben, was ich mir längst auch unter

minder günstigen Umständen zu üben gelobt hatte — die Verpflichtung, die mir mein Vater in jener entsetzlichen Stunde auferlegt, durch freywilligen Entschluß zu adeln, und das Opfer des Zwangs zu einem des starken Willens zu machen?

Die Stunde war ernst, aber nicht ohne erhebende Schönheit. Neuenbach benahm sich edel, er schonte meiner. Das werde ich ihm nie vergessen. Mein Dank, das habe ich ihm geschrieben, wird nur mit meinem Leben erlöschen; und dieß Gefühl genügt ihm. Ich muß jetzt nur Gott um die Kraft bitten, die schweren Pflichten, welche ein ohne Liebe eingegangener Ehestand auferlegt, mit Ernst und so viel Anmuth zu erfüllen, daß Neuenbach nicht ganz vermisse, was ich zu geben einmahl nicht im Stande bin. Ich habe redlich an ihm gehandelt. Er weiß, was er zu wissen braucht; das Übrige muß ich Gott anheim stellen.

Den Abend, wo er mir seine Erklärung machte, war ich unaussprechlich beklommen, und unfähig zu antworten. Die Nacht darauf, die ich im heißen Gebeth um Stärke durchwachte, gab mir Ruhe. Am Morgen konnte

te ich ihm verbindlich, und doch wahr, antworten. Als das Billet fort war, machte ich mir von Neuem Bedenken. Ich fürchtete, von dem Bestreben, nicht unwahr zu seyn, verleitet, zu kühl geschrieben zu haben, und hatte wieder in ihm geirrt; denn er nahm es anders. Schonend, milde legte er alles zu unserem beyderseitigen Besten aus. Er war zufriedner mit dem Billet, als ich, zufriedner, als mancher Andere an seiner Stelle gewesen wäre. Gott lenke Alles zum Besten!

Nun stehn wir seitdem äußerlich durch diese künftige Verbindung einander sehr nahe gerückt. — Von Innen? — O Gott! Ich fühle es schmerzlich — wie fern!

Neuenbach versteht mich nicht. Ich kann mich in seine Art zu empfinden nicht hineindenken. Es ist vielleicht unrecht von mir, nur Einen Maßstab für edle Persönlichkeit in meiner Brust zu tragen, und überall über Mangel zu klagen, wo er zu groß ist, es ist vielleicht sündlich in der Stellung, in welcher ich mich jetzt zu Neuenbach befinde; es ist heimlicher Ungehorsam gegen den Willen meines unglücklichen Vaters. Ich erkenne es. Reuig schlage ich an mein rebellisches Herz; ich will es

zähmen, will die verführerischen Erinnerungen zurückdrängen, die gerade jetzt in mir erwachen, ich will keine bittern Vergleichungen anstellen — ach, und ich fühle in jedem Augenblick meine Schwäche!

Wenn ich nur die Scenen der beyderseitigen Erklärungen überdenke, die mit Neuenbach, und jene am Sarge des armen Philipp, wo ein entscheidender Moment das lang zurückgehaltne Geständniß gewaltsam aus unsern beyden Herzen riß! Wie ich ihn dastehn sah, verloren in seinen Schmerz, das dunkle, von Thränen umflorte, Auge im Gefühl seines Unglückes auf den Todten gerichtet, wie er sich dann erhob, die glühenden Blicke auf mich heftete, eine Unendlichkeit von Gefühlen und Gedanken aus diesen Augen auf mich eindrang, er mir die Hand both, mich dann an seine Brust riß, die Welt aus unsern Augen schwand, und der Bund der Geister auf ewig geschlossen war! — Auf ewig? Elende Anmaßung! Er ist zerrissen — Alphons selbst hat es gethan!

Ich fühle allen Jammer, der in dieser Betrachtung liegt. Die Vernunft sagt mir: Das war das Ende der Leidenschaft — hier ist besonnene Wahl, hier wird Ausdauer seyn. So

spricht die kalte Lehrerinn; aber mein Herz empört sich, und jene wohlüberlegte vorbereitete Erklärung fällt widrig, tödtend in mein heißes Gefühl.

Laß mich abbrechen! Das führt zu weit. Leb wohl!

Neun und fünfzigster Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

D..g den 10. October 1809.

Seit gestern halte ich ein Blatt in der Hand, dessen Inhalt, wie die Quelle, aus der es floß, so überraschend, so wunderbar ist, daß ich noch bis jetzt zu keiner klaren Ansicht von den Triebfedern, die es veranlaßt, und noch weniger zu einem Entschluße wegen der Forderung, die es an mich stellt, gekommen bin. Dennoch muß dieser zwischen heut und morgen unausbleiblich gefaßt, und dann schnell so — oder so gehandelt werden.

Elmwald hat mir aus Paris geschrieben. Du staunst? Ja, eben der Elmwald, welcher so lange und so grausam auf Luciens Geschick eingewirkt hat. Weiß Gott, durch welchen Zu-

fall er von dem Unglück unsers Hauses Nachricht bekam, ob er schon in Paris gewesen, als ihn diese Kunde erreichte, oder ob er erst um dessentwillen hingereiset ist! Sein Brief gibt darüber keine Aufschlüsse. Er berichtet mir bloß, daß er es nöthig gefunden habe, an den gehörigen Orten wirksame Unterhandlungen anzuknüpfen; er theilt mir Ansichten und Plane mit, die ich nicht anders als billigen kann, und die freylich unsre gesunkenen Hoffnungen wieder mächtig zu beleben geeignet wären. Er baut mit großer Zuversicht auf diese Maßregeln, welche auch mir einleuchten. Es ist alles verständig, mit klarer Einsicht in die Lage der Dinge und die Verhältnisse der wirkenden Personen berechnet; auch hat er schon Vieles vorgearbeitet. Aber er bedarf jetzt auch eines Eingreifens von unserer Seite, und wendet sich an mich. Ich soll, versehen mit allen nöthigen Papieren, Behelfen, Zeugnissen und Geldern, zu ihm nach Paris eilen; er will mir dort seine fernern Entwürfe, die sich einem Briefe nicht anvertrauen lassen, mittheilen, kurz, er fordert mich auf, zu kommen, und gleichsam die letzte Hand an sein, mit gutem Erfolg begonnenes, Werk zu legen.

Was soll das Alles? Was will er vollends mit der dringenden Forderung, die er zur unerläßlichen Bedingung seines fernern Mitwirkens zu machen scheint, daß ich Niemanden weder in noch außer dem Florheimischen Hause ein Wort von diesem Briefe, von seinen Planen sage? Für die Familie soll alles Geheimniß bleiben. Ich soll allein kommen, und sie nichts anders wissen lassen, als daß meine eigne Überzeugung mich zu dem Entschluß, nach Paris zu gehn, und dort für Florheim zu wirken, gebracht habe. Man soll alles als meinen Betrieb, mein Werk ansehen, und Elmwalds nie und auf keine Weise gedacht werden; sonst — so endigt der sonderbare Brief — müßte er seine Hand sogleich abziehn, und sich von aller Theilnahme lossagen.

Er droht also, der wunderliche Mensch! Es spricht aus dem ganzen Brief, so artig er dem Wortausdruck nach abgefaßt ist, ein Ton des Stolzes, des Befehls, möchte ich sagen, der mir große Lust erregte, Alles, was er übrigens enthält, in den Wind zu schlagen, wenn nicht auf der andern Seite, was er schon geleistet, und wovon er unzweifelhafte Proben mitgesendet, so wie das, was er noch zu leisten gesonnen ist,

mir wie eine Bothschaft vom Himmel erscheinen müßte.

So sollten wir diesem Wortbrüchigen unsre Rettung verdanken? So sollte das Beste, was wir wünschen können, uns von solcher Hand kommen? Es empört mich in der Seele; und wahrlich, wüßte ich einen Ausweg zwischen der Rettung, die uns auf diese Art gebothen wird, und dem Untergang, der uns bevorsteht — ich würde ihn schnell ergreifen.

Ich habe mich seit gestern müde gesonnen über die Veranlassung, die dieser Mensch zu diesem Schritte gehabt haben kann! Sieht er ein, wie grausam, wie rechtlos er an dem edelsten Mädchen gehandelt, und will er um den Vater verdienen, was er an der Tochter verschuldet? Will er gut machen, wenigstens zum Theil, was er gesündigt? Ich ehre diesen Willen, wenn es der seine ist, wie ich soll; ich sehe darin nur einen Beleg dessen, was ich immer dachte: es müsse manches Edle in seinem Character liegen, da sonst ein Engel, gleich Lucien, ihn nicht so heiß lieben, sich so lange über ihn hätte täuschen können, wenn er auch der Phönix nicht ist, den ihre Liebe sich aus ihm bildete.

Nun tritt aber noch eine Bedenklichkeit ein, die es schwer macht, Elmwalds seltsamen Wunsch der Verschwiegenheit zu erfüllen. Eine Reise nach Paris, um dort für ihren Vater zu unterhandeln, war ein Plan, der gleich vom Anfang in Luciens schwärmerischem Geiste entstand. Sie trug ihn mir, sie trug ihn mehreren Gliedern der Familie vor. Das Feuer, mit dem sie sprach, die rührende Beredsamkeit ihrer kindlichen Liebe neigten manchen Hörer auf ihre Seite, der wohl für sich nie einen solchen tollkühnen Schritt hätte gutheißen können. Ach, wer kann sie weinen sehn, und nicht alles aufopfern, was er besitzt, um ihre Thränen zu trocknen!

Dennoch siegten nach und nach bey mir und Vielen die kühlere Überlegung, die Erwägung der Hindernisse, und, was noch mehr ist, die gänzliche Unbekanntschaft mit den Schritten, die in Paris zu thun wären, und mit den Menschen, um deren Mitwirkung man sich zu bewerben hätte. Das Alles ist nun freylich durch Elmwald beseitigt, der den ganzen vorigen Winter die Geschäfte seines Hofes dort geführt, mit den bedeutendsten Menschen in Verbindung gestanden hat, und das Terrain kennen muß. Wie soll aber ich meinen Entschluß, nach Pa-

ris zu gehn, mit einiger Wahrscheinlichkeit so plötzlich in meiner Seele entstehen lassen? Ich weiß noch nicht recht, wie ich das einleiten werde; denn zum Gehen bin ich mehr als halb entschlossen, und ich denke, bis morgen, wo ich antworten muß, gibt ein Gott mir einen schicklichen Gedanken ein.

Sechzigster Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z** an Gräfinn Herminie von S*.

Frankfurt den 12. October 1809.

Ich habe eine Spur von ihm. Fühle mit mir, meine Herminie, wie diese Nachricht, so plötzlich, so betäubend, in meine jetzige Welt fällt! Warum jetzt? Warum eben zu der Zeit, wo mein schmerzhaft durch ihn selbst zerrissenes Gemüth sich zu sammeln, und in angenehm entstrickenden Verhältnissen leichter Geselligkeit von gewaltsamen Schwingungen auszuruhen begann? Alphons ist gefunden. Ich kann ihn wiedersehn! Ich muß; ruft gebiethend eine Stimme in mir. — Und Dümesnard? wirst du fragen. Ich verstehe dich. Ich weiß, was ich dem edlen Freunde schuldig bin, und fühle tief die Verwirrung, welche dieses Ereigniß in ihm, in

mir hervorrufen muß. Das ist es ja, die Tücke meines Geschickes, die mich von jeher verfolgt, die mir das Nächste, Liebste entzog, wenn ich es fassen wollte, und es mir dann wiedergab, wenn das Wiederfinden schmerzlicher als ein stetes Entbehren war!

So verzichte auf Alphons, wirst du sagen, und bewahre den neuen Freund! O Herminie! Das ist leicht gesagt! Wie eine Flamme lodert das geliebte Bild in meiner Seele empor. Nein, was diese Persönlichkeit mir galt, vermag kein andrer Mann mir je mehr zu gelten, nicht Dümesnard, nicht Einer von den Vielen, die sich mir früher mit unverhehlter Leidenschaft näherten. Und dieß that Alphons nie. Immer blieb mir sein Gefühl, sein Verhältniß zu mir räthselhaft; und vielleicht war es gerade diese Unsicherheit, die so gewaltige Bande um mich wob.

Dümesnard hat Verstand, wie Alphons, Kenntnisse wie er, seine Stellung zur Welt ist eine ähnliche; dennoch, welcher Unterschied! Jene Gluth und diese Ruhe, jener Sturm und diese Abgeschlossenheit! Jenes bewegliche Auflodern des Gefühls bey jeder Veranlassung, jene reizbare Verletzlichkeit bey so viel Selbstbeherr-

schung und zarter Sitte; daß der innere Sturm stets nur ihm selbst schmerzlich, nie dem Andern kränkend wurde, jener Glaube an das Höchste, Heiligste in der Menschheit, gegen diese längst beruhigte stille Fluth, diese nüchterne Ansicht des Lebens! Dümesnard hat viel öfters Recht, als Alphons, und Alphons reißt hundertmahl eher zu seiner Meinung hin. Man fühlt es, daß er schwärmt, man sagt es ihm, und man findet es doch wünschenswerth, noch so schwärmen zu können. In seinem Umgange wurde ich auf wildbewegten Wogen der Furcht und Hoffnung umhergeschleudert; ich war unglücklich, und doch selig. Alphons verschwand, der Sturm legte sich, beruhigend wirkte Dümesnards Nähe auf mich, ich fing an, mich zu sammeln, zu erkennen, ich glaubte jetzt das wahre gefunden zu haben — ich überredete mich selbst, daß diese herbstlich stille Temperatur der Seele mir heilsamer sey, als jene gähen Absprünge von Frost und Hitze; ich freute mich dessen, und schrieb es dir. Auf einmahl zeigt sich die Möglichkeit wieder, in jenem Chaos unterzugehn, und es reißt mich hin, wie den Schwindelnden, sich von der Spitze des Thurms hinabzustürzen in die Wogen, die mich verschlingen sollen. O Her-

minie! Welche Widersprüche verschließt das menschliche Herz!

Du kannst dir vorstellen, daß ich Dümesnard nichts von allem dem entdeckt habe. Doch fürchte ich, er ahnet etwas. Sein richtiger Takt, sein Scharfblick mögen ihm gezeigt haben, daß in meinem Innern etwas vorgeht, was sich ihm verbergen will. Leise und doch sicher rührt er an mein verschlossenes Herz. Werde ich klug und fest genug seyn, seine unruhige Bewegung diesen durchdringenden Blicken zu entziehn? Verlieren will ich ihn nicht; auch würde ich mich schämen, so wankelmüthig vor ihm da zu stehn. Und weiß ich denn wohl, ob und wie ich Alphons wiederfinden werde? Ich muß sehr auf meiner Huth seyn; es gilt hier dem Scharfsichtigsten zu entgehn, den Listigsten zu überlisten. Leb wohl!

Ein und sechzigster Brief.

Chevalier Dümesnard an Gräfinn Herminie von S**.

Frankfurt den 14. October 1809.

Sobald Sie, meine liebenswürdige Freundinn, diesen Brief, welchen eine Staffette bringt, erhalten haben, seyn Sie so gütig, das Paket mit Elmwalds aufgefangenen Briefen an seine ehmahlige, und vielleicht noch jetzt geliebte Lucie Florheim nach O..g zu senden! Es ist höchst nothwendig. Diese Funken, zu gehöriger Zeit in das noch immer zärtlich glimmende Herz der verlassenen Dido geworfen, werden nicht ermangeln, eine Feuersbrunst zu entzünden, welche vorerst die trennende Scheidewand ihrer Heirath mit Neuenbach verzehren, und dann, in heller Lohe hinüber leuchtend bis an die Ufer der Sei-

ne, den liebverlornen Ritter, der dort ein gefährliches Abenteuer für die Dame seines Herzens besteht, den Weg zu ihr zeigen soll.

Elmwald hat sich plötzlich wieder gefunden, und Alexandrine ist wie durch einen Zauberschlag verwandelt. Das Lustigste bey der Sache ist, daß sie meint, ich wüßte nichts, oder ahnete nur eben Etwas, während ihre leichtbewegliche Seele mit allen ihren Hoffnungen und Planen so klar vor mir liegt, wie eine geographische Karte, auf der sich jeder Gegenstand nach Lage und Verhältniß genau nachweisen läßt. Daß der Flüchtling sich gezeigt, wußte ich eher, als sie, und konnte nun recht mit Muße beobachten, welche Veränderungen diese Neuigkeit auch in ihr hervorbringen würde. Bey unsrer nächsten Zusammenkunft war die Verwandlung schon geschehen; sie leuchtete mir hell aus jedem Zug, jedem Blick, ja ich kann sagen, aus dem Ton ihrer Stimme entgegen. Wie gesagt, sie war verwandelt — und sie wähnt mich zu täuschen?

Ich lasse ihr diese Freude, denn sie ist unschuldig; aber jene zweyte nicht, auf die ich sie mit geheimer Rastlosigkeit hinstreben sehe, mich dem wiedergefundenen Geliebten zu opfern. Geopfert wird Dümesnard nicht. Er kann

zurücktreten, verlassen, hinwerfen, wenn Sie wollen, aber seine Persönlichkeit nie in der leidenden Bedeutung abwandeln lassen. Nicht, als ob ich kindisch genug wäre, Alexandrinen für etwas mehr, als ein angenehmes Mittel zu allerley Zwecken zu betrachten! Gegen Sie, meine schöne Freundinn, brauche ich jenen Theil meines Selbsts, den man mit dem unbestimmten Nahmen Herz belegt, nicht in Schutz zu nehmen. Sie haben an der Existenz desselben oft zu zweifeln versichert. Vielleicht auch bin ich bey der Austheilung dieses Gutes zu kurz gekommen, wie der Dichter nach Schiller bey der Austheilung der Erde. Wird mir aber, wie jenem, dafür die Entschädigung, an Jovis Tisch schwelgen, die Herrlichkeiten der Welt mit ihren Besitzern genießen zu dürfen, so meine ich, ich dürfe mich eben nicht für übervortheilt halten. Auf keinen Fall werden Sie mich bey meinen künftigen Schritten, das weiß ich, eines **Depit amoureux** bezüchtigen; aber ich werde es nicht dulden, daß Alexandrine den aufgegebenen Liebeshandel wieder beginne, und die Welt mich für einen Nothbehelf halte, der ihr so lang zum Zeitvertreib gedient, bis sich der wahre Besitzer und Beherrscher dieses kleinen leidenschaftlichen Herzens

wieder gefunden, um sein altes Reich nach Bequemlichkeit in Besitz zu nehmen.

Sie hat mit List und Tücke das arme verliebte Pärchen getrennt. Nun trage sie die Strafe dieses Unrechts, und die Werkzeuge, die ihr dienten, jenen Zweck zu erreichen, sollen sich in die Mittel verkehren, sie dießmahl auf immer davon zu entfernen! So rächt sich jede schlimme That am sichersten durch sich selbst.

Daß ich auf Ihre Mitwirkung, so wie auf Ihre Verschwiegenheit bauen darf, meine schöne Freundinn, weiß ich. Es gilt ja Alexandrinens Wohl; denn in jener Verbindung blühte und blüht ihr einmahl kein Glück. Wir leisten ihr also einen Dienst, wenn gleich wider ihren Willen, wenn wir sie von thörichten Schritten abhalten.

Zwey und sechzigster Brief.

Lucie Florheim an Rosalinde.

O . . g den 20. October 1809.

Nein! Es ist unmöglich! Ich kann Neuenbach meine Hand nicht geben. Es wäre Treubruch, Hochverrath an Alphons, an Neuenbach selbst. Seit gestern tobt ein Aufruhr in meiner Brust. Lies das beygeschloßne Billet, und urtheile von meiner Stimmung! Die Briefe, welche es begleitete, sind seitdem meine einzige Beschäftigung, mein einziger Gedanke. O Alphons! Wie strafbar mußte ich dir erscheinen! Doch nein, du kannst mich nicht anklagen. Ich war getäuscht, wie du. Ein hölliſches Gewebe von Trug und Bosheit hielt uns Beyde umsponnen. Er war treu, er ist es noch — und ich an einen Andern verlobt!

Abschrift des Billets.

Ein Zufall, dessen Erörterung Sie, mein verehrtestes Fräulein, schwerlich interessiren kann, brachte vor einigen Tagen diese Briefe, welche durch mir unbekannte Ereignisse auf der Post oder anders wo zurückgehalten worden, in meine Hand. Eine, wie wohl entfernte, Bekanntschaft mit Ihrem Hause, und die Hochachtung, welche Ihre Eigenschaften Jedem, der Sie zu kennen die Ehre hat, einflössen, erregten in mir den Wunsch, dieses — vielleicht kostbare Pfand in Ihre Hände kommen zu lassen. Nehmen Sie es an als Ihr Eigenthum, und zugleich als einen Beweis der Verehrung eines

Unbekannten.

Das war der Zettel, der um ein Päckchen von mehr als zehn Briefen, mit Aufschriften an mich, geschlagen war, in welchen ich mit Freude und Entsetzen Alphonsens Hand erkannte. Es waren seine Briefe aus Paris an mich. Er hatte mir so oft geschrieben, und keine Antwort erhalten. Darüber klagen alle seine spätern Briefe; und sein letzter, den ich durch einen eben so unerklärlichen Zufall allein erhielt, und in welchem er sich von mir lossagt, war nichts

als eine natürliche Folge meiner unverzeihlichen Kälte! Wie diese Begebenheit zusammenhängt, wo diese Briefe bis jetzt gewesen, die ich unerőffnet zurück bekam, wer an meiner Statt die Recepissen unterschrieben, von deren Empfang Alphons in jenem unseligen Blatt deutlich spricht, ist unerklärlich! Ein dunkler Schleyer liegt über dem Geheimniß der Bosheit und Hinterlist; aber wir waren die Opfer davon.

Welch ein Ton herrscht in diesen Briefen! Welche innige Liebe, welches zarte Gefühl und welche Selbstbeherrschung athmen sogar seine Vorwürfe, seine Klagen über mein Stillschweigen, seine Zweifel an meiner Treue, seine Furcht vor Neuenbach. Er findet es so begreiflich, so verzeihlich, wenn ich, bey der Ungewißheit unserer Aussichten, diesen Anträgen, die mir eine ruhige und sehr angenehme Existenz zusichern, und den Wünschen meines Vaters Gehör gäbe! Er geht so weit, mich zu versichern, daß er nur mit dem höchsten Schmerz, aber ohne Bitterkeit, mich diesen Schritt thun sehn würde. Rosalinde! Er fühlt nicht, was Er ist, und was Neuenbach! Er allein hat keine Augen für seine Vorzüge.

Nein! Ich kann mein Wort nicht halten;

mein Vater, Neuenbach können es nicht fordern. Jener Schwur an Philipps Sarg ist älter, er wurde nur einseitig, und nur aus unüberwindlichem Irrthum gelöst. Darum ist er für mich bestehend, ich bin verpflichtet, ihn in seiner vollen Kraft zu halten, und ich würde meineidig werden, wenn ich ihn bräche.

Neuenbach ist seit acht Tagen fort. Ein Brief eines unsrer Handelsfreunde der ihm von der Stellung unserer Angelegenheit in Paris selbst Nachricht gab, und ihn aufforderte, hinzureisen, weil nur dort etwas Hinreichendes zu bewirken ist, hat ihn endlich vermocht, diesen Schritt zu thun, den schon mein Vater gewünscht, und ich ihm dringend empfohlen hatte. Ach, Alphons hätte so lange nicht gewartet! Ihn würde es gedrängt haben, zu handeln, zu opfern, sich selbst auszusetzen, wenn es nöthig war. Ich werde Neuenbach schreiben, ich werde ihm die Geschichte jener Briefe, und die unvermeidliche Änderung, die sie in unsrer Lage hervorbringen müssen, melden. Meine ganze Stellung ist verändert, alle Gründe, die mich bestimmen konnten, haben aufgehört. Es ist nicht möglich, ich kann die Seinige nicht werden!

Drey und sechzigster Brief.

Gräfinn Herminie von S** an Chevalier Dümesnard.

den 26. October 1809.

Ihr Wunsch ist erfüllt. Das Paket Briefe ist in der gehörigen Hand. Ich schließe hier den Empfangsschein bey, der wohl von dem Mädchen jetzt selber unterzeichnet seyn muß, seit keine geschickte Hand mehr in der Nähe ist, um ihre Schriftzüge nachzuahmen. Auch sollen Sie mich loben, wie treu und geschickt ich mir Ihren einst im Scherz gegebenen Unterricht zu Nutze gemacht, und die Briefe wieder so täuschend in ihre Umschläge zu verwahren gewußt habe, daß das gute Kind, das gewiß in der Überraschung des Schmerzes und der Freude nicht daran gedacht hat, allzugenaue Untersuchungen anzustellen, auf keinen Verdacht gekommen seyn kann.

Nun, da die Sachen ohne mein Zuthun auf diesen Punct gediehen sind, gestehe ich Ihnen, lieber Chevalier, daß ich recht froh darüber bin; denn die armen Getrennten dauerten mich, und besonders dieser Elmwald — sehen Sie nicht düster wenn ich Ihren Rival lobe! — zeigte sich mir von jeher aus Alexandrinens Briefen, aus seinen eigenen, wie aus Ihren Schilderungen, als eine in unserer Welt so seltene Erscheinung, daß es mir lieb seyn soll, wenn er auf seine Art glücklich wird.

Und wirklich, Alexandrinen geschieht ein Gefallen dadurch, wenn wir sie vor dieser neuen Umstrickung, die ihr nur Qualen bereitet, bewahren können. Ich bin auch nicht unthätig gewesen. Gleich nach Empfang Ihrer Staffette verließ ich mein einsames Landgut, auf welchem ohnehin im vorgerückten Herbste meiner keine besonderen Freuden mehr warteten, da selbst der Sommer sie mir nur spärlich biethet, und erschien in der Residenz. Hier erwartete der ganze Hof, und besonders der alte Herzog, mit Ungeduld Alexandrinens Ankunft, die nach der Abwesenheit fast eines ganzen Jahres wieder langentwohnte Freude und Leben in das etwas förmlich steife Getriebe bringen, und die eingeroste-

ren Gemüther durch Abwechslung und geistige Thätigkeit wieder in ein angenehmeres Spiel setzen sollte. Ich wußte diese gelegne Stimmung wohl zu benützen, und gehörig zu verstärken. Sie wissen, der Herzog war mir immer ein wenig gewogen. Alexandrine hat ihm vor der Reise meine Sache noch einmahl dringend empfohlen. Der alte Herr empfing mich sehr gnädig, und ich vergalt Dienst mit Gegendienst, indem ich seine Sehnsucht nach der geliebten Tochter, und seinen Wunsch, sie wieder zu sehen, so lebhaft zu erregen wußte, daß sogleich ein ziemlicher entscheidender Brief nach Frankfurt abgehn wird, wenn es nicht schon geschehn, um unsre Reisenden, die sich in der alten Reichsstadt allzuwohl zu gefallen scheinen, nach K.. zu bescheiden.

Alexandrine wird zwar von dem Dienste, den ich ihr hiermit geleistet, nichts erfahren; auch möchte sie mir's für diesen Augenblick, wo in dem goldnen Lockenköpfchen ganz andre Projecte spucken mögen, wenig danken. Einst wird sie aber einsehn, daß wir besser für sie gesorgt haben, als sie selbst.

Und so zähle ich denn, lieber Chevalier, bald auf das Vergnügen, Sie wieder zu sehn, und

auf einige sehr schöne Wintermonathe; denn so bald wollen wir den flüchtigen Zugvogel, wenn wir ihn erst haben, nicht entwischen lassen. Vielleicht beschneidet ihm, so sehr er sich zu sträuben scheint, Amor doch ein wenig die Flügel; denn man sagt, der kleine Gott sey eifersüchtig, und wolle nur allein das Vorrecht haben, zu flattern, dieß aber einem ernsten Diplomatiker nicht auch gestatten.

Vier und sechzigster Brief.

Lucie Florheim an Rosalinde.

O..g den 27. October 1809.

Mein neulicher Brief, du theure Schwester meiner Seele, mag wohl ein Bißchen wahnsinnig geklungen haben, und frevelhaft obendrein. Ich habe seit dem strenges Gericht über mich gehalten, mich meiner leidenschaftlichen Hitze geschämt, und — nicht an Neuenbach geschrieben. Das war die erste Sühne, die ich dem Himmel und meinem Vater für jene pflichtwidrigen Vorsätze schuldig war.

Ja, die Gewohnheit der Leiden, und die Nothwendigkeit, sich über Andre zu vergessen, geben dem Menschen doch viele Kraft über sich selbst, und was diese nicht vermögen, ersetzt ein

kindlich heißes Gebeth. Ich habe den Aufruhr meines Gemüths niedergekämpft, ich habe mich selbst, meine Zuversicht, und was ich der Pflicht schuldig war, wiedergefunden.

Keineswegs kann die Gewißheit, daß Alphons mich unveränderlich geliebt, und nur unerklärbare Ränke ihn in meinen Augen strafbar scheinen machten, indeß sein großes Herz fest in den alten Banden hielt — keineswegs darf diese Überzeugung meine Pflicht aufheben, den deutlich ausgesprochenen Willen meines Vaters zu vollziehen. Würde ich unter gleichen Umständen mich nicht auch, als noch ein heiliger Schwur mich band, unterworfen, von Alphons die Lösung jenes Bundes gefordert, und — o sein schönes Herz weiß, was Kindespflicht ist! — erhalten haben? Ja, ich hoffe zu Gott, ich würde es vermocht haben, wenn ich gleich wie jetzt gefühlt hätte, daß die innersten Fäden meines Lebens reißen mußten.

So steht Alles, wie es war, meines Vaters harte gebiethende Noth, meine Verpflichtung, und die schwere Aufgabe, den guten Neuenbach nie ahnen zu lassen, was mein Entschluß mich gekostet. Frey bin ich ja, bin von Alphons selbst losgegeben, wiewohl aus irriger

Voraussetzung. Für ihn ist es dasselbe, für mich muß es dasselbe bleiben.

Und Rosalinde! Laß mich aufrichtig seyn! Habe ich denn durch diese Umstaltung der Verhältnisse nicht auch wirklich gewonnen? O, der rühme sich nicht, wahrhaft geliebt zu haben, dem das Bild des Geliebten nicht das Theuerste, Heiligste auf Erden ist, der an dessen Reinheit und Verklärung sich nicht in den schwersten Stunden aufrichten, bey ihm in Trennung, Gefahr, ja im Tode Trost finden kann. Mir war dieß himmlische Licht auf eine Zeitlang getrübt. Das war im Grunde das Schmerzlichste meiner Prüfung, daß sein Ideal mir verloren gegangen war, und ich gar nichts hatte, woran mein zitterndes Herz sich halten konnte! — Nun habe ich es wieder. Gottes Vatermilde hat die Seufzer meines gebrochnen Herzens gehört, er hat ihn mir wiedergegeben — nicht so, wie wir auf Erden dieß Wiedergeben meinen — aber für die Ewigkeit, für ein besseres Seyn, dem ich ja sichtbar entgegenreife. Hell und himmlisch steht er vor mir, ich sehe ihn wieder, wie er war, und noch ist, diesen unaussprechlichen Ausdruck der Blicke, diese edlen düstern Züge; ich höre seine Stimme mich mit Tönen der Liebe rufen,

ich sehe ihn bald mit hohem Ernst von würdigen Gegenständen feurig sprechen, bald wie ein fröhliches Kind in schöner Arglosigkeit sich heiterem Frohsinn überlassen. So steht er vor mir, ganz wie in den seligen Zeiten unsers Beysammenseyns, und ich trete hin vor die geliebte Erscheinung, und schwöre ihr nochmahl für jene Welt ewige Treue. Hiernieden muß ich eine Weile eines Andern seyn. Aber beruhige dich, Alphons! Es währt nicht lange. Unser Bund war nicht von dieser Welt; er ist auch nicht für sie. Dort kommt dir deine Lucie entgegen, nachdem sie dich, wie Yoricks Maria ihren unglücklichen zurückgelassenen Freund, noch einige ängstliche Bewegungen im schweren Erdentraume hat machen sehen, und empfängt dich in den Auen des Friedens, wo unsre Liebe ihre Heimath findet!

den 30. October.

Wo er wohl seyn mag? Ob er noch lebt? Seit ein Paar Tagen geht diese Frage oft durch meinen Sinn. Als ich mich neulich recht müde geweint hatte, ward mir so leicht. Ein Vorgeschmack himmlischer Ruhe senkte sich auf mich

nieder — und ich sah Alphons, wie in einer Art Vision, so deutlich und hell vor mir. Es regte sich eine süße bange Ahnung in meinem Herzen: Wenn er todt wäre, wenn seine Seele sich der befreundeten Seele gezeigt hätte! O daß es so wäre, er mir vorangegangen, und ihm so alle Leiden erspart wären! Glaubst du wohl, daß ich mich freuen konnte? Ich dachte wie Klopstocks Selma:

Selmar! Ich sterbe vor dir — den Schmerz soll Selmar nicht fühlen,
Daß er sterben mich sieht — —

Ja, meine Liebe ist rein, von allem Irdischen frey. Selbst Neuenbach darf ihr nicht zürnen; er hat nichts von ihr zu fürchten.

Er hat aus Paris geschrieben. Sein Brief gab uns viel Trost. Er hat meines Vaters Angelegenheit bey Weitem nicht in so schlimmen Zustande gefunden, als er selbst und wir alle mit ihm geglaubt, ja er hofft nicht allein, was das Schicksal seiner Person, sondern auch, was das Vermögen betrifft, viel Gutes. Es soll ein bedeutender Theil desselben erhalten werden können. Gott gebe seinen Segen dazu! —

Wird uns der Vater, den Geschwistern das Erbtheil erhalten: dann ist doch rings umher vieles gut geworden; und wie es in mir ist — das sollen mit Gottes Hülfe nur Er und du wissen.

Fünf und sechzigster Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

Paris den 5. November 1809.

Wie wunderbar, mein Raphael, wie überraschend gestaltet sich hier in der lärmenden Welthauptstadt das Leben deines einfachen Freundes! In wie seltsam ungeahnetem Lichte erscheint mir Manches, früher ganz anders Gekannte! Und was — ich bitte dich — was wird noch daraus werden?

Von dem Eindruck, den Paris, als das, was es ist, auf mich gemacht — vielleicht ein andermahl, vielleicht erst, wenn wir uns wiedersehn, was nicht so fern seyn wird, als ich beym Abreisen dachte. Elmwald hat unbegreiflich viel vorgearbeitet, und Schritte gewagt, über deren Kühnheit, wie über ihren glücklichen Erfolg, ich

erstaunte. Er hat sein Wohl, seine Sicherheit mit rücksichtsloſem Muth auf's Spiel gesetzt. Aber es ist gelungen, und bewundernd erkenne ich sowohl die Gewandtheit, als die Aufopferung, mit der er gehandelt. Florheim hat für seine Person nichts mehr zu fürchten. Ich habe bereits an Lucien geschrieben, daß sie ihm davon Nachricht gebe; denn in den letzten Tagen meiner Anwesenheit in O..g bekamen wir die erste Kunde von ihm und seinem körperlichen Wohlbefinden aus seinem verborgenen Aufenthalt. In dem Augenblick ist er wahrscheinlich seiner Familie wiedergegeben.

Als ich hier ankam, stieg ich der Verabredung gemäß bey Elmwald in seiner Wohnung ab. Er kam mir weit voraus auf der Treppe entgegen. Sein Empfang war, wie der eines Bruders, aber wie eines älteren, der nach des Vaters Tode den jüngern ernst, doch herzlich umarmt. Ich fand ihn sehr verändert, und — du kennst mich, Raphael! — der Gedanke an die Verpflichtung, die wir ihm haben, der Blick in seine schönen, jetzt so düstern Züge stimmte mich weicher gegen ihn, als ich es wohl nach allem, was ich wußte, hätte seyn sollen. Auch er mochte Ähnliches fühlen. Das Unglück edler

Menschen, an welchen wir Beyde warmen Antheil nehmen, hatte uns einander genähert; in der Anhänglichkeit an Florheims Haus begegneten sich unsere Seelen. Er führte mich auf sein Zimmer. Wir hatten erst ein Paar Worte geredet. In seinem Gemüthe arbeiteten schmerzliche Gedanken, ich sah, daß ihm das Sprechen Mühe machte, und oft kehrte das halb articulirte Wort in die schwer athmende Brust zurück.

So fühlte ich wohl, daß das Reden an mir sey. Ich brachte ihm meinen herzlichen Dank für seine Verwendung, und schilderte ihm, was bisher durch mich und Andre in O..g unternommen und ausgeführt worden war. Der Antheil an dem Geschick seiner Freunde überwog den Trübsinn seines Geistes. Er redete nun eifrig, mit klarer Ansicht, mit gründlicher Kenntniß, er zeichnete mir mit wenigen kräftigen Zügen die Bahn vor, die wir nun gemeinschaftlich zu gehen haben. Ich muß jeden Schritt billigen, den er thut, oder mich thun heißt. Wir arbeiten nun miteinander, und, wie ich dir im Eingange des Briefes gesagt, ich hoffe bald am erwünschten Ende unseres Strebens zu stehn. Es ist sein Werk fast ganz allein.

Luciens Nahme ist noch nicht zwischen uns genannt worden. Er vermeidet — fast möchte ich

sagen ängstlich — irgend etwas zu berühren, was auf seine früheren Verhältnisse Beziehung haben kann. Oft begreife ich das, wenn ich mir zurückrufe, wie großes Unrecht er gegen die Unglückliche hatte; und oft wieder — ich versichere dich, Raphael, es gibt Augenblicke, wo des wunderbaren Menschen tiefes leidendes Gemüth mich so ergreift, daß ich schwören möchte, er wäre auch in dieser Beziehung schuldlos, so wie ein genaueres Zusammenleben — er hat mir seine Wohnung auf eine Art angebothen, daß, sie ausschlagen, Unfreundlichkeit gewesen wäre — mich allmählig auf einen hohen Werth seines Herzens schließen läßt. Es liegt ein tiefer Gehalt in dieser streng verhüllten Brust, der zuweilen hervorbricht, und den Reichthum seiner Seele ahnen läßt. Wie es immer sey, so glaube ich, daß hier ein Geheimniß walte. Ich glaube — oder soll ich sagen, ich fürchte? — daß weder ich noch selbst Lucie Alles weiß, was uns zu wissen nöthig wäre!

Ich habe noch keinen Brief von ihr bekommen. Es war auch wohl kaum möglich, wenn ich die Entfernung und den Postenlauf berechne. Doch glaube ich manchmahl, es müßte seyn; es wäre nicht möglich, daß ich so lange ohne Nachricht von der Einziggeliebten seyn könnte. Ach,

sie ähnet nicht, wer um mich lebt, wen genau kennen, und, ich schäme mich nicht es zu gestehn, lieben zu lernen, ich jetzt täglich Gelegenheit habe. Ich werde keinen leichten Stand haben, ihr diesen früheren Freund, der noch das heilige Vorrecht der ersten Neigung für sich hat, nicht — zu ersetzen, aber doch nicht ganz vermissen zu lassen. O Raphael! Warum habe ich sie so spät gefunden! Leb wohl, theurer Freund! Ich will hier noch einen Brief Luciens erwarten, der in ein Paar Tagen eintreffen kann. Bis dahin werden sich, wie ich hoffe, unsere Geschäfte so weit geordnet haben, daß ich dir den Tag meiner Abreise von hier melden kann. O Wiedersehn! Wie entzückend, wie schmerzlich wirst du mir seyn! Ja, ich versichere dich, schmerzlich; weil ich diesen Elmwald kennen gelernt habe.

Sechs und sechzigster Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z** an die Gräfinn Herminie von S**.

Frankfurt den 5. November 1809.

Nur um wenige Tage, meine theure Freundinn, wird dieser Brief meiner Ankunft in meinem geliebten K** vorausgehn, nach welchem sich mein Herz mit schmerzlicher Freude sehnt. Es sind gar manche Ursachen, die mich die Heimath suchen machen. So sucht das gescheuchte Reh, dem bald ein muthwilliger Hirtenknabe, bald ein grausamer Jäger den harmlosen Gang durch den Wald verleidet, und es rastlos von Busch zu Busch zu eilen zwingt, mit ängstlicher Hast das tief verborgne Lager seiner nächtlichen Ruhe, und sehnt sich nach den schützenden Schatten und der trauten Stille. Auch lockt mich eine

süße Stimme heimwärts. Es ist die Stimme des Vaters, der sein Kind, welches in der Fremde ein unerreichbares Glück mit schmerzlichem Streben suchte, nach Hause ruft, wo ihm im milden Vaterarme wenigstens Ruhe werden soll. Mein Vater hat mir geschrieben; er wünscht mich zu sich. Ich werde dich daheim finden, und der erfahrne Freund wird mich begleiten. Ich sehe also stillen, und in mancher Hinsicht genußreichen Stunden entgegen.

Einen Augenblick leuchtete ein schimmerndes Meteor mit verführerischem Flackern wieder vor mir auf, und schien mich von der ruhigen Bahn, die zuerst ein hartes Geschick, späterhin Überlegung und treuer Rath mich gehn hießen, wieder zurück in den Strudel der Verwirrung ziehen zu wollen. Eine Menge Entwürfe, Vorsätze, Wünsche gährten auf aus der bewegten Brust, in welcher eine, kaum durch Vernunft beruhigte, unselige Neigung aufs Neue erwacht war. Ich wußte nicht, was ich wollte, was ich sollte. Ein heißer Wunsch zog mich nach Paris; Klugheit und Wohlstand riethen, zu bleiben, und erst zu erforschen, wie die Sachen standen, weil ein übereilter Schritt eben so wohl unnütz als gefährlich seyn konnte. Dieß Erforschen aber unterlag

großen Schwierigkeiten. Mit Dümesnard zu sprechen, hielt eine sehr begreifliche Scheu, ja eine Art Zartgefühl mich ab. So blieb ich nur auf mich selbst, und was ich weit ausgreifend und unsicher wirken konnte, eingeschränkt. Ein Paar Wochen vergingen auf diese Art. Da trat eines Morgens Dümesnard in mein Zimmer. Seine Miene war ernster, und, ich möchte sagen, schärfer, als sonst; doch äußerte er nichts, sondern setzte sich mir gegenüber am Stickrahmen hin, wie er sonst zu thun pflegt, und verwickelte mich bald in ein lebhaftes Gespräch, oder vielmehr einen Streit, wie wir ihn oft führen — als er mit einem Mahl, die hellen Augen fest auf mich richtend, mit einem gähen Absprung von der Unterhaltung sagte: Wissen Sie auch, gnädigste Fürstinn, daß Elmwald wieder in Paris ist?

Ich fühlte, daß trotz aller Anstrengung, meine innere Bewegung zu verbergen, doch eine schnelle Röthe mein Gesicht überflog. Wirklich? sagte ich und suchte so viel Unbefangenheit, als ich vermochte, in meinen Ton zu legen: Was macht er denn dort? Am Hofe meines Vaters weiß man nichts von ihm.

Möglich; erwiederte Jener mit seiner ge-

wohnten Ruhe, indem er vor sich niederblickend mit den Fäden der Stickerey spielte: Er ist auch nicht in des Herzogs, sondern in seinen eigenen Angelegenheiten dort. Der Vater seines Mädchens —

Seines Mädchens? fiel ich ein.

Nun ja, jener Lucie, die er nicht vergessen zu können scheint. — Der Alte hat eine häßliche Geschichte angefangen. Freyheitsschwindel und Gewinnsucht haben in seinem Gehirn ihr Wesen getrieben; er hat sich in Englische Umtriebe, in Schwärzereyen eingelassen, ist entdeckt worden, und hat fliehen müssen. Sein Kopf stand auf dem Spiel; das Vermögen war ohnedieß verfallen. Da entreißt sich unser Ritter seiner Verborgenheit, geht nach Paris, benutzt die Verbindungen, welche die Aufträge Ihres Hofes, meine Durchlauchtige, ihm voriges Jahr anknüpfen halfen, und schlägt sich dort für seine verlaßne Schöne.

Er schwieg hier. Ich war nicht im Stande, ein Wort einzuschieben. Er erhob den Blick, sah mich an, und senkte dann gleich wieder, wie du ihn kennst, die feinen Augenwimpern, indem er sinnend niederschaute. Es ist wunderlich, begann er langsam, aber es ist: Elm-

wald wagt ziemlich viel, er setzt sich aus, um Luciens Vater zu retten. Wenn es gelingt, wird diese Großmuth ihre gehörigen Folgen haben, und das treue Pärchen sich nach allerley Stürmen wieder vereinigen.

Sehr wahrscheinlich! sagte ich mit aller Gleichgültigkeit, die ich erkünsteln konnte: Lächerlich ist die Geschichte bey allem dem. Ich hätte Elmwald für klüger gehalten. — Ich stickte emsig fort; aber Kränkung und Ärger arbeiteten in meiner Brust, und der Faden brach alle Augenblicke. Dümesnard erhob sein Auge jetzt wieder auf mich: Und Sie sind so ruhig, meine Durchlauchtigste? Ich glaubte, Ihnen eine Nachricht gebracht zu haben, die Sie in einige Bewegung setzen würde, wenn ich an die Aufträge denke, mit welchen Ihr gütiges Vertrauen mich vorigen Winter beehrte.

Ich erröthete — ich war auf Kohlen. Sein scharfer Blick blieb auf mich geheftet, und um seinen Mund schwebte ein Ausdruck, von dem ich nicht zu sagen im Stande bin, ob er Triumph, Spott oder Bitterkeit war?

Was auch meine Absichten gewesen seyn mochten, Chevalier, als ich voriges Jahr Ihre Güte in Anspruch nahm — bey der jetzigen Lage der

Dinge kann, ja darf diese Neuigkeit mir nicht anders als gleichgültig seyn.

Sie darf nicht? Wie darf ich das ausdeuten? rief er, und ein unbeschreiblicher Blick der schönen blauen Augen ruhte auf mir, und das Lächeln um seinen Mund war freundlich.

Wie Sie können, und wie Sie wollen, Chevalier!

So deute ich es mit der größten Süffisance aufs günstigste, sagte er, sprang auf, und küßte meine Hand: Wir gehn nicht nach Paris?

Gewiß nicht! lächelte ich, und sah ihn so freundlich an, als ich konnte, während tausend Qualen in meiner Brust wühlten. Ob ihm meine Erschütterung entgangen war, weiß ich nicht; genug, er ward fröhlich, er schien beruhigt. Sollte es möglich seyn? Hätte Dümesnard wirklich gefürchtet, und dieser kalte Diplomatiker sich etwas unter seinem Ordenssterne bewegen gefühlt? Ich kann es kaum glauben, und doch scheint es so. Er blieb heiter, das Gespräch stockte keinen Augenblick, und ich danke dieser fortreißenden Gewalt seines Witzes; denn sie riß auch mich über den ersten Augenblick einer bitteren Enttäuschung hin.

Als er fort war, brach freylich das künstli-

che Gebäude wieder zusammen, und ich fühlte, was Elmwald mir gewesen war, was Dümesnard mir nie werden wird! Aber ich erkannte auch bestimmt, daß nun nichts mehr zu thun sey. Bald darauf langte meines Vaters Brief an, und mein Entschluß war gefaßt. Dümesnard billigt ihn sehr; er bleibt seinem schönen Vorsatz treu, und begleitet mich. O, ich glaube, er wäre auch mit nach Paris gegangen. Ich fühle bestimmt, daß er sich in meiner Nähe wohl befindet, daß es ihm kosten würde, von mir zu scheiden, und dieß Gefühl thut mir in dem jetzigen Augenblicke, wo ich ein glänzendes Bild mit Gewalt aus meinem Herzen reißen muß, sehr wohl.

Ja, Herminie, die Poesie des Lebens ist von mir geschieden. Ich fühle ihren Abschied, ich höre das letzte melodische Rauschen ihrer Flügel. O Alphons! Alphons! Warum habe ich dich kennen gelernt! Dich mußte ich nie finden, oder nie verlieren! Ode und verblichen liegt das Leben hinter dir!

Doch nein! Das ist ungerecht, ich erkenne es. Dümesnard ist mir viel, sehr viel; ohne ihn wäre ich jetzt nahmenlos unglücklich. Dennoch kann ich die rebellischen Schläge meines Herzens

nicht dämpfen, das, sonst gewohnt von lebhafteren Regungen bewegt zu werden, sich in diese Stille, so heilend sie ist, nicht recht zu finden weiß.

Bald bin ich also bey meinem Vater, bey dir. Eure Liebe wird vollenden, was ich allein zu stillen nicht vermag. Laß Dümesnard nichts von dem ahnen, was ich dir geschrieben! Ich bedarf seiner, ich kann ihn jetzt nicht verlieren. Er ist nicht Alphons, aber er ist mein Freund. Er wird mich nicht entzünden, nicht entzücken; aber er wird mich heilen, es wird mir wohl in seiner Nähe seyn. Dann, wenn die trügerischen Hoffnungen der Jugend geschieden sind, werde ich an seiner Hand der ruhigen Reife des Lebens entgegen sehen.

Sieben und sechzigster Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

Paris den 16. November 1809.

Was wird aus mir werden? Was soll ich thun? Ich sitze an Elmwalds Bette, der, seit gestern krank, erst jetzt nach einer unruhigen verhängnißvollen Nacht ermattet eingeschlummert ist. In meinem Geiste ist es finster. Ein Chaos der streitendsten Gedanken verwirret sich in mir, es flimmert mir öfters vor den Blicken, und ich muß mir Stirn und Auge klar reiben, um mich zu fassen, und die Züge meiner Feder sehen zu können. Was wird aus mir, aus uns Allen werden? frage ich noch einmahl. Ich will mich sammeln. Du mußt erfahren, was sich zugetragen, du mußt — nein, rathen kannst du mir nicht. Der Rath, wie der Entschluß zur That,

muß frey aus der Seele hervorgehn. Bis deine Antwort kömmt, ist es viel zu spät.

Gestern Abends, als wir vom Restaurateur weggingen, bey dem wir zu essen pflegen, hatte Elmwald noch einen Gang zu machen. Ich ging zu Hause und setzte mich in der Dämmerung an's Fenster. Das bunte Gewimmel unter mir, das laute Leben, das auch jetzt mit dem Einbruch der Nacht nicht verhallte, das Rasseln der Kutschen, die den Theatern, den Unterhaltungsorten zurollten, der Contrast alles dieses mit unserm stillen O..g fiel mir lebhaft auf, und mit inniger Sehnsucht dachte ich an die fernen Lieben, an ihr strenggeordnetes Leben, an so manche Entbehrung, die sich die zart und reich Gewohnten jetzt gefallen lassen mußten. Ich sah meine — ach meine? Lucie im Kreise ihrer Geschwister mit Handarbeit emsig beschäftigt, indeß hier Alles in einer Art von Rausch dem Vergnügen nachjagte. So gestimmt, ward der Wunsch — Etwas von ihr zu hören, endlich einen Brief von ihr zu erhalten, doppelt lebhaft in mir, und in dem Augenblicke ging die Thüre auf. Elmwald trat in's Zimmer; der Bediente, mit Licht und den Briefen von der Post, folgte ihm.

Wir grüßten uns, und langten zugleich nach dem Angekommenen. Elmwald ergriff einen Brief, las die Aufschrift, erblaßte, und reichte mir ihn hin. Das Blatt zitterte in seiner Hand. Er war von Lucien. Ich sah seine heftige Bewegung, die Gewalt, mit der er sie meinen Augen zu entziehen strebte, indem er sich, anscheinend mit andern Briefen beschäftigt, vor seinem Büreau niedersetzte, und dem Bedienten schweigend winkte, ihm das Licht hinzustellen. Ich hatte Luciens Brief erbrochen. Er war kurz, außerordentlich kurz; die Züge schienen mir nicht so sicher geführt, wie sonst, ich glaubte zu bemerken, daß ihre Hand müde oder zitternd gewesen seyn müße, als sie ihn schrieb. Das erregte mir Besorgniß. Der Inhalt des Briefes zerstreute sie nicht. Es sprach eine unendliche Freundlichkeit, aber auch ein ganz zerknicktes Herz daraus, das sich noch jetzt unter der Last seines Kummers nicht aufzurichten vermochte. Und doch waren die Umstände jetzt schon sehr zum Guten gewendet, und sie war bey meiner Abreise so gefaßt gewesen!

Mein Gefährte hatte, während ich las, das konnte ich wohl sehen, mehr als einmahl ver-

stohlen nach mir herüber geblickt. Es war deutlich, daß ein Brief, — von Lucien geschrieben, einen Brand in seiner reizbaren Seele entzündet hatte; auch mochte ihm der Trübsinn, welcher sich später aus dem Blatte mir sympathetisch mittheilte, nicht entgangen seyn. Ich sah von der Seite, wie seine Augen auf mir ruhten, und erwartete jeden Moment, daß er aufstehen, mich fragen, oder doch eine Erkundigung von Weitem her einleiten würde. Er that es nicht; vielmehr versank er in tiefes Hinbrüten, sprang dann gäh empor, nahm Hut und Mantel, und stürmte in die neblicht finstre Novembernacht hinaus.

Ich harrte seiner Rückkunft lange vergebens. Es wurde neun, zehn, eilf Uhr — Elmwald kam nicht nach Hause, und ich konnte mich einer bangen Besorgniß um ihn, der mir schon so lieb geworden war, nicht erwehren. Nach eilf Uhr, als ich mich bereits an Luciens Brief müde gelesen, gesonnen, und geschrieben hatte, und im Begriffe stand, zu Bette zu gehen, pochte es heftig unten an der Hausthüre. Ich höre öffnen, reden, sehe Lichter, und bald darauf kommen viele Tritte die Treppe herauf an unser Zimmer. Mein Bedienter trat eilig und er-

schrocken herein. Man hatte Elmwald ohnmächtig auf dem Boulevard, nicht sehr weit von hier, ausgestreckt gefunden, und anfänglich für todt gehalten. Zufällig ging einer seiner Bekannten vorüber, der ihn der hülfreich um ihn beschäftigten Menge nannte. Man hob ihn auf, — der Pariser ist gutmüthig und dienstfertig, — und brachte ihn in seine Wohnung.

Ein Chirurg, den man sogleich gehohlt, trat mit herein. Elmwald war vom vorigen Jahre her in der Nachbarschaft bekannt, und wegen mancher Wohlthat, mancher Gefälligkeit geliebt. So beeiferte sich Alles, ihm beyzuspringen, und der Arzt hatte zu thun, um den allzugroßen Diensteifer zu mäßigen. Mehr als eine Stunde verging, bis er sich erhohlte. Die Kälte der Nacht, der rauhe Wind, der über das Boulevard hinstreicht, mochte die schon ergriffenen Nerven noch schärfer gespannt, und ihm die Ohnmacht zugezogen haben. Erstaunt blickte er um sich, er fand sich in seinem Zimmer, auf seinem Bette; aber fremde Gesichter beugten sich über ihn. Man sah, daß er den Zusammenhang nicht begriff. Jetzt wandte er sich nach mir um — ich hatte ihn im Arm gehalten — und eine heftige Bewegung durchzuckte ihn. Er wollte reden,

und vermochte es nicht. Da erklärte ich ihm mit wenig Worten den Zusammenhang, und suchte unter herzlichen Danksagungen die fremden Leute zu entfernen. Der Chirurg verordnete einiges, was sogleich angewendet wurde, und der Kranke beruhigte sich nach und nach. Er erzählte uns hierauf, aber matt und oft unterbrochen, daß er sich einige Bewegung habe machen wollen, weil er den Tag über viel gearbeitet, daß ihn aber Schwindel und Bangigkeit befallen, und genöthigt hätten, auf den Rückweg zu denken. Noch hoffte er das Haus zu erreichen, das kaum fünfhundert Schritte entfernt war, als ihn eine völlige Ohnmacht befiel; er sank ohne Bewußtseyn nieder, und mochte wohl eine Weile so gelegen haben, nach der Zeit zu urtheilen, wo man ihn fand, und nach Hause brachte.

Mir kam die ganze Erzählung unheimlich vor. Jener Brief, sein Hinstarren auf mich, die Bewegung, mit welcher er mich an seinem Bette gewahr wurde, der lange Spaziergang in einer solchen Nacht, endlich die Ohnmacht, eine natürliche Folge innerer Aufreibung, Alles vereinigte sich, mich einen tiefen Blick in sein Inneres thun zu lassen. Doch äußerte ich nichts, und schien seine Erzählung gläubig anzunehmen.

Gegen zwey Uhr entschlummerte er endlich, und der Chirurg entfernte sich mit dem Erbiethen, bey Tagesanbruch wieder zu kommen. Ich konnte nicht schlafen, und mochte auch meinen Kranken nicht allein lassen; daher setzte ich mich an sein Bett, und betrachtete diese bedeutenden Züge, die selbst im Schlummer noch von dem Schmerz des Innern zeugten. Auch war sein Schlaf nicht ruhig; er warf sich oft hin und her, seine Hemdkrause verschob sich, und — ein Medaillon, das er auf der Brust trug, wurde durch diese Bewegungen sichtbar. Meine Neugier, meine Bangigkeit stiegen aufs höchste; ich konnte meine Augen nicht von dem goldenen Reife abwenden. Bey der Dämmerung, welche ein einziges fernes Licht im Zimmer verbreitete, war kein Gemählde zu erkennen; doch glaubte mein angestrengter Blick weibliche Umrisse zu unterscheiden. Wie gern hätte ich mich genähert, wie gern gesehn, was zu erkennen ich doch innerlich bebte! Aber sein Schlaf war so unruhig; ich durfte es nicht wagen. Endlich schien die erschöpfte Natur zu erliegen; er schlief fest, und dem Anscheine nach gut. Ich hohlte das Licht. Zitternd, wie auf einer bösen That, nahte ich mich dem Schlafenden, meine Hand deckte die Flam-

me, daß sie seine Augenlieder nicht berührte, nur auf die schwerathmende Brust fiel der helle Strahl, ich erkannte das Bild — es waren Luciens Züge, die sein kummervoll arbeitendes Herz auf und nieder wiegte!

Luciens Bild auf seiner Brust! — Ich stand schaudernd an einem Abgrunde, in dessen Tiefe zu blicken und seine furchtbaren Geheimnisse aufzudecken ich nicht wagte. Psyche fiel mir ein. Auch sie hatte das verborgene Verbothene bey nächtlicher Lampe geschaut, und darüber verloren, was früher ihr Glück gemacht!

Es brauchte lange, ehe ich mich sammeln, und nur zum Theil des Aufruhrs Meister werden konnte, der in mir tobte. Jetzt habe ich mir ein Tischchen nicht fern von des Unglücklichen Lager bereitet. Mein Blick bewacht ihn. Ich schreibe dir die Geschichte des gestrigen unseligen Abends, der noch unseligern Nacht!

Wie wird sich das Alles noch gestalten? Er liebt sie noch, oder wieder? Unmöglich kann ich das Erste glauben. Jene Scene im Posthause sprach seine Gefühle zu deutlich aus. Und dann, sein hartes Stillschweigen, sein Nichtachten aller ihrer Briefe, ihrer sanften Bitten und Klagen, so lange er mit der Herzoginn in Pa-

ris lebte! Nein, er war ihr ungetreu; das ist entschieden.

Also hat er bereut? Hat er seinen Irrthum eingesehn, und ist zurück gekehrt zu dem frühern verjährten Gefühle? Aber warum gesteht er es nicht? Warum nähert er sich ihr nicht wieder? Von unsrer Verbindung kann er nichts wissen, kaum etwas ahnen. Was kann ihn sonst zum Schweigen bewegen?

Und in diesem Schweigen nimmt er sich mit glühendem Eifer der Sache ihres Hauses an, setzt sich Gefahren aus, trotzt mit kühnem Muth allen Hindernissen, wird vom Anblick ihres Briefes auf solche Art erschüttert, und trägt ihr Bildniß auf seinem Herzen!

Ich verwirre mich immer mehr, je mehr ich nachsinne, und mich bestrebe, in diese Nacht Licht zu bringen. Das allein ist klar, daß hier Geheimnisse verborgen liegen, die ich und selbst Lucie nicht ahnen kann.

Wie trüb ihr Brief war! Mich befremdete der Ton desselben um so mehr, als die gefahrlose Rückkehr des Vaters zu den Seinigen, die erste gesegnete Folge von Elmwalds Verwendungen, doch die schwerste Last von ihrem Herzen genommen haben, und sie wieder heiterer in

die Zukunft blicken lassen muß. Oder soll ich an eine völlige Unheilbarkeit dieses wunden Herzens glauben? Und jenes Bild dort auf der bangathmenden Brust! O, nur Einen Strahl des Lichts in diesem Dunkel, ernstes Schicksal! das mit unsern Planen, Irrthümern und Leidenschaften, als mit geringfügigem Spielzeug, seinen grausamen Scherz zu treiben scheint!

Elmwald bewegt sich stärker. Ich lösche mein Licht aus, der Tag fängt an zu dämmern. In mein Auge ist kein Schlaf gekommen. Vielleicht, daß der kühle Morgen mir einige Möglichkeit der Ruhe bringt. Leb wohl!

Acht und sechzigster Brief.

Alphons Elmwald an seinen Bruder.

Paris den 24. November 1809.

Dem Himmel sey Dank, unsre Geschäfte neigen sich zu Ende, und bald wird mich Neuenbach verlassen. Es ist auch höchst nöthig, wenn ich nicht unter der Last der Kämpfe erliegen soll. Ich habe es vermocht, den Menschen, der aus Allen, welche die weite Erde bewohnen, mir — nicht der Verhaßteste — bey Gott! ich achte ihn von Herzen — aber derjenige ist, dessen Anblick mir die unerträglichste Qual verursacht, zu mir zu rufen, mit ihm zu leben, unter Einem Dache zu schlafen! Das vermag der Mensch, wenn er ernstlich will; das habe ich vermocht! Ich sagte es mit stolzem Gefühl. Aber der hochmüthige Aufschwung fängt an, sich schmerzlich zu rächen.

Ich fühle, daß es durchaus nicht mehr lange so dauern darf, wenn ich nicht eben so schmählich endigen soll, als ich frevelnd und stolz begonnen. Vor einigen Tagen hätte ich es bald mit dem Leben gebüßt, wenn keine hülfreichen Menschen mich Ohnmächtigen gefunden, und ins Leben erweckt hätten.

Noch hatte — das war mir nicht schwer gewesen, aus meines Gefährten Reden abzunehmen — er keinen Brief von Lucien erhalten. Ihren Nahmen vor ihm zu nennen, oder ihrer auch nur zu erwähnen, war mir nicht möglich; aber was ich wissen wollte, hatte ich erfahren. Es beruhigte mich. Schilt es kindisch, wenn du willst, ein einziges Tau ängstlich zu halten, wenn das ganze Schiff unsers Lebensglückes vor unsern Augen in den Abgrund versinkt! Genug, ich fand Trost in dem Gedanken, daß es nur ihre Pflicht, nicht ihr Herz war, was sie vielleicht an ihn knüpfte. Neulich komme ich eben nach Hause, wie er Briefe erhielt. Ich fasse darnach; der Erste sogleich ist von ihr. Ich reiche ihn ihm; zu reden war ich nicht im Stande. Ich sehe ihn denselben mit hastiger Freude erbrechen, lesen. Seine Züge verdüstern sich, seine Hand sinkt mit dem Blatte. Was es enthal-

ten haben mag? Gott weiß es! Gutes, Beruhigendes nicht. Aber in meiner Brust war auch der Sturm erwacht. Sonst und Jetzt, was ich verloren, was der neben mir besaß — regte sich in wildem Durcheinanderwirren in meinem Geiste; ich mußte fort, fort aus der beengenden Stube, aus der peinlichen Nähe. Draußen hing ein dicker Nebel bis tief in die feuchten dunkeln Straßen herunter, eine kalte Novemberluft berührte mich eisig. Dennoch war es besser, als was da oben in Neuenbachs Nähe mich ergriffen hatte. Ich eilte hinaus in's Freye, mir ward dem Anschein nach leichter. Wie lange ich mich in Nacht und Kälte herumgetrieben, weiß ich nicht. Ein schmerzliches Gefühl von Krampf und Schwindel weckte mich jetzt aus dem Labyrinthe unseliger Träume, ich fühlte daß ich mich nicht lange mehr würde halten können, und eilte übers Boulevard unsrer Wohnung zu. Da faßte mich der Schwindel mit neuer Gewalt, und ich verlor das Bewußtseyn. Nach langer, langer Zeit fühle ich mich von sanfter Wärme durchdrungen, ich vernehme Stimmen, ein Lichtstrahl dringt durch mein geschloßnes Auge, ich schlage es auf — ich sehe mich zu Hause, und Neuenbachs Gestalt ist das Erste,

was ich erkenne. O ich wünschte mir meine Ohnmacht zurück!

Er ist ein guter Mensch. Er hat meiner mit Liebe und Sorge, wie ein Bruder, gepflegt, er ist die Nacht durch nicht von meinem Bette gewichen, ich danke es ihm mit gerührter Seele — aber er bleibt doch mein Feind!

Der Zufall ging bald vorüber. Ruhe und Wärme stellten mich nach zwey Tagen wieder her. Neuenbachs Betragen kommt mir seitdem verändert vor, doch vielleicht herzlicher und wärmer. Er gehört zu den weichen Seelen, die im Mitleid die mächtigste Anreizung zur Liebe fühlen, und ist hierin den Weibern gleich. Mein böser Zufall hat ihn mir um ein Großes genähert. Ich bin ihm dankbar dafür, aber ich wünsche dennoch seine Entfernung, und darf sie nun auch hoffen; denn es geht Alles seinen gewünschten Gang, und Florheim ist in diesem Augenblick schon in den Armen der Seinigen.

Wenn Neuenbach fort, und alles hier beendigt ist, eile ich zu dir und dem Vater. Was noch mit mir werden wird, weiß ich nicht. Dienste würde ich ungern annehmen. Meine Kraft ist aufgerieben, und mich verlangt nach Stille und Verborgenheit. Auch glaube ich für

mich allein nicht viel zu bedürfen, so wie ich mit inniger Gewißheit mir vorauszusagen getraue, ich werde nicht alt werden. Die Erfahrungen der letzten zwey Jahre waren zu bitter.

Ich habe etwas Gewagtes unternommen; ich wollte sehen, was ich im Stande wäre, an eine Idee, an die Liebe zu dem einzigen Weibe zu wenden, das mir wahrhaft als solches erschien. Wirf mir mein Verhältniß zur Herzoginn nicht ein! Der vorüberfliehende Rausch gereizter Phantasie und verirrten Mitleids gegen eine ausgezeichnete Frau, die mir mit unverhehlter Leidenschaft entgegenkam, verdient diesen Nahmen nicht. Es war kaum eine zärtlichere Neigung. Ich habe nur Einmahl geliebt.

Aber ich weiß, daß auch Lucie nur Einmahl liebte. Dieser Neuenbach hat ihr Herz nicht. Das erkenne ich so deutlich, wie ich mein innerstes Selbst schaue. Er hat sich Verdienste um sie erworben, Ansprüche an ihren Dank; ihr Vater mag vielleicht befohlen haben, und sie hat gehorcht. So sehe ich Alles genau und hell in ihrer Seele. Nur über Einen Punct, über ihrem hartnäckigen Schweigen während meines vorjährigen hiesigen Aufenthalts, liegt noch ein undurchdringliches Dunkel. Dieß vermag ich

nicht zu lösen. Sie hat an mir gezweifelt; das ist unser Unglück, nicht meine Schuld. In diesem Zweifel hat sie sich zu falschen Ansichten, zu falschen Schritten hinreißen lassen. — Aber geliebt? — Nein, geliebt hat sie nie einen Andern, als den, dem sie sich im Angesichte des Todes verlobte — nicht zum frohen Bündniß; das beweist der Erfolg.

Es ist keine leichte Aufgabe meines Kopfes, hier klar, und eine noch schwerere Aufgabe meines Gemüthes, hier ergeben zu bleiben, und in dieser Vereitelung der unschuldigsten Hoffnungen, in dieser Zernichtung eines Bandes, das nur in der reinsten Absicht gegenseitiger Beglückung und Veredlung geknüpft war, einen heiligen Zweck väterlicher Vorsehung, und nicht ein grausames Spiel willkührlicher Macht, oder blinder Naturgesetze zu erblicken, wovon eines so trostlos ist, wie das andre! O es gibt Augenblicke, wo alle Lehren der Vernunft, alle Trostgründe des Glaubens nicht hinreichen, jene feindseligen Vorstellungen von mir abzuhalten. Das sind meine furchtbarsten Stunden.

Laß mich nicht länger bey diesen Erinnerungen verweilen! Das bloße Denken daran regt die dunkle Tiefe auf; wie trübe Schatten steigen die

bösen Vermuthungen und Schlüsse empor, reihen sich in furchtbarer Größe aneinander, schlagen die dunkeln Fittige über mein Haupt zusammen, und hüllen Alles um mich in Finsterniß. Wie leicht ist es, zu glauben, zu vertrauen, wenn man glücklich ist? Aber unter Schrecken und Schmerzen festhalten in Glauben und Hoffen — dazu gehört mehr Kraft, als ich manchmahl zu besitzen mich rühmen darf.

Neun und sechzigster Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z** an die Gräfinn Herminie von S**.

K.. den 20. November 1809.

Welcher tückische Zufall muß gerade in dem Augenblicke, wo ich deines Umgangs, deiner Theilnahme, deines Raths bedürfte, die unangenehmste Störung herbeyführen, und dich wieder auf dein Landgut rufen, um in den trüben Novembertagen ein Paar Wochen mit langweiligen Geschäften zuzubringen, Rechnungen zu revidiren, und den Betrügereyen deiner Beamten nachzuspüren! Ich erkenne zwar, daß hier nichts zu thun war, als dich ziehen zu lassen; aber ich fühle darum nicht minder, daß du mir überall fehlst, und daß die wenigen Tage, an denen ich nach so langer Entbehrung deiner

recht mit vollen Zügen genoß, mir diese neue Abwesenheit nur desto unerträglicher machen.

Es liegt mir etwas auf dem Herzen, um dessentwillen ich deiner jetzt mehr als jemahls bedürfte. Ich stehe, bald möchte ich sagen, gleich dem Alciden am Scheidewege, wenn der Vergleich ganz passend wäre. Hier biethet die freundliche Gegenwart mir zuversichtlich die Hand, zeigt mir eine sonnig fruchtbare Ebene voll fleißigen Anbaues, voll Frieden und heiterer Behaglichkeit, wo sich's lieblich wohnen und ruhig leben läßt; dort tritt die Vergangenheit mit dem düstersinnigen Blick hervor, ihre Hand weist auf jene Berge hin, wo romantische Felsenklüfte mit blumenreichen Thälern wechseln, der Wassersturz aus nebligen Höhen fällt, und unten in der sonnigen Tiefe den Regenbogen auf seinen beruhigten Wellen trägt, wo ein ewig reges Leben mächtiger Naturkräfte waltet, steter Wechsel zu stetem Kampfe fordert, aber auch unaussprechliche Schönheiten das Gemüth zu erhabenen Empfindungen stimmen.

Aber, ohne Bilder zu sprechen, der Herzog weiß, daß Elmwald in Paris ist. Der Urlaub von sechs Monathen, den dieser von Marseille aus gefordert, ist noch nicht zu Ende. Die alte

Zuneigung meines Vaters erwacht, er kann sich von dem Liebling nicht scheiden, und er will nicht annehmen, daß es Alphons je Ernst gewesen, unsre Dienste ganz zu verlassen. Er liebt den Jüngling, und glaubt, dessen Liebe zu ihm müsse eben so stark seyn. Auch hat er etwas vom Zusammenhang der Dinge erfahren, daß nähmlich Elmwald die Legationssecretärs-Stelle heftig gewünscht, daß der Kummer um ihre Versagung, und die weitaussehende Sendung nach Frankreich seine Gesundheit untergraben, und ihn dann zu jenem übereilten Entschlusse getrieben habe. Das thut dem gütigen Greise leid. Er will nun gut machen, will an Alphons schreiben lassen, und ihn zurückrufen.

Das beunruhigt mich. Wohin soll es führen? Ich weiß, daß er von seiner Lucie nun und nimmer läßt, daß diese unselige Neigung zu ihr Schuld an allen verkehrten Schritten war, die er gethan, seit ich ihn kenne; ich sehe ein, daß, wie er ankömmt, alle Leiden, alle alten Stürme wieder beginnen werden — und dennoch wallt eine Regung des Entzückens in mir empor, wenn ich nur den Gedanken des Wiedersehens denke, wenn ich mir den Augenblick vergegenwärtige, wo ich diese Gestalt er-

blicken, diese Stimme hören, das bezaubernde Spiel seines Geistes, den Reichthum seines Gemüths erkennen soll!

Und Dümesnard? Hier liegt der Knoten! Er war gegenwärtig, als mein Vater über Elmwald sprach. So streng der feine Diplomatiker sich zu beherrschen weiß, zuckte doch ein bittersüßes Lächeln um seinen Mund. Den übrigen Abend war er meist stille, und seitdem ist seine sonst so gleiche Laune gestört. Kommt Elmwald an, so ist es mehr als wahrscheinlich, daß Dümesnard uns verläßt. Ich verliere den klaren zuverlässigen Freund, den treuen Rathgeber, den höchstliebenswürdigen Gesellschafter; und gewinne? — nichts als Schmerz, Stürme, und alle Martern der Ungewißheit. Vernunft und Dankbarkeit, ja die gemeine Klugheit rathen mir, Alles anzuwenden, damit jener nicht komme, und dieser sich nicht entferne. Ich weiß es; aber das verödete Herz langt, gleich einem verzogenen Kinde, nach dem glänzend gefährlichen Spielzeug, und eilt achtlos an der Blume vorüber, die ruhig duftend am Wege steht.

Darum, Herminie, um dieses Zwiespalts in meiner Brust wegen, wünschte ich so sehr, dich bey mir zu haben. Du sollst mich über mich

selbst, über meine Wünsche, über die wahren Bedürfnisse meines Geistes aufklären; du sollst mit Dümesnard sprechen, und ihn aushohlen. Ich möchte die Natur seiner Gefühle für mich kennen, ich möchte wissen, was ich von ihm zu erwarten habe, ob er auch im Stande wäre, seiner Zugvogel-Natur um unsertwillen zu entsagen?

Kannst du nicht bald in die Residenz kommen — mit Briefen ist hier nicht viel zu thun — so sollen Schneegestöber und Winterstürme mich nicht abhalten, zu dir zu eilen. Bey dir finde ich eine warme Stube, und ein warmes Herz. In zwey Tagen ist dann mündlich mehr ausgerichtet, als durch hundert geschriebene Blätter.

Siebenzigster Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

Paris den 26. November 1809.

Lies den eingeschlossenen Brief, den ich vorgestern von Fanny erhielt, lies ihn, und dann schließe auf meine Gemüthsstimmung!

Franciska Florheim an Eduard Neuenbach.

O..g den 14. November 1809.

Ehe Sie diesen Brief lesen, verehrter Freund, muß ich Sie bitten, das Auffallende meines Schrittes, die scheinbare Übereilung, daß ein junges Mädchen zuerst an einen Mann schreibe, mit Ihrer gewohnten Nachsicht zu entschuldigen, da ich sowohl unsere genauere Bekanntschaft,

als das Dringende der Umstände für meine Rechtfertigung anführen kann.

Sie werden aus Luciens Brief, welchen sie Ihnen vor einigen Tagen geschrieben, erfahren haben, daß unser geliebter Vater, in Folge Ihrer gütigen und eifrigen Verwendung für ihn, uns endlich wieder gegeben ist, nachdem wir beynahe zwey Monathe in steter Angst um ihn zugebracht. Der Tag seiner Ankunft war ein Freudenfest für das ganze Haus, und unserm Glücke mangelten nur zwey Dinge: Ihre, des großmüthigen Freundes, Gegenwart, und meiner Schwester heitrere Stimmung. Sie theilte zwar im ersten Augenblicke unsere frohe Trunkenheit; aber sie war bereits einige Zeit vor diesem glücklichen Ereignisse durch innere Kämpfe so aufgerieben, daß wir nicht ohne Grund selbst vor jener freudigen Erschütterung zittern, und traurige Folgen fürchten mußten. Und diese Kämpfe, diese innere Zerstörung sind es, welche mich zwingen, Ihnen zu schreiben, da ich es für meine Pflicht sowohl gegen Sie als Lucien halte, Sie in die vollkommene Kenntniß der Lage der Dinge zu setzen, welche auf Ihr und meiner Schwester künftiges Glück den wichtigsten Einfluß haben müssen.

Einige Zeit vor der Rückkehr meines Vaters erhielt Lucie von unbekannter Hand ein ziemlich dickes Paket, und als sie es öffnete, fanden sich in denselben zu ihrem Erstaunen und Schrecken zehn bis zwölf Briefe ihres Jugendfreundes Elmwald an sie, die er ihr im vergangenen Winter aus Paris geschrieben, und die, Gott weiß, durch welchen Zufall, oder durch welche Bosheit, liegen geblieben, wo nicht gar unterschlagen worden waren. Dem Anschein nach waren sie uneröffnet, obwohl es mich dünkte, hier und da Spuren einer heimlichen Gewaltthätigkeit zu bemerken. Sie enthielten die deutlichsten Beweise von Elmwalds unveränderlicher Liebe, von seinem Schmerz über Luciens Stillschweigen, von seiner unerschütterten Treue, und somit auch für meine Schwester die volle Überzeugung, daß Elmwald ihre Briefe nicht erhalten habe.

Welchen Eindruck die Lesung derselben, so wie die klare Erkenntniß, die daraus hervorging, auf Luciens Gemüth machte, überlasse ich Ihnen, zu ermessen. Sie war in den ersten Stunden in einem Zustand, der an Geistesabwesenheit grenzte. Wir fürchteten für ihre Gesundheit, für ihren Verstand. Was sie gerungen, gelitten, gebethet, weiß nur Gott, der sie auch

nach einigen Tagen mit wunderbarer Stärke segnete, so daß sie sich aus dem Abgrund ihrer Verzweiflung aufrichten, und sich ermuthigen konnte, fest und beharrlich auf dem einmahl vorgezeichneten Wege fortzuschreiten. Indeß kam die frohe Nachricht von der Rückkehr meines Vaters. Der genaue Zusammenhang, in welchem seine damahlige Flucht und die Verfügungen, welche er beym Abschied traf, mit ihrer Zukunft, und folglich auch mit der eben erlangten Kenntniß von Elmwalds Gesinnung standen, regte sie mit einer Heftigkeit auf, die ich diesem sonst festen und sanftem Gemüthe nicht zugetraut hätte, und dieser Zustand währt im Ganzen fort, und wechselt nur mit einzelnen Stunden ruhigerer Fassung, die sie sich durch strenge Selbstbeherrschung und heißes Gebeth errungen.

Neuenbach! Sie sind unser Freund, Sie haben sich als solcher in den trübsten Augenblicken bewährt; Sie sind die Stütze unsers Hauses, der großmüthige Retter meines Vaters gewesen. Die Verpflichtungen, welche wir gegen Sie haben, sind unermeßlich, unabtragbar. Das fühlen wir alle, das fühlt vorzüglich Lucie, und dieses Gefühl — lassen Sie es mich gestehn! — ist vielleicht die Haupturſache des Sturms, der

ihre Brust bewegt. Sie würde ihr Wort, das sie freywillig und mit vollkommner Überzeugung von der Würdigkeit des gewählten Lebensgefährten gegeben, ohnedieß nie zurück genommen haben; denn sie erkennt die Heiligkeit desselben so, als ob sie es vor dem Altar gesprochen hätte. Jetzt aber, wo der Verlobte auch der Befreyer des geliebten Vaters, der Retter aus nahmenlosem Unglück ist, jetzt weiß ich, daß sie lieber Alles dulden, alles opfern, als zurücktreten würde; ja der Gedanke, sich Ihnen unter diesen Verhältnissen willenlos zu ergeben, hat für ihre schwärmerische Seele einen Reiz, der allein im Stande ist, die Bitterkeit ihres sehr herben Schicksals zu mildern, und ihr die Kraft zu verleihen, jetzt nicht zu wanken. Aber, o treuer, edler Freund! glauben Sie denn auch wohl, daß dieß willenlose Opfer glücklich machen, und glücklich seyn werde?

Ich darf, ja ich muß es Ihnen sagen, was Luciens Gewissenhaftigkeit ihr zu gestehen verbeuth, was in ihrer Brust niederzukämpfen, sie die letzten Kräfte ihres Wesens anstrengt. Sie liebt Alphons noch eben so glühend, wie zuvor, und sie weiß seit drey Wochen ungefähr, daß sie noch eben so von ihm geliebt wird. Sein Be-

tragen gegen die Herzoginn, seine schnelle Abreise von Paris, sein Ansuchen um Urlaub, sein Verschwinden, Alles erscheint nun in ganz anderm und wie verklärendem Licht. Neuenbach! Soll ich aussprechen, was ich denke, was ich hoffe?

Ich fühle das ganze Gewicht der Zumuthung, die in diesen Worten liegt. Es ist so groß, daß ich es mit Worten auszudrücken nicht wage; aber ich lege meinen stillen Wunsch an Ihr Herz, edler, uneigennütziger Freund, der Sie uns durch die Gefahren, denen Sie sich um unsertwillen ausgesetzt, einen unvergeßlichen Beweis Ihrer Großmuth, und ihrer aufopfernden Liebe gegeben haben. Sie haben uns den Vater erhalten; ach, erhalten Sie uns auch die Mutter, indem Sie es Lucien möglich machen, das Leben freudig zu ertragen!

Daß sie nichts von diesem Brief ahnet, den ich heimlich, und nicht ohne Sorge, entdeckt zu werden, geschrieben habe, werden Sie vermuthen. Verrathen Sie mich daher nicht, Sie mögen nun durch meinen Brief auf was immer für eine Art zu handeln bestimmt werden! Schweigen Sie davon vor Allem gegen meinen Vater! Sie könnten mir einen Verdruß zuzie-

hen, von dessen Größe und Folgen Sie sich vielleicht keine Vorstellung machen werden, da Sie nicht berechnen können, wie reizbar das Unglück unsern guten Vater gestimmt hat. Ich zähle daher auf Ihr Zartgefühl, Neuenbach! und darum zähle ich mit voller Zuversicht.

Franciska.

Drey Tage sind es nun, seit ich dieß unglückliche Blatt erhalten, drey Tage unter Höllenqualen verlebt! Es bleibt nur Ein Entschluß, ich weiß es; denn es gibt nur Einen Ausweg — entdecken — verlieren!

Wie glühendes Erz fielen die Worte in Franciska's Brief auf mein Herz, daß ich es sey, dem sie die Befreyung ihres Vaters, die Rettung ihres Glückes danken. Dieses Wiederhohlen derselben Idee, dieß Vorerzählen ihrer Verpflichtungen, ihres Dankgefühls — o es ist unerträglich!

Was ich mitgewirkt — kann es wohl in Betracht kommen? Alles, Alles hat Elmwald gethan. Er hat sich mit Gefahr seiner Existenz in halsbrechende Unterhandlungen eingelassen; nur seiner Gewandtheit in Geschäften dieser Art, und seinen frühern Verbindungen war es

möglich, hier durchzudringen. Tausend an seiner Stelle würden unterlegen seyn. Er geht als Sieger hervor, und — mit zerrissenem Herzen.

Er war also nicht treulos, oder er hat eine vorübergehende Verirrung wieder gut gemacht. Er hat aus Paris an Lucien geschrieben, er hat ihre Briefe nicht erhalten, er hat sie für ungetreu, oder wenigstens für verändert halten müssen — und er opfert Alles, was ihm noch Werth haben kann, für sie!

Und soll ich kleiner neben ihm stehen? Soll ich hier genießen wollen, wo Alles um mich in Schmerz und Elend darbt? Die sterbende Lucie sollte ich an mein Herz drücken? Ihr Todes-Lächeln könnte mich beglücken? Mit dem Opfer eines hingeschlachteten Daseyns soll ich meine Treue belohnen lassen?

O Elmwald! Elmwald! Mensch, den ich achten, und dennoch beynahe hassen muß! Warum hat das Geschick dich in meine Bahnen geführt! Seit vorgestern, seit der unselige Brief die nagende Schlange voll tödtlichen Giftes in meine Brust geworfen, stehe ich ganz anders zu ihm. Ich kann ihn nicht mehr lieben; er hat mir zu viel geraubt. Aber ich kann ihn beglücken wollen — und ich werde es!

Welches ist der Zauber, der sein Wesen begleitet, ihm die Herzen unterwirft, und seine Fesseln unzerreißbar macht? Ich fasse es nicht. Eine Weile fing er an, auch über mich diese Macht zu üben. Franciska's Brief hat sie zerstört. Ich stehe frey neben ihm. Er hat edel gehandelt, groß, wenn du willst. Auch in meiner Brust lebt Kraft zu ähnlichen Aufopferungen. Er soll Lucien — —

O Gott! Großer Gott! Was bin ich im Begriffe, auszusprechen! — Also ihr entsagen? Also auf das ganze Glück meines Lebens verzichten? Nein, dieß Opfer ist zu ungeheuer! Ich kann nicht!

Sie war nicht Elmwalds mehr. Er hatte ihr längst entsagt, als er mit edler Uneigennützigkeit für die Rettung ihres Vaters das Schwerste unternahm. Er hat viel auf's Spiel gesetzt, es ist wahr; aber was ist das Alles gegen Luciens Besitz, gegen die Seligkeit, *sie* sein nennen zu können! Nein! Meine Entsagung wäre ungleich größer. — Ich kann nicht — werde daraus, was da will!

den 27. Morgens.

Ich habe eine furchtbare Nacht durchgekämpft. O wie oft, seit den letzten drey Tagen, hat je-

ner Wechsel streitender Gefühle, wie sie das erste Blatt meines Briefes enthält, in meiner Brust schmerzlich auf und abgewogt! Nein! Die Freundschaft, die Liebe, ach, der Himmel selbst kann mir nicht zürnen, wenn die zitternde Natur sich vor der Vernichtung entsetzt, wenn die Hand zurückbebt, die das eigne Todesurtheil unterzeichnen soll. Ich weiß, was ich muß, was allein hier zu thun ist; und mir fehlt die Kraft, es auszusprechen.

Franciskan jetzt schon zu antworten, ist mir nicht möglich. Ich bin nicht im Stande, meine Gedanken so weit zu ordnen, um sie zusammenhängend, und mit der Deutlichkeit, die ich dem guten, theilnehmenden Wesen schuldig bin, hinzuschreiben. Ich habe wohl noch eine Weile zu kämpfen, bis dieser Sturm nur in so weit beruhigt ist, um in meinem entzündeten Gehirn eine klare Gedankenreihe aufkommen zu lassen. Leb wohl!

Zwey und siebenzigster Brief.

Alphons Elmwald an seinen Bruder.

Paris den 30. November 1809.

Welche Entdeckung! Noch wie betäubt, und keiner deutlichen Vorstellung mächtig, sitze ich hier, und sinne, ob es ein Traum ist, der mich äfft, wie so oft in meinem Leben die schönsten Hoffnungen gethan, oder ob ich glauben darf, was ich hörte, was ich las, sey Wirklichkeit?

Gestern Abends kam die letzte Entscheidung wegen der Florheimischen Angelegenheit aus dem Büreau des Ministers an mich. Es war nun in O...g alles beygelegt, Florheim mit Aufopferung eines bedeutenden Theils seines Vermögens von der übrigen über ihn verhängten Strafe losgesprochen, seine politischen Unternehmungen aber als wenig gefährlich erklärt,

und alles zur großen Zufriedenheit der Familie beendigt.

Ich eilte noch spät mit dem Blatte in Neuenbachs Zimmer, der seit ein Paar Tagen ganz sonderbar zerstreut, ja verstört, sich meist außer dem Hause umhergetrieben hatte. Er empfing es mit starrem Blick aus meiner Hand, las es, sank bleich und erschöpft auf einen Stuhl, und winkte mir, als ich mich ihm besorgt nähern wollte, mich zu entfernen. Ich sah ihn bedenklich an; aber ich ging. Diese Wirkung meiner Nachricht war mir, ich gestehe es, unerwartet. Ich hatte mich ihrer rein erfreut, um des Guten willen, das dem Florheimischen Hause, das Lucien daraus entsprang, und auch, weil meine Stellung zu Neuenbach, die immer drückend, aber in der letztern Zeit seines seltsamen Betragens wegen sehr unangenehm gewesen war, nun aufhören, und uns Beyden die Freyheit gegeben werden würde, in ganz entgegengesetzten Richtungen unsern Lebensweg fortzusetzen.

Heut morgens trat er zu mir herein. Seine Züge waren bleich, verfallen, seine Augen trugen Spuren vielen Weinens. Erschrocken eilte ich ihm entgegen. Da reichte er, ohne zu sprechen, mir ein Blatt, von Frauenzimmerhand be-

schrieben, und sagte nach einigen Augenblicken mit fast tonloser Stimme: Ich war mit Lucien verlobt. — Das ist vorbey. Sie sind der Retter ihres Vaters. Sie lieben sie noch — ich trete sie Ihnen ab. Er wandte sich, um zu gehen. Ich sah ihn zittern, schwanken; ich sprang auf ihn zu, und ließ ihn auf einen Stuhl niedersitzen. Die Menge der Gedanken und Gefühle, die in dem Momente auf mich eindrangen, hemmten auch meine Worte; doch suchte ich ihm stillschweigend einige Hülfe zu leisten. Er winkte verneinend. Er blickte auf zu mir; es lag ein Ausdruck von unsäglichem Schmerz in diesem Gesichte, in diesen rothgeweinten Augen, der mein Innerstes bewegte. Neuenbach! rief ich: Wo denken Sie hin? Besinnen Sie sich! Wenn Sie mit Lucien verlobt sind — so ist es Ihre Pflicht —

Er schüttelte heftig mit dem Kopf, und seine Thränen brachen wieder hervor. Mein innigstes Mitleid wurde rege; aber er war nicht im Stande, mir mehr zu erklären, er wies nur auf den Brief, den er mir gegeben. Ich trat ans Fenster, und las. Er war von Franciska. Gerechter Gott! Welche Entdeckung! Unsre Briefe müssen unterschlagen worden seyn. Sie hatte keinen von mir, so wie ich keinen von ihr,

erhalten. Ein Zufall spielt ihr jetzt die meinigen in die Hände, jetzt, wo sie, wie es scheint, auf ihres Vaters Geheiß halb gezwungen mit Neuenbach verlobt war. Die Lösung jener Briefe, die Überzeugung, welche daraus hervorging, hatten beynahe ihr Leben in Gefahr gebracht. Franciska wendet sich an Neuenbachs Großmuth, um von ihm die Lösung jenes Bandes zu erbitten, das keinen Theil mehr beglücken kann.

Ich war tief erschüttert; ich stand sprachlos, das Blatt in der Hand. Neuenbachs schmerzliche Laute gaben mir zuerst wieder Besinnung. Ich eilte zu ihm. Ich beschwor ihn, sich nicht zu übereilen, und alles zu erwägen; Lucie allein könne hier entscheiden; uns stehe kein Tausch, kein Handeln um ihren Besitz zu. Er richtete sich empor, blickte mich trüb an, sagte: O sie hat mich nie geliebt! Ihr Herz hat ewig an Ihnen gehangen! — und sank dann wieder in Thränen zurück.

Ich ließ ihn gewähren, ich ließ dieß schmerzhafte Gefühl sich in diesem Erguße verströmen. Es zu stören, oder aufzuhalten, wäre unnütz gewesen. Was meine Brust bewegte, verstattete ohnedieß keine Äußerung. Endlich hatte der Unglückliche sich gefaßt, er stand auf. Reisen Sie

nach O..g! sagte er: Ich habe an Franciska und an den Vater geschrieben. Bald werden sie wissen, wem sie ihre Rettung verdanken, wer heiß und treu von Lucien geliebt wird, und sie wieder liebt — und wie elend ich bin!

Ich zog ihn an meine Brust. Neuenbach! rief ich: Sie haben die Geliebte noch nicht verloren. Lucie — ich sage es noch einmahl — Lucie muß entscheiden! Nehmen Sie mich zum Freund, zum Bruder an!

Bruder? rief er: — Bruder! — Ja wohl! — Und sie wird dann meine Schwester! Er warf sich mir um den Hals, seine Thränen flossen aufs neue. Wir hielten uns innig und lang umarmt. Gewiß, Neuenbach ist ein edler Mensch; aber Lucien kann er nicht beglücken!

Er riß sich endlich los, nachdem er mich mehr als einmahl mit schmerzlicher Wärme, Bruder, genannt hatte, und verließ mich. Seitdem sitze ich hier, und sinne mich müde, und zittre vor der Annäherung eines Glückes, das ich schon mehr als einmahl so nahe gesehn, das mir jedesmahl wieder entschwunden, und jetzt — o mein Gott! Sollte es möglich seyn? Hättest du meinen Schmerz angesehn, meine Thränen gezählt? Und sollte ich hiernieden noch Glück finden können?

Neuenbach ist nicht wohl. Die Erschütterung der letzten Tage hat ihn angegriffen; doch hoffe ich, es soll nicht von Bedeutung seyn. Der Unglückliche! Ich fühle, was er leidet, und ich wage es nicht, ihn zu trösten. Alles, was ich sagen kann, weil es aus meinem Munde kommt, muß ihn verletzen.

Ich habe viel, viel nachgedacht über Alles, was ich diesen Morgen von ihm gehört. Sprechen will ich nicht mit ihm darüber. Das Berühren dieser frischblutenden Wunden kann nicht anders als schmerzhaft und unheilbringend seyn. Er hat dem Vater geschrieben? Das war eine sehr begreifliche Aufwallung von Großmuth, von Zartgefühl. Er wollte den Dank nicht allein ernten, den er nicht ganz allein verdient hatte. Ich fasse und billige das. — Aber hat er meinen Wünschen mit dieser Erklärung wohl genützt? Ich fürchte, nein! Nach meinen früheren Erfahrungen, selbst nach Franciska's Brief ist von Florheim wenig zu hoffen. Und wenn auch! Meine Laufbahn ist zerrissen. Der Herzog wird nach dem Schritte, den ich in Marseille gethan, schwerlich den rückkehrenden Flüchtling gütig aufnehmen, und — ohne Amt, ohne Einkünfte,

wie dürfte ich tollkühn und unzart genug seyn, Luciens vom Vater, von den Umständen, von der Welt gebilligtes Bündniß mit Neuenbach zu stören, mich vorzudrängen, und ihr die Hand des Brot- und Heimathlosen anzubiethen? Nimmermehr!

Schreiben will ich nach K.. und mich unter der Hand erkundigen. Ich achte dieß für Pflicht. Ich will Alles thun für die bloße Möglichkeit von Luciens Besitz. O Bruder! Schon das Zusammendenken dieser zwey Begriffe, meine Zukunft und Lucie, ist ein Glück, an dessen Daseyn ich zu glauben verlernt hatte. Es tritt mir wieder entgegen, es leuchtet mir dämmernd von ferne, aber nur zweifelnd gibt mein der Hoffnung entwöhntes Herz sich dem schmeichelnden Anschein hin, und öffnet sich, streng und lange verschlossen, fast wiederstrebend dem freundlichen Strahl. O mein Gott! Wenn ich wieder aufgeben, wieder zurückstürzen sollte! Das würde mich tödten!

Was Neuenbach mir gesagt, so viel es ihm scheint, so schmerzlich es ihn trifft, für mich ist es wenig. Franciska's Brief enthält nur die Bestätigung alles dessen, was ich längst ahnete, daß Luciens Liebe zu mir un-

verändert fortgewährt, und daß sie Neuenbach ihre Hand nur aus Überredung gereicht. Der einzige Umstand mit den verlornen Briefen ist neu. Er erhellt das Dunkel, das noch für mich auf dem Zusammenhange des Ganzen haftete, und dient nur, uns die Pfade klar zu zeigen, auf welchen uns der Zufall oder Bosheit rettungslos zum Unglück führte. Ich weiß, daß ich ewig in Luciens Brust herrschen werde; aber sie darf dieser Stimme nicht folgen, wenn der Vater nicht selbst sie ihres Worts entbindet. Du siehst, welche Berge sich noch vor mir aufthürmen, und ob ich Recht hatte, mein Herz festzuhalten, daß es sich nicht verlocken lasse.

Dennoch regt sich die Hoffnung schmeichelnd, flüsternd in der innersten Tiefe der Brust, und läßt mich nicht ruhen. Holde Bilder erscheinen mir; die Tage meiner glücklichen Jugend steigen vor mir empor, ich sehe Lucien in der Blüthe ihres damahls so reizenden Frohsinnes vor mir stehn. Ach Gott! Wo sind diese Zeiten, und was sind wir selbst!

Drey und siebenzigster Brief.

Eduard Neuenbach an Raphael.

Paris den 3. December 1809.

Morgen reise ich von hier ab, und liege in wenigen Tagen an deinem Herzen. Öffne mir deine Arme, mein Freund! Nimm den Todtwunden an deine Brust! Kann er noch genesen, so ist es an jener Stelle. Es geht Alles seinen Gang, wie ich es dachte, von dem Augenblick an, da ich vor zehn Tagen Franciska's Brief erhielt. Dem Glücklichen gereicht eben alles zum Glück, und wer viel hat, dem wird noch mehr gegeben! Ach, ich will Alphons nicht beneiden, ich gönne ihm, was ihm der Himmel so reichlich schenkt; er hat lange genug gelitten. Nun ist die Reihe an mir, und ich darf wohl fühlen, daß ich leide. Florheims Proceß ist ganz ge-

schlichtet. Ihm verdanken sie Alles, was Günstiges für sie geschehen ist. Ich habe es dem Vater, ich habe es Franciscken geschrieben; ich will keinen Dank, wo ich kein Verdienst, oder nur geringes habe. An Lucien zu schreiben, habe ich nicht vermocht. Sie soll glücklich werden; ich wünsche es ihr, das weiß Gott! Daß sie Elmwald mehr liebt, wie mich, sichert ihr freylich ein größeres Glück an seiner Seite. Zärtlicher, aufopfernder, als ich, kann er sie nicht lieben. Er hat viel für sie gethan. Mir ward es nicht so gut. Was ich für sie geleistet und gelitten, was ich mit Freuden noch künftig opfern und leisten will, fällt nicht in die Augen. Mein Wille war ernst und rein; er ist es noch. Sie reiche Elmwald die Hand, und sie fordere mich auf, mein Leben für sie hinzugeben; ich bin bereit es zu thun, so wie ich bereit war, in O...g ihrer Hand zu entsagen, wenn sie es gefordert hätte, und dennoch für sie und die ihrigen alles zu thun, was die Umstände forderten.

Es ist eine Verkettung unseliger Zufälle, die mich von dem Augenblicke an verfolgt, wo ich sie kennen lernte. Alles, was ich unternahm oder vermied, was ich suchte oder floh, um jenem Einfluß zu entgehen, Alles wandte sich mir

unter der Hand zum Verderben. Überall trat Eine Gestalt in der Erinnerung oder Gegenwart mir feindlich entgegen, überall hatte ich mit ihr zu kämpfen, und jetzt schon beynahe am Ziel entreißt sie mir die Palme, und geht als Sieger aus dem Streit.

Ich werde ihm nicht mehr in den Weg treten. Er wandle seine Bahn! Ich habe ihn achten gelernt; ja es gab Augenblicke, wo ein Gefühl inniger Liebe in meiner Brust aufwallte. Stünde er mir nicht so verderblich entgegen, ich glaube, ich hätte mit schwärmerischer Liebe an ihm hangen können. Es liegt etwas höchst einnehmendes, ja bewältigendes in seinem Wesen. Aber so, wie wir jetzt stehn, bleiben nur Achtung und Schmerz in meiner Brust. Die Genugthuung konnte ich mir nicht versagen, in den letzten Tagen, welche wir zusammen zubrachten, und wo sich unsre Herzen oft und wahr gegeneinander aufschlossen, ihm zu sagen, daß ich ihn dazumahl in O..g an Luciens Seite nicht zum erstenmahl gesehn. Ich erzählte ihm mein Abenteuer und seines im Posthause. Er hörte mir aufmerksam und stillschweigend zu; ein feines Lächeln bildete sich um seine Lippen. Haben Sie das Lucien erzählt? fragte er zuletzt. Ich stutzte,

doch verhehlte ich es ihm nicht; dazu war ich zu stolz. Gut denn! antwortete er: Das ist mir lieb; sie wird in Ihrer unbefangenen Erzählung die Bestätigung meines Geständnisses gefunden haben. Ja, es war eine Abschiedsscene; nur konnten Sie ihren ganzen Sinn nicht errathen. Ich schied von der Herzoginn, nicht, weil unsre Straßen sich trennten, sondern weil ich ihr kurz vorher, um allen Mißverständnissen vorzubeugen, erklärt hatte, daß ich verlobt sey. Daraus war ihre und selbst meine stärkere Bewegung zu deuten; und deßhalb war mir auch später das Zusammenleben mit ihr in Paris so peinlich.

Ich schwieg. Was konnte ich auf diese Antwort sagen! Was ich gedacht, wäre, zu äußern, vielleicht unzart gewesen. Ich brach daher das Gespräch ab. Den Tag darauf erhielt er eine Staffette von seinem Hofe, des Inhalts, daß, da sein sechsmonathlicher Urlaub nunmehr zu Ende sey, der Herzog seine Rückkehr erwarte, und ihm vor der Hand auftrage, sich zur Übernahme der Legationssecretärsstelle in O..g bereit zu halten, welche der Herzog ihm in Anbetracht seiner, ihm in Paris geleisteten, Dienste zu übertragen geruhe.

Ich war dabey, als der Brief anlangte.

Diese Wonnetrunkenheit, diese Verklärung der Züge, diese thränenvollen zum Himmel gerichteten Blicke schildern keine Worte. Wenn Lucie, wenn die Herzoginn ihn öfters in solchen Augenblicken gesehen haben, so begreife ich ihre Bezauberung. Er war wirklich hinreißend.

Seine Brust arbeitete, ich sah, daß es ihn drängte, sich einem fühlenden Wesen mitzutheilen, und nur ich allein war der, dem er den tiefsten Quell seiner Freuden nicht offenbaren konnte. Ich fragte ihn theilnehmend — er sah mich einen Augenblick zweifelhaft an, dann reichte er mir das Blatt hin. Ich begriff Alles, mein ganzes Unglück! Und doch mußte ich ihn umarmen, und ihm vergönnen, an meinem Halse seine Freudenthränen zu weinen. Wir hielten uns lange umfaßt. Er richtete sich endlich auf, sah mich mit trübem Ausdruck in den dunkeln Augen an, und sagte: Eduard! Warum kann ich mein Glück nicht mit dir theilen! Warum muß, was mich beseligt, dich so schwer verletzen! Ich versicherte ihn, und, bey Gott! ich fühlte es so in dem Augenblicke, daß ich mich seines Glückes um seinet- um Luciens willen herzlich freute. Das glaubte er mir, und umfaßte mich vom neuem. Seit dem stehen wir ein-

ander näher; dennoch war ich froh, als ich ihn gestern abreisen sah.

Ich folge ihm übermorgen. Meine Geschäfte sind abgethan. Was habe ich auf der Welt noch zu verrichten? Meine Zukunft liegt hinter mir. Ob ich je nach O..g zurückkehre, ob ich nach langer Zeit Lucien wieder zu sehen vermögen werde, weiß ich nicht. Auf jeden Fall besinne ich mich erst, wenn ich bey dir bin. Florheim ist wohl so gut, meine Angelegenheiten indeß zu den seinigen zu machen, und das übrige gibt der Augenblick — die Stimmung. Leb wohl!

Vier und siebenzigster Brief.

Franciska Florheim an Rosalinden.

O. g den 2. Januar 1810.

Schon einmahl, mein verehrtes Fräulein, hatte ich die Ehre, Ihnen statt meiner Schwester zu schreiben. Dazumahl war es in dem trübsten Augenblick ihres Lebens. Seitdem hat uns Gott vieles Glück gesandt; er gibt mir nun auch das, Ihnen jetzt in der seligsten Zeit meiner guten Lucie zu schreiben. Seit acht Tagen ist Alphons hier. Den ersten Moment des Wiedersehens zu beschreiben, fühle ich mich außer Stande; alle Worte müssen hier kalt erscheinen. Er war mehr angegriffen als sie; vielleicht daß in seinem stärkern Gemüthe auch die Erschütterungen stärker wirken. Nach den ersten Minuten stummen Entzückens sank er erschöpft auf das Kanapeh; nur seine Blicke, nur unarticulirte Seuf-

zer unterrichteten Lucien von dem Sturm der Freude, der seine Brust durchtobte. Nach und nach fanden sich die Glücklichen zurecht, aber noch ist meine Schwester nicht im Stande, so viel Ruhe zu erzwingen, als zur Abfassung eines ordentlichen Briefes gehört. Was haben sich die Herzen nicht zu sagen, die so lange, so schmerzhaft getrennt waren, sich so lange mißverstanden, und schuldlos gequält hatten!

Ein Brief des guten Neuenbach unterrichtete uns vor drey Wochen schon von dem wahren Zusammenhang der Dinge. Doch das hat Ihnen meine Schwester, wie ich weiß, gemeldet. Damahls fiel der erste Strahl der Freude in ihre Seele, sie fing an zu hoffen, und an ihr Glück zu glauben; und auch auf meinen Vater hatte diese Nachricht einen erwünschten Einfluß. Er, der Elmwald immer geschätzt, und nur um seines Standes willen ungern als Schwiegersohn gedacht hatte, mußte sich jetzt durch die Größe der Verpflichtung, wie durch die edle Weise der Leistung, überwältigt fühlen. Ohnedieß hatten ihn das Unglück und Luciens Opfer, dessen Größe er jetzt einzusehen begann, weicher gestimmt. Es war ein schöner feyerlicher Augenblick, als er Neuenbachs Brief gelesen hatte, nun Lucien

zu sich rufen ließ, ihr ihn selbst vorlas, und, als sie, vor großer Bewegung ihre Thränen kaum zurückzuhalten vermögend, es doch nicht wagte, ihre Rührung laut werden zu lassen, ihr weinend um den Hals fiel, sie sein gutes gehorsames Kind nannte, ihr seine Einwilligung zur Verbindung mit Elmwald, und seinen besten väterlichen Segen gab. Ich war zugegen, und sank ihm mit Lucien zu Füßen. Seine Hände ruhten auf unsern Häuptern. Gewiß, Gott und seine heiligen Engel haben mit Wohlgefallen auf den guten Vater niedergesehn, und der Segen dieser Stunde wird durch Luciens Leben gehn.

Wenige Tage darauf kam ein Brief von Elmwald, der erste seit jenem schmerzlichen Scheidebrief. Lucie war außer sich vor Seligkeit und Freude. Bald darauf folgte einer von ihm, aus K** datirt. Der Herzog hatte ihn mit großer Güte aufgenommen, alles Vorhergegangene war vergessen, und Elmwald erhält die längstgewünschte Stelle bey der Gesandtschaft in O..g, die ihm voriges Jahr war versagt worden. Nun sind alle Wünsche erfüllt, und er eilte, sobald es die Geschäfte und die Rücksicht für den alten Herzog, der ihn nicht sogleich wieder entlassen wollte, verstatteten, hierher, seinen Vorgänger

abzulösen, und endlich in Luciens Armen den Lohn seiner Treue und seiner Aufopferungen zu finden.

Der Vater empfing ihn wie einen geliebten Sohn, wir Alle wie einen zweyten Vater. Ach, was haben wir ihm nicht zu danken! Seitdem ist ein fröhliches Leben in unserm Hause. Lucie ist so glücklich, daß sie in manchen Augenblicken ängstlich über die Größe ihrer Seligkeit wird, und nicht bedenkt, wie viel sie früher gelitten, um dieß Glück zu verdienen. Elmwald war die ersten Tage in sich versunken und zu wonnetrunken, um anders als durch verklärte Blicke und den Ton seiner Stimme sein Glück zu verkünden. Jetzt gibt er sich allmählich einer heitern Unbefangenheit hin, die ihn wie ein fröhliches Kind tändeln und scherzen lehrt, und ihn uns Allen, besonders den jüngern Geschwistern sehr lieb macht.

Ich stehe dann oft neben den Glücklichen, und beobachte ihr Getändel, ihr Gekose, sehe diese trunknen Blicke, höre den schmelzenden Ton dieser Stimmen, und wundere mich still in mir selbst, wie die Liebe aus sonst ernsten klugen Menschen solche Kinder machen könne! Lassen Sie es mich aufrichtig gestehn, mein Fräulein!

Ich glaube, wenn das rechte Liebe ist, so werde ich in meinem Leben nie verliebt werden. Die Schwester hat mirs ohnehin schon längst abgesprochen, und was ich jetzt sehe, bestärkt diese Meinung. Nein! Solcher Gefühle halte ich mein Herz nicht fähig; und ich beklage mich deßhalb nicht. Nicht alle Gemüther sind gleich, und ich habe mein neunzehntes Jahr sehr ruhig und sehr vergnügt zurückgelegt.

Nur Eine Betrachtung ist jetzt noch, die einen Tropfen Bitterkeit in die allgemeine Freude gießt; und das ist das Geschick unsers Freundes Neuenbach. Seit er Paris verlassen, haben wir nichts mehr von ihm gehört, und es ist manchesmahl der Gegenstand unserer ängstlichen Sorge, daß das Glück unseres Hauses auf den Schmerz einer so treuen edlen Seele gebaut seyn mußte. Mit Wehmuth denke ich oft an ihn, und sinne vergebens, wie dieses Mißverhältniß zu heben, und ihm für so viel bewiesene Freundschaft und Edelmuth eine Vergeltung durch uns werden könnte. Nur die Zeit und Gottes leitende Vatergüte können für ihn wirken, und seine Wunden heilen; wir wollen indeß für ihn bethen, und hoffen, ihn einst ruhig und zufrieden unter uns zu sehn.

Fünf und siebenzigster Brief.

Herzoginn Alexandrine von Z** an Gräfinn Herminie von S*.

K** den 4. Januar 1810.

Schon seit acht Tagen harre ich deiner Zurückkunft, um mein volles Herz gegen dich auszugießen. Wo bleibst du so lange? Halten die Beendigung deines Processes, die Formalitäten der Scheidung dich so lange auf, oder sinnt Graf S** und seine Verwandten auf neue Tücken, um dich in verhaßten Banden zu halten? Er soll es nicht wagen. Mein Vater hat sich entschieden über deine Angelegenheit ausgesprochen, du darfst auf seine ernstlichste Unterstützung rechnen. Das laß deine Gegner wissen, wenn sie dich quälen wollen!

Es ist mir sehr unlieb, dich jetzt zu missen.

Es gab so Manches zu erzählen, zu bemerken, besonders als in der vorigen Woche jenes Zusammentreffen Statt fand, das ich eben so sehr gewünscht als gefürchtet hatte. Du weißt, ich fand es weder meiner Würde, noch meiner Ruhe, noch endlich der Rücksicht angemessen, die ich Dümesnard schuldig bin, in der Residenz und bey meinem Vater zu bleiben, als ich wußte, daß er seinen Cabinetssecretär zurück erwartete, um ihn, mit völligem Vergessen alles gerechten Unwillens, wie ein wiedergeschenktes Kind zu empfangen, und dem verzogenen Söhnchen in Allem seinen Willen zu thun. Ich ging nach Lindenhayn, und du warst so gefällig, mich zu begleiten, um mich in jenen trüben Tagen nicht einsam zu lassen. Da rief dich der Brief deines Sachwalters ab, und ich sah mich in der unangenehmen Nothwendigkeit, entweder allein in der stürmischen Jahreszeit auf dem einsamen Jagdschloß zu verweilen, oder mich allen Qualen und Mißverhältnissen auszusetzen, die ein längeres Zusammenleben mit jenem Menschen unausweichlich machte. Wie lange er in K** bleiben würde, konnte ich nicht bestimmen; doch war zu vermuthen, daß er eilen würde, seinen neuen Platz in O..g an-

zutreten. Aber meines Vaters Liebe zu ihm, der förmlich langsame Gang der Geschäfte — es konnte Wochen dauern — und so lange mit ihm unter Einem Dach! Unmöglich!

Und dennoch! Ach, ich hätte ihn so gern gesehn! Nur Einmahl! Vielleicht zum letztenmahl auf dieser Erde!

Recht schwermüthig saß ich am Nachmittag des zweyten Tags nach deiner Abreise am Fenster des grünen Cabinets, wo wir sonst zusammen gesessen, gearbeitet, geplaudert hatten, und starrte hinaus auf die winterliche Landschaft, auf den schneebedeckten Garten, auf die nahen, mit Nebeln verhangnen Berge. Über mir war das Thurmzimmer mit der Kupferstichsammlung, in welchem ich einst ein Paar so köstliche Stunden verlebt hatte. Wie damahls Alles blühte, grünte, lebte! Und nun so todt, so leichenweiß, so still und starr!

Mich überfiel eine sehr wehmüthige Empfindung. Alles, was ich seit jenem Tage durch die Schuld eines leidenschaftlichen schwankenden Gemüthes, und sein Unrecht gegen mich, gelitten, ging in langem Zuge vor mir vorüber. Ach, nicht die Ghosts of my departed joys! Viel trübe thränenvolle Stunden, viel bange Sorgen, viel

tausend Kränkungen! Ich dachte mir ihn jetzt wieder in den alten Umgebungen bey meinem Vater, in unsern Sälen, an unserer Tafel, wie ehmahls. Mein Vater hatte mir einen Brief geschrieben, aus dessen heiterem Ton das Vergnügen über die Rückkehr des Undankbaren sichtbar sprach. Diese Freude kam mir in dem Augenblicke wie ein Unrecht an mir vor, ich schien mir so zurückgesetzt, so verlassen, so verbannt auf dem einsamen Schloße, von dem nun mit dir auch die letzte befreundete Seele gewichen war! Da sah ichs von ferne auf der Höhe des Berges durch den Nebel schimmern; Lichter bewegten sich, ein dumpfes Geräusch, wie das Rollen eines Wagens, ließ sich hören. Es kam näher, es war ein Reisecalleſche. Mein Herz schlug unbändig. Wer konnte es seyn? Ich schellte, meine Leute stürzten erschrocken herein, ich sandte hinunter, dem Wagen entgegen — Es war Dümesnard!

Ich sammelte meine aufgeregten Geister, erkannte dankbar die zarte Aufmerksamkeit des treuen Freundes, und ging ihm mit wahrem Vergnügen entgegen.

Er hatte den Tag vorher vernommen, daß du abgereiset warst, und wollte mich nicht ganz

allein lassen. Wie sehr dankte ich ihm das! Sein lebendiger Witz, sein geistvolles Gespräch stillten nach und nach die Unruhe meines Innern. Ich fühlte mich sehr erleichtert, ich ließ Thee und Punsch vor den flammenden Kamin bringen; wir setzten uns zusammen, plauderten, lachten, die trüben Erinnerungen entwichen in Nebel und Schatten. Von da an fing ich an, mich zu fassen, und fühlte mich nach ein Paar Tagen stark genug, um, als eine Staffette mich zurückberief, weil Onkel und Tante von **hausen den nächsten Tag erwartet wurden, auch jenem Wiedersehn ruhiger entgegen zu gehen.

In unsern Unterhaltungen war seiner nicht erwähnt worden. Dümesnard war Alles bekannt, aber auch die beste Art, mein aufgeregtes Gemüth zu behandeln, und mich für eine Zusammenkunft zu stählen, von der er wußte, daß sie unvermeidlich seyn würde. Dümesnard begleitete mich zurück.

Den Tag darauf erschien ich bey der Tafel, wo ich gewiß war, den Gefürchteten zu treffen. Ich faßte mich, so gut ich konnte; mich beruhigte der Gedanke, daß bey so vielen neuangekommenen fürstlichen Gästen und ihrem Gefolge sich

jene Gestalt, minder merklich verlieren mußte. Zwar schlug mein Herz heftig, als ich, beym Eintreten am Arm meines Onkels, ihn im Fond des Saales stehen sah; aber die unbefangene Ruhe, mit der er sich verbeugte, und, als mein Vater ihn rief, um ihn unter den schmeichelhaftesten Ausdrücken seinem Schwager vorzustellen, sich mit diesem und mir unterhielt, gab mir all mein Selbstgefühl zurück, indem es meinen Stolz aufregte.

Seitdem habe ich ihn nur ein einzigesmahl, bey der Abschiedsaudienz, gesehn, die ich für gut fand, ihm im Beyseyn mehrerer meiner Damen zu geben. Er schien ihnen Allen schöner, als je. Die Freude beglückter Liebe, geschmeichelten Stolzes blitzte aus seinem strahlenden Auge. Mir hatte er früher in seinem Schmerz, in seiner Düsterheit viel besser gefallen. Ich unterhielt mich ziemlich lange und ziemlich ruhig mit ihm. War doch auch er ganz Unbefangenheit!

Es ist doch ein wunderbarer, ein erschütternder Gedanke, Jemand, der uns so gestanden, auf lange Zeit — vielleicht auf immer scheiden zu sehn! —

Dümesnard hat mir versprochen, bis zum

Frühling wenigstens in K... zu bleiben. Mein Vater läßt seinen Einsichten volle Gerechtigkeit widerfahren, und verspricht sich viel Nützliches von seiner Anhänglichkeit an unser Haus. Was Jener ihm war — wird ihm Dümesnard nie ersetzen. Ich begreife das.

Leb wohl, Herminie! — Leb wohl! Hättest du je gedacht, daß das so enden würde?

Sechs und siebenzigster Brief.

Lucie Elmwald an Rosalinde.

D..g den 10. May 1811.

Du bist es gewohnt, liebe Rosalinde, bey jeder fröhlichen oder traurigen Begebenheit unsers Hauses zur Theilnahme aufgefordert zu werden. So laß dir denn auch jetzt eine recht erfreuliche Nachricht mittheilen, und schlage mir meine Bitte nicht ab, die ich, wenn ich dir erst Alles werde erzählt haben, an dich richten will!

Du weißt, wie sehr wir uns Alle freuten, als vor einigen Monathen endlich der treue gute Eduard, nach einer Trennung von mehr als einem Jahre, wieder in unserm Kreis erschien. Schon früher hatte er ein Paarmahl, theils an meinen Vater, theils an Alphons geschrieben. Sein Gemüth schien durch Zeit und Überle-

gung sich einigermassen beruhigt zu haben, und mit inniger ungeheuchelter Freude nahm er aus der Ferne Theil an unserm häuslichen Glück, und bath meinen Mann, ihn zum Pathen seines ersten Kindes anzunehmen. Dieser Brief trug indeß noch das Gepräge trüber Schwermuth. Er sprach von aufgegebenen Lebenshoffnungen, von einem zwecklosen Daseyn, und nicht undeutlich schimmerte der Plan durch, das Kind, dessen Taufpathe er werden wollte, auch einst zum Erben seines Vermögens, da er sich nie zu verheirathen denken könnte, anzunehmen. Wir ließen das auf sich beruhen. Alphons antwortete mit herzlicher Rührung, wie es der herzliche Antrag verdiente. Die Zeit ging herum — ein Jahr war verstrichen, seit Gott mich mit dem Gegenstand all meiner Liebe und Wünsche vereinigt hatte, mein kleiner Eduard lag schon in dem Mutterarm, und plötzlich kam ein Billet von der nächsten Poststation, das uns Neuenbachs Ankunft für denselben Abend meldete. Welche Freude für uns Alle, die mitten im Glück nie anders als mit Wehmuth des unglücklichen — um unsertwillen — unglücklichen Freundes gedacht, und oft seinen Kummer als einen geheimen bittern Vorwurf gefühlt hatten!

Unser Wiedersehn war schön, aber nicht ohne Schmerz. Doch waren wir froh, Neuenbach wohl aussehend, und, als der erste Sturm des Gefühls vorüber war, auch ziemlich heiter zu finden. Mir begegnete er im Anfange etwas scheu, und auch ich konnte schwer den rechten Ton zu ihm finden. Am liebsten war er um den Vater und um Fanny, deren klares heiteres Gemüth seine gespannte Seele wohlthätig zu berühren schien. Nach und nach legten sich die aufgeregten Wellen, er gewöhnte sich an den Anblick meiner Liebe, meiner Verbindung mit Alphons, an den Gedanken, mich als das Weib eines Andern zu sehn, und ein schönes freundschaftliches Verhältniß stellte sich unter den beyden Männern her. Du wirst manche Spuren davon in meinen vorigen Briefen gefunden haben. Aber eine stille Hoffnung, die seit seiner Ankunft in meiner Brust schlief, die ich Niemand, selbst Alphons nicht, mitzutheilen wagte, äußerte ich auch nicht gegen dich. Es war der geheime Wunsch, daß Fanny dem edlen Freund werden möchte, was ich nun einmahl ihm zu seyn nicht vom Himmel bestimmt gewesen, und ich verhehle es nicht, daß manche meiner Schritte, manche meiner Reden darauf

abzweckten. Fanny wird nie leidenschaftlich lieben, dafür kenne ich sie; und Eduards Herz kann nur einer zweyten, mithin ruhigern Empfindung Raum geben. So schienen mir die beyden Gemüther wohl für einander passend, und was ihre übrigen Eigenschaften und Vorzüge betraf, wußte ich, daß Jedes hohen, wohl von dem andern erkannten und erprobten Werth besaß. Nach und nach fing das Ding an, sich zu machen, die leisen Funken zündeten, Fanny's tiefe Hochachtung und ihre zarte Theilnahme an Neuenbachs Geschick gaben ihrem Betragen gegen ihn eine seltne, aber sehr anziehende Weichheit, sein so lange gedrücktes Herz öffnete sich diesen zarten Anregungen, und kurz, ehe drey Monathe vergangen waren, hatte eine innige Freundschaft ihre Seelen verbunden. Daß ich Fanny größten Theils gebildet, gibt ihr in des allzutreuen Freundes Augen, wie er es neulich Alphons gestand, einen Reiz mehr. Fanny liebt ihren Freund, wie dieß heitere, ewig klare Gemüth zu lieben fähig ist; mein Vater sieht seinen alten Lieblingswunsch erfüllt, den werthgeschätzten Handelsgenossen seinen Sohn nennen zu können, Alphons ist selig in dem Gedanken, den Mann, dem er willenlos so weh ge-

than, wieder zufrieden zu sehn, und so erheitert sich uns durch Gottes Güte auch der letzte düstere Punct unserer Aussichten.

O meine Rosalinde! Sind wir auch so vielen Glückes würdig? Kann ich wohl, so viel ich auch gelitten, jene Schmerzen für ein genügendes Opfer halten, im Vergleich mit der Seligkeit, deren ich jetzt seit anderthalb Jahren ununterbrochen genieße? Wie Alphons an jenem Tage unserer ersten Verlobung mich geliebt, so währt seine Liebe, zart, innig, heiß, noch immer fort, und wenn im ruhigen Besitz jene stürmischen Auftritte nicht mehr Statt haben, die sonst Seligkeit und Jammer über unser Daseyn brachten, so beglückt und verschönt eine gleiche milde Wärme jeden Augenblick meines nur ihm geweihten Lebens. Möge der Himmel Fanny ein ähnliches Glück schenken! Doch — es gibt nur Einen Alphons!

Die Verbindung des jungen Paars ist auf den nächsten Monath festgesetzt. Wir werden sie in Erlhof feyern, wohin ich in ein Paar Tagen abzugehn, und alles zu den Hochzeitfeyerlichkeiten einzurichten denke. Willst du nun, theure Freundinn, die von jeher unser Glück und Unglück theilte, uns alle, und vorzüglich

Fanny, die seit deinem ersten Besuche mit inniger Verehrung an dir hängt, recht vergnügt machen, so schenke uns deine Gegenwart, und erlaube, daß ich dir die Pferde, oder vielleicht meinen Alphons selbst sende, der ebenfalls die Stunde nicht erwarten kann, die einzige treue Freundinn seiner Lucie kennen zu lernen! Leb wohl!

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
2445
P8N4

Pichler, Karoline (von Greiner)
Die Nebenbuhler